Reise

durch

Frankreich

vor und nach der Revolution.

Von

A. Riem.

Erster Band.

Auf Kosten des Verfassers
und in Commission
bei Gerh. Fleischer d. J. in Leipzig.
1799.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Inhalt.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Reise

durch

Frankreich

vor und nach der Revolution.

Erster Band.

Erstes Kapitel.

Einleitung. Fruchtbarkeit von Elsas. Saverne. Kardinal Rohan und dessen Waldserails. Ein royalistischer Postmeister. Lüneville, und Abscheulichkeit, welche die Gensd'armes daselbst verübten. Nancy mit seinen Advokaten. —

Ich rechne es für eine wichtige Sache, Frankreich sowohl vor als nach der Revolution bereiset und beobachtet zu haben. Dieser Staat hat gegenwärtig eine Gestalt erhalten, welche durch einen fast unendlichen Abstand, von dem, was er in vielen Beziehungen vorher war, abweicht. Es ist fast unglaublich, wie sehr alles seine Gestalt veränderte, und wie ausserordentlich der Unterschied, selbst im Nationalcharakter des Volks, gegen das ist, was er ehedem war. Ich werde der Ordnung nach meine Bemerkungen hier mittheilen, und um nicht das Letzte, so interessant es auch immer seyn mag, vor dem Ersten zu

erzählen, meine Beobachtungen vom Jahre 1785. hier anfangen.

Meine Reise gieng durch die Unterpfalz nach Straßburg. Der damalige dänische Konsul zu Algier gieng durch die Schweiz nach seiner Bestimmung, und wir machten bereits von Sachsen aus gemeinschaftliche Sache mit einander, und reisten bis Straßburg in Gesellschaft, wo wir uns trennten. Nichts übertrifft die Gegenden der damaligen Unterpfalz, die jetzo den größten Theil des Departements vom Donnersberge ausmacht, an Fruchtbarkeit; als das noch reichere damalige Elsas. Wir waren kaum über die Grenze desselben, als wir schon eine kräftigere Vegetation in Eichen, Bäumen und allen Gewächsen wahrnahmen. Nichts aber konnte die Höhe des Hanfs übertreffen, der wie Zuckerrohr bis zur Höhe von sechzehen Fuß und mehr noch hinaufschießt, ein Wachsthum, der bereits so sehr ans Unglaubliche grenzt, daß ich es kaum wage, von seiner wahren, noch weiter reichenden, Höhe zu sprechen. Schon die Pfalz besitzt einen Boden, in welchem auf offenem Felde alle Ge-

müsarten, Spargeln, Kohl jeder Gattung u. s. w., wie in den Gärten Niedersachsens und Brandenburgs, und noch ungleich schöner, gebaut werden. Bei weitem wird aber dieses Land durch die höchst fruchtbaren Aecker um Straßburg übertroffen, die alle dem ausgesuchtesten Gartenlande ähnlich sind.

Unfern von Straßburg wird das Land gebirgigt. Saverne liegt an schönen Anhöhen und kleinen Bergen, auf welchen der Herr Erzbischof von Straßburg und des heiligen Stuhls Kardinal, Prinz von Rohan, welche grade damals wegen der Halsbandgeschichte in der Bastille zu Paris saßen, mit verschiedenen zu Harems bestimmten Lusthäusern verschönert hatten. Dieser würdige Geistliche haben eben einige Zeit vorher ein schuldloses Mädchen mit Gewalt seinen Aeltern rauben lassen, und allerhuldreichst geruhet, es in höchsteigner Person zu nothzüchtigen. Das unglückliche Opfer der Fallibilität Seiner Eminenz, welches in einem dieser Waldserails verschlossen wurde, hatte Mittel gefunden, aus einem Fenster zu

entspringen, und man sollte kaum glauben, daß es möglich sey, die Heiligkeit seiner Hochwürdigsten Königlich bischöflichen Hoheit war so tief in das Herz aller Hofleute eingeprägt, daß sie es wagen durften, ohnbeschadet derselben, ein öffentliches allgemeines Treibjagen anzustellen, um das unglückliche Mädchen wieder zu fangen.

Alle diese angewandte Mühe war nun freilich vergebens: und Se. Eminenz unternahmen, um sich zu zerstreuen, eine Reise nach Paris, wo sie in der grenzenlosen Verliebtheit und apostolischen Einfalt ihres Herzens, die Tragödie mit der Halsbandsgeschichte, aktäontischen und spitzbübischen Andenkens, spielten. So geduldig übrigens damals die Nation noch die despotischen Vexationen der Geistlichkeit, der Finanzpächter und des Militairs ertrug, so wenig schonten die meisten Bürger das Andenken ihrer Tyrannen. Ich erinnere mich eines Tischgespräches über diesen Kardinal, von dessen Verhaft eben die Nachricht nach Straßburg gekommen war. Einige Herren redeten mit aller Freiheit über das unwürdige Betragen des Kardinals und der französischen Geist-

lichkeit überhaupt. Einer behauptete, es wäre ein Kapitalverbrechen, seinen König zum zweitenmal krönen zu wollen; besonders von einem geistlichen Herrn. Einer rief laut — mais, le Roi y est accoutumé — Vous avés raison mon Ami, schrie ein anderer: Car sans ces Messieurs là, il y auroit bien des familles eteintes. Ich gestehe, daß mich alles, was ich hörte, sehr wunderte. Ich glaubte, die Achtung der Franzosen für ihre Könige wäre ohne Gleichen. Hier erzählte man die skandalösesten Geschichten von der Galanterie der Königin und von der grenzenlosen Geduld des Königs.

Mir war dieses um soviel auffallender, da ich die Herren Postmeister, von Germersheim an, sehr respektvoll vom Könige reden hörte. Wir mußten nämlich auf der ersten französischen Poststation statt zwei Pferden, die wir erhielten, drei Pferde bezahlen. Ich widersetzte mich dieser Forderung als ungerecht, und hielt sie für eine so gewöhnliche Postmeisterprellerei. Der Postmeister holte statt aller Antwort ein gedrucktes de par le Roi, wobei er die Mütze

abnahm, indem er es vorlas. Dieses Mandement du Roi enthielt, daß, weil im Jahre 1772. der Hafer sehr theuer gewesen wäre, jeder mit Extrapost-Reisende statt zwei Pferden, die er erhielt, drei bezahlen sollte. Ich unterbrach ihn mit der Bemerkung, daß wir jetzt im Jahre 1786. reiseten, wo der Hafer wohlfeiler wäre. Ja! gab er zur Antwort; darauf müssen Sie nicht sehen, sondern auf das, was nachkommt, nemlich et le Roi le veut. Ah! sagte ich: cela suffit — — Oui! versetzte er: cela suffit, und so zahlte ich aus.

Der dänische Konsul war damit aber nicht so zufrieden, wie ich. Denn das de par le Roi sagte kein Wort davon, daß diese Erhöhung immerwährend statt finden sollte. Der Postmeister hatte aber noch ein neueres Mandement, das die Fortsetzung wirklich verordnete, und wobei der Postmeister auf das tel est nôtre bon plaisir einen starken Nachdruck legte. Bon plaisir — murrte der Konsul, ich kann doch ohnmöglich glauben, daß der König ein bon plaisir daran finden kann, mir für Nichts und wieder Nichts den Beutel zu leeren; c'est un bien mauvais

plaisir, setzte er hinzu. Bien pour vous, erwiederte der Postmeister, mais pas pour le Roi. Ich dachte, ich sollte zerspringen für Lachen. Der Postmeister nahm es übel, und endigte damit — Enfin, il faut obeir. Auch wenn der König befähle, versetzte der Konsul bitter, daß man ohne alle Ursache und Recht den Herrn Postmeister aufhänge? — Encore il faudroit obeir, war das letzte Wort.

Gewiß war dieses eine charakteristische Resignation eines Unterthanen — das höchste Ideal despotischer Sklaverei! denn wir konnten keinen Augenblick zweifeln, daß dieses nicht des Postmeisters vollkommenster Ernst wäre. Alle Ordonanzen und Mandements der französischen Regierung zeigten den Geist des unbegrenztesten Despotismus, und bewiesen, wie tief Monarch und Ministerium die Nation unter ihnen zu seyn glaubten. Sie waren größtentheils charakteristische Aktenstücke der Denkungsart des Hofes — eines Hofes, der, troz allem, was man von der Güte Ludwigs XVI. sagte, die bloß Schwäche war, der verderbteste auf unserm ganzen Erdenrund war.

Ich kam nach Lüneville zu einer Zeit, wo die Stadt voll von einer niederträchtigen Handlung der adlichen Garde des Königs war; einer Handlung, die mir einen traurigen Vorschmack gab, von dem, was man Kultur der großen Welt nannte. Eine Sängerin hatte einem Officier von Distinktion dieser Garde über gewisse höchst dreuste Anmuthungen eine abscheuliche Antwort gegeben, und die Versuche, genothzüchtigt zu werden, mit Händen und Nägeln abgewehrt, welche sehr sichtbare Spuren im adlichen Gesichte von Sr. Gnaden zurückließen. Dieser unerhörte Widerstand mußte gestraft werden, und Seine Gnaden brachen dem zufolge mit sechs Kameraden ins Zimmer des armen Schlachtopfers ein; nothzüchtigten sie nach der Reihe, und schnitten ihr zur Danksagung Nase und Ohren ab. Grade da ich in Lüneville ankam, schickte sich die deshalb verordnete Kommission zur Rückreise an. Da es adliche Bösewichter waren, welche die Schandthat verübt hatten, so ließ man ihnen Zeit, zu entwischen, und arretirte einige Unschuldige zum Schein, gewiß, daß sie nach einigen Verhören losgesprochen werden würden.

In der ganzen Sache lag für die damalige Zeit ganz nichts Außergewöhnliches. Man fand es sogar billig, den Adel in Beziehung auf den Bürgerstand auf jede Art zu begünstigen. Es waren die nichtswürdigsten Missethaten eines Adlichen nichts weiter, als: „jugendlicher Muthwille," den man belachte, und dessen Folgen man unterdrückte.

Von Lüneville kamen wir nach Nancy. In der Zeit, da ich daselbst ankam, war wenigstens die halbe Stadt zu verkaufen und noch ein Viertheil zu vermiethen. Die Ursache dieser Erscheinung fand sich an einer unglaublichen Menge Häuser mit goldnen Buchstaben angeschrieben, denn fast an jedem dritten Hause fand sich eine Etiquette: „Hier wohnt der Advokat N. N. — oder der Notair N. N." Der Anzahl dieser goldnen Notizen zufolge war es warlich ein Wunder, daß es noch ein einziges Haus in Nancy gab, das nicht zu verkaufen war, oder einem Advokaten gehörte. Diese Stadt hat schöne Gegenden, eine Straße, die von vier Seiten mit prächtigem Gitterwerk und eisernen Thoren dieser Art versehen ist, la

Carriere genannt, und welche gegen das Schloß, das höchst angenehm liegt, eine vortrefliche Aussicht giebt. Aber Schönheit der Lage hat auch das „Verbesserungshaus von Nancy,“ das auf einer Anhöhe von amphitheatralischen Hügeln liegt, und wo man von Innen wohl schwerlich das Angenehme der Gegend empfinden möchte.

Zweites Kapitel.

Toul. Geistliche Gesellschaft. Bigotterie der altfranzösischen Geistlichkeit. Charakteristik derselben.

Von Nancy kamen wir nach Toul, deren Thürme von ferne anzeigten, daß hier Domherren und Kanonici ihr Wesen trieben. Mir ist es immer, als trügen diese Domthürme das Bild der Charakteristik der Stadt; als riefen sie dem Wanderer zu: „Hier sey vorsichtig, denn die Bigotterie ist hier einheimisch.“ Auch muß dieses mit Toul zu der Zeit statt gefunden haben, denn wir erhielten hier eine Vermehrung von Reisegesellschaft, die

aus zweien Kanonicis und einer Dirne in Officiersuniform bestand. Die französische Geistlichkeit war damals eben so ausschweifend in Bigotterie als Galanterie. Komisch war es anzusehen, wie der eine geistliche Herr mit unbeschreiblicher Andacht sein Brevier abbetete, und zugleich seine verkleidete Konkubine beobachtete. Dieser Kerl, denn seine gränzenlose Stupidität und seine bocksmäßige Wollust machten ihn des Namens eines Mannes unwerth, war, was sonst der Franzose nicht zu seyn pflegt, sehr eifersüchtig, und machte den armen Officier gar jämmerlich herunter, wenn er sich nur irgend mit seinen Augen oder einem Worte verging, und das unter dem Titel seines Mentors. Dieses machte nun alles bald deutlich, und gab zu äusserst lächerlichen Auftritten Anlaß. Zuletzt gieng dieses so weit, daß der arme Officier von einem lustigen Kumpan auf einen Zweikampf herausgefordert wurde, der sich damit endigte, daß der Herr Kanonikus von Toul eine unangenehme öffentliche Beichte ablegen mußte, wobei von unserer Seite viel gelacht, und von seiner viel hinterher gebetet wurde.

Wie sehr der Franzose geneigt sey, in Allem die beiden Extreme zu vereinigen, das fand ich schon, und auch hier, in der Beobachtung der Geistlichkeit dieser Nation. Galanterie, die in der Praktik oft zum Extrem der ausschweifendsten Liebe ausartet, vereinigt sich bei diesem Stande mit dem grausamsten Verfolgungsgeiste. Ohne eine Inquisition zu haben, wüthete diese Priesterschaft zu allen Zeiten mit der größten Intoleranz und einer Nichts verschonenden Grausamkeit gegen alle Andersdenkende. Die höchste Andacht, religiöse Schwärmerei, und der Blick voll Sehnsucht zum Himmel, unterscheidet sich nur durch einen geringen Zug am Munde, von Schwärmerei einer exaltirten Liebe. Das Gesicht einer Maria Magdalena enthält zugleich den Blick des Genusses, der höchsten Wollust.

Auf diese Art vereinigte der Geistliche in Frankreich, vor den Zeiten der Revolution, Tugend und Laster, indem er ihre Begriffe in verschiedenen Beziehungen seiner Konvenienz synonim machte, und sich beiden mit einem Ungestüm und einer Ausgelassenheit überließ, wovon

die Geschichte anderer gesitteter Völker wenige oder keine Beispiele liefert. Der außerordentliche Reichthum, welchen dieser Stand besaß, erleichterte ihm die Mittel, die Extreme von beiden mit Leichtigkeit zu erreichen, und seine Lasterhaftigkeit, mit welcher nur jene des Hofes rivalisiren konnte, fiel um so derber in die Augen der Nation, als seine Prätensionen auf Heiligkeit, Achtung und Ehrfurcht gleich ausschweifend waren.

Dieses machte es der revolutionairen Regierung höchst leicht, die Stimmung des Volks auf ihre Seite, und die Geistlichkeit so tief herabzubringen, daß sie als besonderer Stand, ohne Empörung und große Widersetzlichkeiten, vernichtet werden konnte. Man sahe ihr Schicksal nicht für unverdient an, und ihre schändliche Lasterhaftigkeit hielt dem Mitleid und dem Vorurtheile das völlige Gleichgewicht.

Frankreich hatte auch würdige Geistliche. Die Geringfügigkeit ihrer Anzahl aber war für die Nation nicht mehr, als was eine Schwalbe für den Frühling ist. So sehr alle andere Stände in Bildung, Wissenschaften und

Aufklärung vorwärts giengen, so weit blieb die gröste Masse derselben darinnen zurück, so daß Frankreich der einzige Staat in der Welt war, wo man Philosophen und Schauspieler kaum vor einem Begräbniß auf dem Schindanger retten konnte, und wo Voltaire kein ehrliches Begräbniß anders, als durch List zu erhalten vermochte. Es gehört hierzu einer kraßen Stupidität und eines boshaften Verfolgungsgeistes, um es nur wagen zu dürfen, der allgemeinen Achtung einer Nation für ihre Lieblinge solche Beleidigungen entgegensetzen zu dürfen. Es war ein Beweis von hierarchischer Wuth, wenn man die öffentliche Meinung so insultirte; Vernunft, Philosophie und der Lieblingsbeschäftigung einer ganzen Nation den Krieg erklären konnte, und das so weit, daß man die Bekenner derselben einem verreckten Stücke Vieh gleich rechnete, und beweist die Tyrannei dieses Standes über die öffentliche Meinung.

Aber dafür rächte sich auch die öffentliche Meinung schrecklich an ihren Verfolgern. Sie nahm eine Richtung, ihrer Würde gemäß, und trat siegreich aus dem Kampfe mit diesem Stande,

der

der bisher, besiegt zu werden, nicht gewöhnt war. In dem Irrthum, daß der Sieg ihm nicht fehlen könne, und daß er der Nation eben so unentbehrlich sey, als er dieselbe für gleich unaufgeklärt wie sich selbst hielte, glaubten seine Glieder durch Verweigerung der Amtsverrichtungen, und des Bürgereides, die Nation so weit zu erniedrigen, daß sie fußfällig ihnen ihre Wiederherstellung anbieten, und diese selbst unter der Bedingung des völligen Umsturzes der neuen Verfassung, annöthigen würde.

Da dieses Mittel auf eigenes Vorurtheil berechnet war, nicht aber auf die Philosophie der Gesetzgeber, zu welcher die Nation alles Vertrauen hatte, und überdem die Kriege, in welche die Nation verwickelt wurde, zum einheimischen Bürgerkrieg wenig Gelegenheit an die Hand gab, so suchte ein Theil der Geistlichkeit, in jesuitischer Moral geübt, sich der Aemter wieder zu bemächtigen; schwor den Eid, in der Absicht, denselben bald möglichst zu brechen, und hinter ihm, als einer Schutzwehr, den neuen Staat zu untergraben. Aber dieses gelang nur wenig. Die Vendeer und Jesusoldaten trieben zwar

manchen Unfug, aber wurden zuletzt doch überwältiget. Die Prêtres refractaires, welche ihren Eid zurücknahmen, gesellten sich zu den Prêtres insermentés, die ihn zu leisten abschlugen, wanderten aus, oder wurden zur Auswanderung gezwungen.

Diese Geistlichkeit stützte ihre Hoffnungen auf die Intriguen der Hierarchie. Sie hielt ihre Auswanderung bloß für kurz von Dauer. Sie glaubte einen allgemeinen Mangel an Subjekten ihrer Art einzuführen, und die Nation durch eine geistliche Hungersnoth dahin zu zwingen, wohin sie Pitts Politik durch eine leibliche zu nöthigen wähnte; allein diese Projekte schlugen fehl, bis die zernichtete Macht des Papstes sie gleichfalls vernichtete. Ueberdem fanden sich unter diesem Stande noch immer eine große Anzahl Männer, die, ohne ihre Grundsätze zu verläugnen, sich in die Zeit schickten, um alsdann bei der Hand zu seyn, wenn eine Gegenrevolution ihre Thätigkeit nöthig und anwendbar machen würde. Der größte Theil der Geistlichkeit ist nichts weniger als den Grundsätzen der Konstitution zugethan, die

mit ihr in einer gradlinigen Opposition stehen, und unter seinen Gliedern ist der größte Theil ein heimlicher Feind, der der Regierung indirekt und durch Intriguen entgegenwirkt, und sie mit Vergnügen stürzen würde. Viele Priester schleichen heimlich im Verborgenen herum, und suchen Anhänger, die ihnen darum nicht fehlen, weil die Gesetzgeber den Irrthum begingen, die Religion nicht für Sache des Staats zu erklären, was bloß bei einer Nation gedacht werden kann, die mehr aus Philosophen als aus katholischen Christen besteht. Wir werden im Verfolge davon reden, wenn wir von der Konstitution genauer sprechen werden.

Drittes Kapitel.

Französische Zollbeamten. Die Reisegesellschaft dekrotirt sich vom deutschen Schmutz auf der Grenze. Chalons. Attila der Wütherich, und der Herzog von Braunschweig. Verdün. Denkungsart der Neufranken von den Preußen und Oestreichern.

Wir verfolgten unsere Reise durch die schönen Gegenden von Bar bis zur Grenze von Lothringen. St. Dizier war damals der erste Ort, wo wir den französischen Zollbeamten in die Hände fielen. Sie machten es indessen nicht halb so arg, als die englischen, und wenigstens mit mehrerer Artigkeit. Diese Beamte hatten einen gewissen Takt durch lange Erfahrung, und eine fast untrügliche Ahndung erhalten, ob der Reisende ein Kaufmann oder nicht sey? Ich muß es ihnen zur Ehre nachsagen, daß, indessen sie die Koffer und Gepäcke mit Kaufmannsgütern von oben bis unten durchwühlten, sie nur flüchtig meine Effekten durchsahen. Einer sogar versicherte mich, daß er es für überflüssig ansehe, meinen Koffer zu visitiren, weil selbst beim Vorfinden verbotner Sachen, sie diese nicht wie Kaufmannsgut behan-

deln, weil gewöhnlich die größten Gelehrten sehr ungelehrt in dem Tarif der Kontrebande wären.

Sonderbar kam es mir vor, daß hier auf Frankreichs eigentlicher Grenze die ganze Reisegesellschaft sich von allem reinigte, was sie aus den ehedem deutschen Provinzen mitgebracht hatte. Die Bärte wurden zum erstenmal durch einen Paruckenmacher bepinselt und abgenommen; die Haare frisirt, Kleider und Wäsche verändert, und so traten wir unsere Reise nach dem wahren Frankreich auf eine wahrhaft galante Weise an. Der eine Kanonikus von Toul war das ganze Gegenstück seines Herrn Kollegen; ein munterer, junger, jovialischer Mann; der sein Brevier vergessen zu haben vorgab, mir aber ins Ohr raunte, daß ihn diese Vergeßlichkeit nie verließe. Er besuchte auf jeder Station, indessen sein Kollege in die Messe ging, das Kaffeehaus, und diente uns zum Cicerone auf der Reise. Zu Epernay, wo es nebst Ay den besten Champagnerwein giebt, führte er uns an einen Ort, wo wir ihn wirklich ganz vortrefflich fanden, ob wir ihn gleich nur

mit vierzig Sous bezahlten. Die Revolution hat ihn noch einmal so hoch im Preise hinaufgebracht, denn im Jahre 1798. bezahlte ich ihn an demselbigen Orte mit vier Livres.

Unser Kanonikus von Toul war in der alten Geschichte sehr gut bewandert, und zeigte uns unsern Chalons, wo sich der grausame Hunnenkönig Attila, der alles umher verwüstete und verbrannte, (und wo nachher der Herr Herzog von Braunschweig alles zu verwüsten und zu verbrennen drohte,) sich mit Aetius herumschlug. Er würde uns die ganze Position der Hunnen, und den Ort, wo Attila's Zelt stand, aufs genaueste gezeigt haben, wenn sich dieses im Wagen, ohne auszusteigen, hätte thun lassen. Genug er wußte alles, und wir verloren also sehr viel in militairisch-kanonischer Hinsicht. Uebrigens erzählte er uns auch, daß es wenigstens hundert Jahre wären, daß diese grausame Schlacht vorgefallen wäre, und einige Tage nachher, als Karl der Kühne sein Alliirter vor Nancy von den Schweizern aufs Haupt geschlagen wurde.

Auf einer andern Reise nach Frankreich nahm ich meinen Weg über Verdün, um die Gegenden zu besehen, wo die brave preußische Armee so viel von Krankheit, Hunger und schlimmen Wegen litt. In Verdün gedenkt man der Preußen mit vielem Lobe, so wie im Grunde überall, wo sie sich aufhielten, mit nur wenigen Ausnahmen. Ueberall nennt man sie die brave Nation, und die Armee, deren Officiere Franzosen zu seyn verdienten. Hätten sie für die gute Sache, (so nennt man in Frankreich den Republikanism,) gefochten, sagte mir einer: sie würden Wunder der Tapferkeit gethan haben. Aber so — er zuckte die Achseln — so konnte es nicht anders kommen, als es kam. Mein Wirth, Bürger George, zeigte mir, wo sie herkamen, und wohin sie zurückgingen, und ein anderer rief laut aus —: Es ist warlich Schade, daß sie nicht mehr unsere Freunde sind; ils en auront autant d'honneur, que de profit. Da hatte nun der Bürger nicht ganz unrecht.

Eben so gut als ich die Stimmung für die preußische Armee fand, so schlecht fand ich sie für die östreichische. In Chalons hörte ich

unter andern eine noch in ganz Deutschland unbekannte Sache. Die deutschen Oestreicher, sagte da ein angesehener Bürger bei Tische, sind — —, und ihr General Braunschweig, der an dem Durchlauf starb, war ein — —. Ich suchte ihn von seinem Fehler zu überzeugen, er aber versicherte mich, daß ich irrte, und daß man ja an Ort und Stelle, wo etwas vorgefallen wäre, besser unterrichtet seyn müßte, als hundert Meilen davon. Bei allem Schimpfen auf den Braunschweig, der die Oestreicher anführte, lobte er den general en chef des deux armées combinés außerordentlich, denn dieser sey ein heimlicher Republikaner gewesen, et entre nous, ce fut lui, qui a fait échouer les plans de la Coalition, et qui s'est fait battre de bon gré.

Der Franzose hat überall eine so gute Meinung von sich selbst, und so viel Vertrauen in die Richtigkeit seiner Darstellungsart, daß es sehr schwer ist, ihn eines Bessern zu belehren, wenn er einmal sich etwas als wahr einbildete. Er nimmt wohl aus Höflichkeit Gegenvorstellungen an, scheint ihnen zuletzt Beifall zu geben,

indessen ist der Fall selten, daß er eine einmal gefaßte Meinung aufgebe. In dieser Art wär es unmöglich, daß selbst der Krieg des vorigen Königs von Preußen der Nation eine schlimme Idee von den Preußen beibringen konnte. Ce sont nos alliés naturels - ils reviendront - vous verrés que ce n'est qu'une masque etc. hörte man damals von einem Ende Frankreichs zum andern, wie man mich versicherte. Diese gute Meinung geht so weit, daß jeder Franzose es für unmöglich hält, daß Preußen sich je wieder gegen die Republik erklären werde, denn sie halten es für gänzlich unmöglich. Wüßten die Brandenburger, in welchem guten Rufe sie in der ganzen Republik stehen, und wie sehr man sie als eine kluge und brave Nation schätze, sie würden weniger stolz auf diese Nation herabsehen, und einer Meinung von sich mehr Ehre machen, als so viele von ihnen gegenwärtig verdienen, und doch erhalten.

Daß die Franzosen die Oestreicher hassen, ist sehr natürlich, da sie diesem Hause alles Unglück zuschreiben, was seit vielen Zeiten her die-

sen Staat betroffen hat. Der geringste Franzose ist klug genug, zu wissen, daß Oestreich in jeder Beziehung, selbst im Frieden, Frankreichs ewiger Feind seyn werde, es sey Republik oder Königreich. Seit dem letzten Friedensbruche verabscheut der Franzose den Oestreicher von ganzem Herzen, und nur der Haß gegen England ist dem gegen Oestreich überlegen.

Es ist daher kein Wunder, wenn eine gleichsam in der Natur liegende Antipathie die Nation dahin mißleitet, die Oestreicher alles Bösen fähig zu halten, wie die Preußen alles möglichen Guten; oder wenn er im ersten Falle alles von der schlimmsten, im zweiten alles von der besten Seite ansieht, und auslegt. Dies habe ich häufig in den Urtheilen der Franzosen gefunden, und zwar ging dieses so weit, daß sie alles Gute, was eine Parthei that, auf die Seite übertrugen, die sie liebten, und alle Fehler der Preußen auf die Oestreicher, die sie so herzlich haßten. Daher entstanden jene falschen Urtheile von dem Herzoge von

Braunschweig, von denen ich oben geredet habe.

Viertes Kapitel.

Beschaffenheit des französischen Hofes vor der Revolution, welche die Revolution selbst einleitete. Schilderung des Charakters der Königin. Ursache der Unzufriedenheit der Nationen. Sie liegt in den Regenten, und den schlechten Mitteln, sie zu heben. Parallele zwischen den ═══ den preußischen Regierungen.

Ich traf gerade zu der Zeit in Paris an, als die Stadt voll von der Halsbandsgeschichte, der Arretirung des Kardinals Rohan, und lustiger Anekdoten von der Königin war. Zu dieser Zeit beschäftigten skandalöse Geschichten noch einen großen Theil der Nation, besonders lebte und webte der Adel in dieser edlen Wissenschaft der Klatscherei. In allen Cirkeln und Gesellschaften erzählte man sich tausend und abermal tausend lustige Histörchen von Petit-Trianon, und gewiß legte die Halsbandgeschichte einen dauerhaften Grund zu der Verab-

scheuung einer Königin, die sich bloß mit ihrem Tode auf dem Schavot zu endigen schien, aber auch jezo noch fortdauert, da die Akten der Geschichte todter Regenten nicht minder scharfe Urtheile erzeugen, als die Vermuthungen von der Geschichte der Lebenden.

Marie Antoinette, Königin von Frankreich, hatte für eine Nation, die sich so gerne und so herzlich mittheilt, wie die französische, zu viel Stolz, und sah immer mit aufgeworfenem Kopfe auf eine Nation herab, zu welcher sie in ihren letzten Tagen nicht hinaufzusehen wagte. Ihr langer Wuchs, ihre aufgeworfene Lippe, gab ihrem Stolze das Gepräge eines alles um sich her verachtenden Hochmuths, der jeden Blick von ihr zurückscheuchte, und kein Vertrauen zu ihr aufkommen ließ. So zeigte sie sich wenigstens bei öffentlichen Festen, und so sah ich sie selbst in Versailles bei dem Feste des heiligen Ludwigs.

Diese Königin hatte ihr unglückliches Schicksal selbst vorbereitet, und alles, was sie that, arbeitete dahin, den König, ihren Gemahl, in die Hände des Nachrichters zu bringen, ob sie

gleich dadurch die Souveränität desselben zu retten glaubte. Sie hatte den Grundsatz aller mißleiteten Regenten angenommen, daß der Despotismus allein durch seine Macht seine Selbsterhaltung bewirken könne; und alles, was sie that, ging dahin, den König von den Grundsätzen der Mäßigung zurückzubringen, für welche er so viel Sinn hatte. Wer die Geschichte der Handlungen dieser Königin näher kennt, der weiß, daß alles Unglück, das ihre Familie betraf in grader Linie, von ihrer Verschwendung, der sie sich zu Befriedigung ihrer Leidenschaften unaufhaltbar überließ; von der falschen, dem Interesse Frankreichs geradezu widerstreitenden Politik, die sie herrschend zu machen suchte; von ihrer stolzen Verachtung einer schätzbaren Nation, die sie verkannte und verkennen wollte; von der Heftigkeit, womit sie alles zu erzwingen trachtete, was sie leichter durch gelinde Mittel erhalten konnte; von dem Hochmuth, womit sie alle brauchbare Minister zu entfernen wußte, und von dem grenzenlosen Despotismus, womit sie über Schuld und Unschuld gleich kalt urtheilte, und keine Mittel verachtete, zu ih-

ren Zwecken zu gelangen, herkam; Handlungen, welche, indem sie ihren Gedanken nach von der Krone abwärts wirken sollten, gerade einen rückwirkenden Gang nahmen, welche den Thron, den sie erhalten sollten, zertrümmerten und vernichteten.

Gewöhnlich findet der Unglückliche Mitleiden. Dieser geringe Trost des Leidenden wurde ihr nicht einmal zu Theil. Man verabscheute sie allgemein, und die erklärtesten Royalisten fanden ihr Schicksal, wenigstens, nicht ganz unverdient. Sie hatte sich in jeder Beziehung zu viel Feinde gemacht, selbst bei Hofe, da ihr Despotengeist alle rechtliche Mittel, Achtung zu erhalten, vernachlässigte, und lieber gefürchtet als geliebt seyn wollte. — Sie haßte Vergennes, der es wagte, sie von ihrer Politik, die nur für Oestreich wirkte, zurückzuleiten, und da dieser sich entschlossen erklärte, so fand man ihn den andern Tag, wie man am Hofe sagte, von einem Schlagflusse getödtet. Necker, damals noch der Liebling der Nation, wagte es, ihre Verschwendung einzuschränken und Vorschläge zu einer bessern Oekonomie des Hofes zu thun,

und wurde seines Dienstes entsetzt. Sie brachte die Nation aufs äußerste, und zwang sie zu den heftigen Maaßregeln, die sie ergriff, und legte durch ihre Anstrengungen für Autokratie den wahren Grund zur demokratischen Republik. Frankreich verdankt ihr also in einem gewissen Sinne seine ganze jetzige Verfassung und Konstitution.

Alle Mittel der Gewalt haben es an sich, daß sie die Renitenz und jede Art von Widersetzlichkeit reizen. — Je stärker sie wüthet, je mehr belebt sie die Zurückwirkung, und da die allgemeine Kraft der Nation, und die Summe ihrer Einsichten, jedesmal jene des Hofes, und selten richtig sehender Hofleute übertrifft, so ist der Erfolg von beiden leicht einzusehen. Die stärkere Kraft überwindet die mindere. Das größere Talent reinerer Vernunft einer Nation und ihrer Weisen besiegt das Ding, das man bei Hofe Verstand nennt, und eigentlich nichts weiter, als verschrobene Politik ist, die in tausend Wendungen aufs Ungefähr berechneter Intriguen besteht, die sich gewöhnlich in ihren eignen Irrgängen verirrt.

Ganz auszeichnend war alles dieses in der Nation und dem Hofe der Franzosen anzutreffen. Der Mißbrauch der königlichen Gewalt, welche nichts weniger als autokratisch, oder unbegrenzt war, die Verweisung der Parlamente, die Mißhandlungen, womit Hof, Adel und Geistlichkeit den dritten Stand, oder die eigentliche Nation, der Verachtung ihrer Selbst preis geben wollten, scheiterte an der Unvernunft dieser Maaßregeln. Er fing an, seine Kraft und seine Würde zu fühlen, ehrte sich selbst, und demüthigte mit beispielloser Entschlossenheit Hof und Stände, und setzte sich in Rechte, die man ihm nie hätte streitig machen sollen.

Die Königin war nicht gewohnt, irgend einer ihrer Leidenschaften und Begierden Gewalt anzuthun, viel weniger ihnen anthun zu lassen, und da sie den ganzen Stolz, der dem östreichischen Hause so eigenthümlich ist, besaß, so vollendete sie dadurch, was weder Aufklärung, Vernunft und Nationalwürde, vor einem langen Ablaufe der Zeit würden haben leisten können. Denn noch ist immer eine große Kluft zwischen Einsichten seiner Rechte; Ueberzeugung, daß sie

uns

uns zukommen und nicht sollten geraubt werden, und der Neigung sich in den Besitz derselben einzusetzen, und deshalb den Kampf auf Leben und Tod mit seinem Regenten zu wagen. Der Mensch im größten Theile hat eine Tendenz und unbesiegbare Neigung zu einem ruhigen Leben, eine um so nützlichere Eigenschaft, da sie die Bande des Friedens fester knüpft, und seine Früchte reifen läßt. Ich bin überzeugt, daß es keine Nation in der Welt gebe, die im höchsten Zustande der Erleuchtung, und bei den innigst gefühlten Menschenrechten, einen gewaltsamen Schritt wagen würde, sich in den Besitz derselben zu setzen, so lange nicht Regenten der Vernunft und diesen Rechten einen offenbaren Krieg erklären. Ja die Nationen übersehen sogar Fehler der Regierungen, (und welche Art derselben ist in dieser unvollkommnen Welt ohne Fehler?); so bald dieselben nicht eine erklärte Fehde gegen die Vernunft und diese Rechte beginnen.

Friedrich der Große bekämpfte weder die Rechte der Denkfreiheit seiner Unterthanen, noch schränkte er jede andere bürgerliche Freiheit

ein, ob er gleich nichts weniger, als Widersetzlichkeiten gewisser Art vertragen konnte. Manchmal fiel er sogar in den Fehler des Despotismus, den seine eigene Vernunft verabscheute, da er aber nie der Vernunft, nie der Erleuchtung der Nation; nie den Rechten derselben widersprach, oder sie gar bekämpfte, so gab es keinen einzigen unter den Millionen, die er beherrschte, denen nur der Gedanke einer Revolution einfiel. Es gefällt der Vernunft, in ihrer Freiheit wirken zu dürfen, und mit Vergnügen übersieht sie kleinere Angriffe auf Rechte, an deren Ausübung sie nicht gewohnt ist, und die für sie das Gewicht nicht haben, wie jene der Denkfreiheit. Die Nation gab ihren Beutel preis, da ihr König einen guten Gebrauch von den Abgaben machte, und sie nicht elend verschwendet wurden.

Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm der Zweite war die Freude der Nation, so lange er dieses Beispiel befolgte. Sein zu lenksames Herz fiel in schlechte Hände. Schwärmer, politischer, theologischer und antiphilosophischer Art, bemächtigten sich seines Verstandes, der

ohne Selbstständigkeit war. **Wöllner** erklärte der Nationalerleuchtung und der Vernunft den Krieg, indem er die Denkfreiheit zu unterdrükken, das übelausgedachte Wagestück unternahm; **Bischofswerder**, klüger in seiner Einbildung als **Friedrich der Große**, stürzte das politische System in Trümmern, opferte für Dosen mit Diamanten gefüllt, und eitle Ehrenbezeugungen, die er in **Wien** erhielt, den Schatz der Nation, und Menschenleben in Kriegen ohne allen Nutzen, und in Allianzen, die Preußens Monarchie an den Rand des Abgrunds brachten. Ueberzeugt durch den Erfolg, daß seine Maaßregeln verderbend waren, suchte er die öffentliche Meinung dadurch zu schwächen, daß er alle politische Unterredungen durch Spione bemerken, und alle Akten der Vernunft durch Preßzwang zu vernichten strebte. Da ihm dieses nicht ganz glückte, machte er mit seinen Konsorten dem zu guten Könige seine Unterthanen verdächtig; ließ ihn in jedem einen Jakobiner sehen, und löste die Bande des Vertrauens und der Achtung zwischen König und Nation völlig auf.

Nicht genug, hiedurch den König mit seinem Volke entzweit zu haben, stürzte er denselben in die Arme der Wollust und einer damit immer begleiteten Verschwendung. Die Nation bemerkte dies alles nur gar zu sehr. Die Unzufriedenheit war allgemein, und da man nun mit Despotismus dagegen zu wüthen anfing, so würde, hätte das Unwesen länger fortgedauert, die Revolution, an welche sonst kein Brandenburger dachte, unfehlbar das einzige gewesen seyn, was aus solchen irrigen Maaßregeln hätte hervorgehen können.

Friedrich Wilhelm der Dritte trat unter solchen traurigen Umständen die Regierung an. Er schonte das Andenken seines Vaters, indem er jene staatsverrätherische Parthei nicht auf den Rabenstein schickte, und ging mit festem Schritte den einzig richtigen Weg, den Vernunft und das Beispiel des großen Königs ihm vorzeichnete. Er setzte die Nation in ihre Rechte ein; der Hof gewann eine bessere Gestalt als vorher, indem er die Intriguanten-Clique bestochner Staatsverräther entfernte; Männer von Verdiensten ersetzten in seinem Kabinet die Stelle der Machiavellisten; die Politik nahm den

Gang, der dem Interesse der Nation angemessen war; die Denkfreiheit erhielt ein weiteres Feld; der Krieg gegen die Vernunft wurde durch einen Frieden aufgehoben, und da die Oekonomie des Königs musterhaft wurde; da er im Abgabensystem nur Eine Art von Unterthanen im Allgemeinen anerkannte, und die lächerlichen Exemtionen der Stände auf die Seite wies, so trat eine erleuchtete Nation in die Grenzen der Zufriedenheit zurück, und in die Achtung und das Vertrauen, welche den jetzigen Thron eben so sehr zu erhalten und zu stärken bereit sind, als Unzufriedenheit, Verachtung und allgemeines Mißtrauen den Thron seines Vorgängers bedrohten.

Wir finden in den pfalzbayerschen Staaten ganz dasselbe Beispiel — eine gleiche Anwendbarkeit der gezogenen Paralelle, zwischen Karl Theodor und Maximilian Joseph, dem jetzt regierenden Churfürst. Aber auch ganz dasselbe wiederhergestellte Vertrauen kann diesem gerechten und weisen Fürsten nicht entstehen, der alle Fehler der alten Regierung zu bessern strebt, und sich die allgemeine Ach-

tung und Liebe seiner, unter der vorigen Regierung sehr mißhandelten, Unterthanen bereits erworben hat.

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung. Schilderung des Charakters Ludwigs des Sechzehnten.

So willig und bereit sind die Nationen zu allen Zeiten, den höchsten Drang der Umstände zu vergessen, und alle Leiden, welche der Despotismus einer irre geleiteten Regierung über sie brachte, so bald ein Regent auftritt, welcher die Fehler seiner Vorgänger nicht zu bemänteln sucht, und sie wenigstens dadurch öffentlich eingesteht, daß Er eine andere Art des Benehmens einschlägt. Und nichts ist natürlicher, als daß durch Schäzzung der Vernunft und Menschenrechte, die Regenten Ihre Sicherheit, Ehre und das Glück der Nation gründen. In diesem Falle versammeln sie die Weisen der Nation um ihre Person. Männer, die unter dem Despotismus zu thäti-

gen Volksführern reisten, werden anstatt dessen Räthe des Regenten. Mit ihnen tritt die öffentliche Meinung und das Vertrauen zum Fürsten über, und statt an Revolutionen zu denken, arbeiten die edlen und guten Männer an Errichtung der Harmonie zwischen Regent und Nation; an Verbesserung der Mängel, welche das Volk drückten und zur Unzufriedenheit leiteten. Mit ihnen, welche die Anhänglichkeit des Volks besitzen, tritt es selbst auf die Seite des Herrschers. Regent und Nation, die vorher widerstrebende Mächte waren, werden Ein Ganzes, auf einen gemeinschaftlichen Zweck hinwirkend, auf das Wohl dieses Einen, ungetrennten, untheilbaren Ganzen.

So wenig dieses eines Erfahrungsgrundes zu seiner Bewahrheitung bedarf, so kann es nicht außer seinem Orte seyn, den Leser und Beurtheiler auf das Beispiel Ludwigs XVI. aufmerksam zu machen. Das französische Volk gieng durch eine gewaltthätige Revolution aus den Ketten des Despotismus hervor, die es selbst zerbrach. Es befand sich im höchsten Grade der Exaltation, da es den König von Ver-

sailles nach Paris holte. Kaum hatte der König sich geneigt bezeigt, den Despotismus zu vernichten, und auf die Seite der Nation zu treten, so bemächtigte sich ein unglaublicher Enthusiasmus des Volks, das in den lautesten Ausrufungen ihm dafür seinen Dank, seine Liebe und seine Freude bezeigte. Hätte die Königin und die Faktion der Prinzen nicht Ludwigs edle Entschließungen zu vernichten gewußt; hätten sie ihn nicht gegen ein Volk bewaffnet, und ihm sein Herz so ganz zu entwenden gewußt, wie ihre Intriguen es wirklich vollendeten, und zwar auf den Grad vollendeten, daß er Eid und Pflichten aufopfern, und der Nation, und mit ihr Thron und Regierung entfliehen mußte; Ludwig lebte noch, als die Freude seiner Nation, und an Demokratie wäre nie gedacht worden. Aber was blieb dem von seinem Könige verlaßnen völlig verkannten Volke übrig, als die Zügel einer Regierung selbst zu ergreifen, die der König durch seine Flucht selbst von sich warf, und nur unter der Bedingung des Despotismus wieder in die Hand zu nehmen laut erklärt hatte?

Ludwig XVI. war für seine Person zu nichts weniger tauglich, als König zu seyn. Vielleicht würde er bei einer sorgfältigen Bildung ein guter ehrlicher Privatmann geworden seyn, aber ein guter König zu werden, dazu hatte ihm die Natur alles Talent versagt. Man nehme hinzu die gewöhnliche Erziehung der französischen Prinzen, und es würde ein Wunder gewesen seyn, wenn er einen Grad besser geworden wäre, als wir ihn kennen. Ich habe ihn genau beobachtet, und warlich nichts an ihm gefunden, daß den König auszeichnete, ausgenommen die Art, wie er den Kopf empor trug, der mit den bedeutungsleersten Mienen auf einer fetten Fleischmasse saß. Er schien einen entschiedenen Hang zur Unthätigkeit und Trägheit zu haben, und in seinem Blicke war nichts, was einen auf die Vermuthung bringen konnte, als dächte er — am wenigsten, als dächte er mit Anstrengung. Züge von Gutmüthigkeit, Bonhommie und Seelenschwäche konnte man nicht verkennen. Er schien eine Maschine zu seyn, die alle Eindrücke von auswärts erwartete; aus welcher kein innerer Funke von Kraft, Selbst-

thätigkeit und Genie zu locken war, sondern auf welche immer von außen gewirkt werden mußte. Daher kam es, daß er ein Mann ohne Charakter war; daß er jedem leitenden Eindrucke folgte, den seine Ministers und Gemahlin auf ihn machen wollten. Unstät in seinen Meinungen; schwankend in seinen Entschließungen, unwissend in der großen Wissenschaft, König zu seyn, mußte er sich seinen Ministern blindlings überlassen; ohne Kraft in seinen Entschließungen fand er oft weise Vorschläge für gut, nahm sich fest vor, sie durchzusetzen; aber eine kluge Benutzung seiner natürlichen Schwäche machte es der Königin leicht, alle zu vernichten. Er wollte den Schein haben, als regiere er wirklich selbst, und um durch ihn zu regieren, und ihn bloß zur Maschine zu machen, durfte man ihn nur glaubend machen, er regiere wirklich.

Ludwig XVI. war alles, was er seyn sollte, nie, was er seyn wollte. Er glaubte, seine Nation zu lieben, und fürchtete sie in dem letzten Grunde, weil er sich selbst Vorwürfe zu machen hatte. Er hatte Augenblicke, wo er gerne despotisirte, und sahe nicht ein, daß

dieses mit einer neuen Ordnung der Dinge nicht verträglich war. Er hatte so wenig reifes Nachdenken und Urtheil, daß man als wahr annehmen kann, daß er nie Unrecht gethan zu haben glaubte; und daß er bei einem zweifachen Meineid, und da er das Volk bekriegen wollte, nichts Arges daraus hatte, sondern mit den besten Absichten eines einfältigen Herzens handelte.

Diese Einfalt der Seele macht es erklärbar, wie er Widersprüche vereinigen zu können glaubte, und mit ruhigem Phlegma ein Schicksal ertrug, wobei ein Alexander, Karl der XII. und Andere aus Wuth sich selbst ermordet hätten. Er hatte viel von seinem Vorgänger in einem gleichen Schicksale, Karl dem Ersten von England, nur weniger Kraft als dieser. Sie macht es erklärbar, wie er sich vor Richter stellen konnte, die doch, nach seiner Meinung, ihn zu richten, kein Recht hatten. Er hätte die Nationalversammlung zwingen können, einen Königsmord zu begehen, wenn er Seelengröße genug gehabt hätte, ihr Tribunal zu verwerfen, und keine Frage zu beantworten. — Er starb als Verbrecher der beleidigten Nation, da er sich

mit ihren Stellvertretern, als Prüfern seiner Handlungen, einließ, und Antworten gab, welche Fakta widerlegten. Er degratirte sich dadurch selbst von der Würde und Unverletzbarkeit, die ihm die erste Konstitution gab, und trat in den Rang jedes andern Beschuldigten ein, der Rede stehen mußte. Er redete immer mehr, als er überlegte; letzteres war ihm nicht möglich, und so war es kein Wunder, daß der Hof und seine Gemahlin ihn in alle Schritte leiteten, die ihn nothwendig um Krone und Leben bringen mußten.

Ludwig XVI. war der Fangeball seiner Hofleute, Minister und Gemahlin. Sie warfen sich ihn zu, wie es ihnen wohlgefiel; bedienten sich seiner, wozu sie wollten und Lust hatten. Seine gutherzige Schwäche wurde von Prinzen und allen gemißbraucht, und eine Quelle von Verschwendung an Unverdiente; einer falschen Politik; eines großen Mißbrauchs der Gewalt, die er besaß, und Andere lenkten. Seine Laster und Verbrechen, deren die Nation ihn beschuldigte, waren größtentheils wahr und richtig. Nimmt man aber die Gründe, aus de-

nen er handelte, wie sie waren, so finden wir in ihnen Handlungen, die er für Pflichten und Wohlthaten ansahe, für Tugenden hielt, und mit dem besten Herzen verübte. Er war seiner Gemahlin in dem Verhältnisse treu, als sie ihm ungetreu war. Er hatte wenig Temperament, nur jenes leichte kurz auflodernde königliche Feuer, das sich nur bei vermutheter Beleidigung seiner Person entzündete, und eben so plötzlich verrauchte. Seine Seele war gleichsam eine Tabula rasa, auf die alles gebracht werden mußte, auf welcher sich nie etwas bleibend befand.

Sechstes Kapitel.

Charakteristik des Hofes — und des Adels, welcher mit den Prinzen auswanderte.

Im Privatleben hat ein Charakter, wie ihn Ludwig XVI. besaß, gewöhnlich etwas Anziehendes und Gefälliges, obgleich nichts Achtungswürdiges. Er setzt den Menschen in den

Zustand des passiven Guten und negativer Tugend. Mit andern Worten zu reden, die Gutmüthigkeit gefällt, weil sie zu den gewöhnlichen Fehlern thätigerer Menschen keine Geneigtheit hat, und das Bild eines ruhigen Seelenzustandes darbietet, das alsdann nur Achtung verdient, wenn er der Lohn siegreich bekämpfter Leidenschaften ist. Es ist ein Bild, das nur seiner Farben, nicht seines innern Gehalts wegen gefällt. Gutmüthigkeit von Trägheit erzeugt; Seelenruhe, die aus Phlegma hervorgeht; Ehrlichkeit ohne Grundsätze; Theilnehmung aus Weichlichkeit; Hang zum Guten, weil man, Böses zu thun, zu faul oder zu abergläubisch ist, alles dieses sind Bilder ohne allen Werth — Erscheinungen, welche bei längerer Bekanntschaft den Menschen unerträglich machen, und keines thätigen Menschens Beifall erhalten.

So würde Ludwig XVI. als Privatmann erschienen seyn. Der Zufall brachte ihn auf den Thron, und in die Hände raffinirter Bösewichter am seinen Thron her. Und so wurde er alles, was diese wollten, daß er seyn sollte. Das Bild, das ich bereits an einem andern

Orte von den Bösewichtern entwarf, welche diesen König umgaben, war ganz eigentlich hieher bestimmt, und schildert den Hof dieses unglücklichen Königs nur mit schwachem Kolorit. Die Masse der Prinzen, der Polignacs, und hohen und niedern Bedienten bildeten eine zwischen König und Königin vertheilte Faktion.

Die Prinzen von Geblüte machten in jeder Hinsicht, wenn wir den Menschen nach seinem wahren Werthe beurtheilen, die niedrigste Klasse des Staats aus, und gingen in den elendesten Lastern, Verbrechen und Attentaten auf alles, was Moralität Ehrwürdiges und die Menschheit Heiliges hatte, so weit, daß sie der getreue Schildknappe aller Niederträchtigkeit, Calonne, selbst verachtete. Meuchelmord, Vergiftungen, Einkerkerungen, Kabalen, und alle jene Künste der Hölle, die Ruchlosigkeit der infamsten Gattung erfand, und Nichtswürdigkeit der höchsten Größe ausüben konnte, waren an der Tagesordnung ihrer Konvenienz. An sie schloß sich der verderbte Theil des Adels an, der nach Bürgertugenden zu streben für verächtlich, und Gesittetheit wo anders, als im tiefsten

Unflath des Lasters zu suchen, für barbarisch hielt. Er suchte Glanz und Größe darin, die Maschine zu seyn, durch welche jene Infamieen verübt wurden, und zog um den Thron herum einen Kreis von Auswurf der Menschheit, der schwärzesten Uebelthäter, der bereitwilligsten, mehr als vorbelmäßigen Kuppler und Kupplerinnen, von Knabenschändern, Giftmischern, Volksfeinden, und einen so finstern Dunstkreis, den die Ausflüsse der schwärzesten Verbrechen vergifteten, daß nie ein Lichtstrahl der Gutmüthigkeit eines Königs auf die Nation leuchten konnte, und der Souverain, mit aller seiner Macht ausgerüstet, zu ohnmächtig wurde, diesen höllischen, ihn umgebenden, Zirkel zu durchbrechen.

Alles dieses ging so weit, daß jede Art von Laster in ein System gebracht war, um es bis zur Hefe zu erschöpfen. Meine deutschen Mitbürger sind zu bieder und gut, um sich nur eine entfernte Idee von der Mannichfaltigkeit der Kultur der Laster und der weiten Cirkumferenz jener Uebelthaten machen zu können, die zum Besten der Menschheit in meinem Vaterlande noch unbekannt sind. Da bei diesen unwür-

würdigen Menschen Talent und Vernunft keine Direktionslinie zum Guten erhielt, so wurden sie zu Raffinement, welches alle Arten von Verbrechen, von der untersten bis zur höchsten Stufe ausbildete, und über Leichen und Thronen, Vergifteter und ins größte Elend Gestürzter sorglos und heiter hinweg schritt, und keinen Anstand nahm, den Thron unter sich zu zermalmen, um ihre Leidenschaften zu befriedigen. Von solchen Menschen ähnlichen Ungeheuern umgeben, würde ein Engel auf dem Thron zum Verbrecher geworden seyn, ohne es zu wissen, oder je zu erfahren.

Und ganz war dieses die Lage des französischen Königs. Der Graf von Artois, u. s. w. erschöpften die Grundhefe aller Kabale mit so viel Wuth und so viel grenzenloser Unbesonnenheit, daß er mit den andern Prinzen, ein Paar ausgenommen, sich zuletzt in seinen eignen Intriguen so sehr verwickelte, daß er sich gezwungen fand, die Flucht zu ergreifen. Mit ihm entfernte sich der ganze Pöbel des Adels, und auch mancher rechtliche Mann aus seiner Mitte, genöthigt durch Verhältnisse, oder ver-

führt, oder durch falsche Hoffnungen hintergangen, oder seine Anhänglichkeit an den König getäuscht. Der Schauplatz der niedrigsten Intriguen wurde verändert und nach Deutschland an die Höfe der geistlichen Fürsten verlegt, deren Länder mit diesem Auswurfe überschwemmt, die Atmosphäre der Moralität verpesteten, und mein Vaterland mit Lastern vergifteten, deren schreckliche Bekanntschaft noch nicht zu ihm gedrungen war.

Sie brachten mit sich die scheußlichen Grundsätze des Despotismus, hintergingen das Vertrauen aller Fürsten von Europa, wo sie aufgenommen wurden; sie organisirten das Verderben der Nationen, den Krieg der Koalition; brachten den König, unterstützt von seiner Gemahlin, aufs Blutgerüste; erschütterten die Thronen; wurden die Veranlassung zur Absetzung einiger Könige, und zur Veränderung vieler Staatsverfassungen, so wie zur Ueberschwemmung verschiedner Länder mit Horden türkischer und russischer Barbaren, die dadurch Fuß in Ländern faßten, deren Schönheit den Länderdurst ihrer Selbstherrscher vorlängst schon reiz-

ten, und siegreich in ihren verruchten Planen würden sie alle Länder Europens in die allerdrückendsten Ketten der Knechtschaft geschmiedet haben, wenn die Vorsehung sich so weit hätte herabwürdigen können, diese nichtswürdigen Plane zu unterstützen. Lügen, Betrug und Intriguen siegen selten über Wahrheit, Redlichkeit und Gradheit. Der Erfolg deckt sie auf durch Erfahrungen, und auf das Haupt der Bösewichter fällt in reichem Maaße Verachtung und Verabscheuung. Dies war das Schicksal dieser verächtlichen Intriguanten. Paul der Erste hält den Schattenkönig Ludwig XVIII. mit seinem elenden Hofe als Gefangnen in Mietau, und würde ihn seinem Schicksal überlassen, wenn er nicht in der gegenwärtigen Zeit eine schickliche Maschine für die Politik wäre. Artois findet sich in einem ähnlichen Falle in England, dessen Mitleiden und Barmherzigkeit, politischer Zwecke halben, ihn noch nicht verjagt hat. Conde's Horde hauset im Vaterlande der Schweine und Pferde, einer fast unbewohnten Provinz Polens, und zehrt von Brocken des erniedrigenden Mitleids, bis man

es gelegentlich auf die Schlachtbank in Italien führen kann, wie Pitt ihre Brüder auf Quiberon. Das übrige Gefolge des Prinzen, der Adel, flüchtet von Stätte zu Stätte, und bettelt Suppen vor den Klöstern mitleidiger Mönche.

Welch ein Abstand gegen die wollüstigen Bachanalien in Kleintrianon, und Paris? — — — Alle Fürsten, jetzt bekannt mit der Immoralität dieses Auswurfs der französischen Nation, versagen ihm den Aufenthalt in ihren Staaten, den sie mit Vergnügen brauchbaren und nützlichen Bürgern dieser Nation, welche die Zurücknahme des Edikts von Nantes zur Emigration nöthigte, gestatteten. Sie suchen durch Güte und Gerechtigkeit das Unglück wieder gut zu machen, das diese Horde von Lasterhaften und Bösewichtern über ihre Staaten verbreitete. Dabei leidet dann natürlich so mancher verführte ehrliche Emigrant zugleich mit, denn wer kann das Herz der Menschen dieser Art erforschen, die im Ganzen die Verabscheuung verdienen, womit alle vernünftige, Tugend und Rechtschaffenheit liebende, Männer sie belegen?

Siebentes Kapitel.

Charakter der hohen und niedern Geistlichkeit unter dem Königthum.

Der Charakter der hohen Geistlichkeit von Frankreich war, wo möglich, noch verderblicher und verderbter, als jener des Hofadels und der Prinzen. Nichts kommt den Wollüsten und Verbrechen gleich, welche sich Kardinäle, Erz- und Bischöfe der gallikanischen Kirche erlaubten. Sie besaßen alle eine grenzenlose Tendenz zur Herrschsucht, und daher sah man so viele Könige, bis auf den letzten, die sich von ihnen als Premierministern oder Ministern der Finanzen leiten und führen ließen. Wir kennen den Einfluß der Richelieu's, Mazarin's, Dubois, Fleurj's, Brienne's &c., die wechselsweise die Könige und ihre Finanzen handhabten, daß zuletzt jenes berüchtigte Deficit entstand, welches das Mittel wurde, den französischen Thron umzustürzen. Wer vermag es, die viele Millionen zu berechnen, um welche besonders Mazarin die Nation betrog? Wer die Schritte eines mehr als inquisitionsmäßigen

Despotismus, womit diese Diener Gottes und der Welt die sämmtlichen Bastillen von Frankreich anfüllten, und die unglücklichen Schlachtopfer ihrer Wuth, oft halbe Jahrhunderte hindurch, allmälig verfaulen ließen, in finstern Kerkern, die nie ein erquickender Lichtstrahl erleuchtete, oder eine reine Luft in den giftigen Dünsten derselben erfrischte?

Indessen lebten diese Kardinäle, Erz- und Bischöfe, zusammt allem, was man zur reichen und höhern Geistlichkeit rechnete, in einer unbeschreiblichen Ueppigkeit, feierten die wollüstigsten Bachanalien troz Alexander dem Sechsten vermaledeyten Andenkens, und waren so glücklich, bei dem Besitze des dritten Theils von Frankreich und seiner Einkünfte, sich von allen Abgaben zu befreien, welche die übrigen zwei Drittel des Reichs, oder besser Ein Drittel, denn der Adel hatte auch seine Exemtionen, erlegen mußte. Freilich drang die Noth die Könige oft zu dem Seckel des Heiligthums ihre Zuflucht zu nehmen, und sich Dons gratuits zu erbitten, die nicht leicht abgeschlagen werden konnten. — Indessen, allein Schreien der Geist-

lichkeit ungeachtet, standen diese in gar keinem Verhältnisse mit den Abgaben des unglücklichen Tiers-Etat der Nation, der eben so gut diese, als die seinigen, mit Mühe und Arbeit produciren mußte.

Da das Gewissen der Könige, und aller Männer von Bedeutung im Staate in ihrer Hand, und sie immer besorgt waren, die Bigotterie herrschend zu erhalten, so kann man sich leicht die Unermeßlichkeit des Einflusses denken, welchen sie auf das ganze Königreich hatten. Wir werden nicht irren, wenn wir sie für die obersten Quellen alles Unglücks angeben, das dieses so herrliche Land durch Jahrhunderte drückte. Die schrecklichen Verheerungen der Ligue, vorher die Bluthochzeit oder Bartholomäusnacht, alle Kriege, welche im Innern von Bürgern verschiedener Religionspartheien geführt wurden; alle Dragonaden waren theils ihr Werk, theils hinderten sie die Ausbrüche des Fanatismus und italiänischer Politik durch den Einfluß nicht, welchen sie auf ihre mächtige Beichtkinder hatten. Da der infame Karl der Neunte ganz Frankreich mit

Blut überschwemmte, und seine eigne Untertha-
nen niederschoß, war vielleicht kaum ein Duzend
rechtschaffner Geistlichen im ganzen Königreich,
welche die meuchelmörderischen Auftritte verab-
scheuten.

Das Licht der Vernunft wurde zu allen Zei-
ten von dem Klerus der gallikanischen Kirche ver-
abscheut, und ihre Sarbonnen und geistli-
che Lehranstalten waren nichts anders, als wahre
Obskuranteninstitute, welche die Stelle einer Pro-
paganda von Unsinn und Vorurtheilen vertraten,
welche ihrem Seckel so unbeschreiblich wohlthätig
waren, und so reichlich anfüllten.

Diese Geistlichkeit im Ganzen genommen,
hatte sich also auf diese Weise, als Mittel der
Selbsterhaltung, die Konservation der vernunft-
widrigsten Vorurtheile, und der abgeschmackte-
sten Meinungen gemacht, welche alle dahin wirk-
ten, das Licht der Wahrheit und Philosophie
auszulöschen, bei dessen Sonnenstrahlen sich die
Börsen der Gläubigen so leicht nicht ausleeren
ließen. Daher der heftige Kampf gegen die ge-
ringste Abweichungen von den einmal glücklich
eingeführten Vorurtheilen ihrer Religion; daher

ihre wüthende Verfolgungen gegen die Weisen und Klügern aller Zeiten; daher die Verweigerung der Rechte, Testamente zu machen, für diejenigen, welche nicht ihren heiligsten Gebrauch wenigstens mitzumachen heuchelten; daher die Verweigerung eines ehrlichen Begräbnisses für einen Stand, der öffentlich, indem er belustiget, zugleich erleuchtete; daher jene Verweigerung der Bürgerrechte an die Protestanten, und die Erklärung, daß eine Ehe von protestantischen Geistlichen eingesegnet, keine wahre Ehe sey, und keine daraus entsproßne Nachkommen legitim angesehen werden dürften; daher die gewaltthätige Einschränkung aller Preß- und Denkfreiheit, und daher endlich, unter noch tausend nicht angeführten Uebeln, die Herrschaft des Gottes Stupor, über neun und neunzig, hundert Theile der ganzen französischen Priesterschaft.

Dieses war der Grund, vereinigt mit dem Eigennutz der Klerisey, welcher sie gegen die Annahme einer Staatsveränderung so sehr empörte, und zu getreuen Anhängern des royalistischen Systems machte, nicht als wären sie von der mehreren Richtigkeit monarchischer

Grundsätze gegen republikanische überzeugt, und denselben wirklich ergeben gewesen; sondern weil sie die Beibehaltung ihrer Güter und Vorurtheile eher von einem durch sie am Gängelbande geführten Könige, als von Volksvertretern erwarteten, welche dem Vorurtheil und geistlichen Exemtionen den Krieg erklärt hatten. Wäre der Fall umgewandt gewesen; hätte der König sie ihrer Güter beraubt; hätte er ihren Lehren sich entgegen erklärt, und die Nationalversammlung dagegen sie zu erhalten ernstliche und unbezweifelbare Schritte gethan, so ist nichts gewisser, als daß der ganze Klerus auf die Seite der demokratischen Parthei getreten seyn würde, um den Thron über und über umzustürzen.

Eben dieses System des selbstsüchtigsten Egoismus würden wir bei dem Adel angetroffen haben, wenn der König das ganze Feudalsystem unterdrückt, den Adel aller Exemtionen, und des Rechts, einen höhern besondern Stand auszumachen, beraubt, und jene Verhältnisse zerstört hätte, die das Nichtverdienst über das glänzendste Verdienst erheben, wenn letzteres nicht zufällig einem Manne zu Theil würde, der aus den Lenden

eines Adlichen hervorging. Hätte die National-versammlung jene Vorurtheile und vernunftlosen Vorrechte dagegen in Schutz genommen, so möchte ich alle Ansprüche auf Menschenkenntniß demjenigen absprechen, der da behaupten könnte: der Adel würde die Sache des Königs gegen die Nation geführt, und Emigration dem vollen Besitze ihrer Exemtionen vorgezogen haben.

Bei Menschen, deren Moralität nicht die feinste Bildung erhalten hat, läßt sich wenig mehr denken, als daß Motive des Eigennutzes sie bestimmen, diese oder jene Parthei zu ergreifen. Es ist ein wahres Glück, wenn sich die Grundsätze der Wahrheit zufällig mit jener der Konvenienz vereinigen und in Harmonie bringen lassen. In diesem Falle geht der Gang jeder Sache, von vielfachen Motiven in Bewegung gesetzt, jenen unbeschreiblich raschen Gang, welchen wir besonders in der französischen Revolution gewahr werden.

Der Theil der Geistlichkeit, welcher mit Aufopferung alles Interesse, ohne Aussicht und Hoffnung als Stand dabei zu gewinnen,

der Nation beitratt, zeichnet sich um so heller aus, da seine Grundsäße als edel und groß, sich von selbst darstellen. Diese Geistlichen blieben mit Aufopferungen einer Sache treu, die sie für eben so würdig in ihrer Existenz, als wahr in ihren Principien ansahen. Sie folgten den höhern Beweggründen ihrer Ueberzeugung, über die Trümmer ihres verwüsteten Wohlstandes hinweg, sahen auf sie nicht zurück, sondern immer vorwärts auf die künftigen Aussichten blühenden Nationalglücks, welches kurze Zwischenakte von Tyrannei der Demagogen und der Barbarei des Krieges unterbrachen. Sie verzweifelten nicht an der Güte der Grundsäße einer Konstitution, die dadurch gelähmt wurde, daß die Administration manchmal sie in ihren Wirkungen durch demagogischen Despotismus lähmten, und, wo sie es für gut befanden, suspendirten, sondern blieben einer guten Sache treu, von der sie hofften, daß sie durch wahre patriotische Administratoren einmal siegen würde.

Dagegen wirkte nun auch bei dem, bei weitesten größten, Theile der Priesterschaft Eigennuß und Vorurtheil aufs heftigste gegen die An-

wendung von Grundsätzen auf die Form der Staatsverfassung, bei welchen der Seckel eben so beträchtlich litt, als der Aberglaube, der sie dann noch hätte erhalten können, wenn sie auch ihre sämmtlichen Güter verlieren mußten. Die Nation hätte ihnen eine Pension auf Lebenszeit bewilligt, wobei sie freilich nicht schwelgen konnten, wie in den königlichen Zeiten ihres Reichsthums. Der Gehalt reichte bloß für die nöthigen, nicht aber für alle überflüssigen Bedürfnisse, an die diese Geistlichen gewohnt waren. Ihre letzten Hoffnungen beruhten also auf den zufälligen Einkünften des Aberglaubens, der Furcht für Fegfeuer und Hölle. Beide brannten für den größten Theil der Nation aus. Man suchte den irregeleiteten Verstand von seinen Vorurtheilen abzuführen, und dieses gelang glücklich. Die meisten ließen weder Messen in Leibes- noch Todesnoth lesen; man gab der Heiligkeit der Sonn- und Festtäge nach dem heiligen Komput den Abschied, und setzte weltliche Feier- und Festtage an ihre Stelle. Glücklich wäre die Nation gewesen, wenn man sich bei Vernichtung des Aberglaubens zugleich damit beschäftigt hätte,

den Bürgern moralische Gesinnungen mit eben dem Eifer beizubringen, womit man die Götzen einer falschen Religion umstürzte. Tausende von Hindernissen legten sich in den Weg, und verzögerten ein eben so pflichtvolles als nothwendiges Unternehmen. Möchte immer der Aberglaube zum völligen Unglauben an alle Menschenreligion der herrschenden Art übergegangen seyn, wäre nur der Verstand der Abgetretenen zu einer vernünftigen Sittenlehre gebildet worden.

So spannte der leidende Eigennutz, das sinkende Vorurtheil, die Renitenz der Geistlichkeit aufs Höchste. Sie verkündigten nun die Zorn- und Strafgerichte des Himmels, Theurung, Unfruchtbarkeit und Seuchen. Die Freunde und Ausgeschickten der Nationalversammlung benutzten diese Drohungen in artigen Liederchens, die das Volk aufriefen, Acht zu haben, ob Feld- und Gartenfrüchte weniger seyn würden, als vorher, da man noch alle heilige Vorurtheile anwendete, den Segen von oben herab zu nöthigen? Acht zu geben, ob die Drohungen der Priester erfüllt werden würden, oder nicht? Und siehe da, es erfolgte zur Beschämung der geistlichen

Unglücksprophetem ein sehr fruchtbares und gesundes Jahr. Ein Liedchen bekehrte die Nation von einem fast allgemeinen Vorurtheile: dem Glauben an die bloßen Worte der Priester. Sie sahe ein, wie wenig der Himmel sich durch die feierlichsten Processionen gewinnen, oder durch ihre Unterlassungen zum Zorne stimmen lasse; und da mit der neuen Lehre der Entbehrlichkeit der Priester zugleich jene von der Unzulässigkeit der Zehnten und Feudaldienste begleitet wurde, so verdoppelte sich mit dem irdischen Segen der Landleute ihre Neigung zu dem neuen, bessern und einträglicheren Glauben.

Dadurch litt nun zugleich das Ansehen der Geistlichkeit einen gefährlichen Stoß. Da man nun endlich beschloß, daß die Bezahlung der Priester nicht mehr Sache des Staats, sondern bloß derjenigen sey, die sich welcher bedienen wollten, so gieng den Meisten das Interesse ihrer Familien und ihrer eignen Personen, dem Interesse jener schwarzen Männer vor, die immer behaupteten, es wäre ruchlos, den Bauer dadurch wohlhabend zu machen, daß man ihn vom Zehnten, Frohn- und andern Diensten befreite;

und seinem Pfarrer und Edelmann gleich machte. Daß dadurch zuletzt fast alles verloren gehen mußte, indem solche Grundsätze vernünftigen Landleuten und Bürgern durchaus nicht gefallen konnten, ist wohl leicht einzusehen.

Wie ungeheuer war nun der Abstand zwischen der Lage eines Geistlichen zur Zeit des Königthums und zur Zeit der Republik. In jener war jedes Wort eines Geistlichen eben so heilig, wie seine Person. Jetzt glaubte kein rechtlicher vernünftiger Bürger mehr seiner Lehre, die die Erfahrung und der Augenschein widerlegte, und seine Person, der man sonst die Hände küßte, und wie einen Heiligen verehrte, wurde bespöttelt, verachtet, überall lächerlich gemacht, und mit den abergläubischen Vorurtheilen durchgezogen, womit sie sonsten die Menschen in der Irre und in den Labyrinthen der Unwahrheit herumführten. Kein Freiheitsbaum wurde gepflanzt, wo man dem Volke nicht immer seine Befreiung von den Blutsaugern geistlicher und adlicher Herkunft wie ein Evangelium verkündigte, und wie eine Epistel vorlas. Man schmiß die Kreutze auf den Wegen und vor den Kirchen um, und

der

der Heiland regte sich nicht gegen die Verfolger seiner Ehrensäulen. Die Legionen der steinernen Mutter Gottes wurden aus ihren Blinden und Nischen herabgestürzt, und sie gab keinen Laut des Unwillens von sich, da man sie zerschmetterte. Aus den heiligen Kapellen, mit einer Allee von sieben bedeutenden Fußfällen geziert, kochten die Ungläubigen ihre Kartoffeln, und fluchten im Kriege. Hier streckte ein Heiliger die Beine gen Himmel, dort lag ein geviertheilter sankt Nepomuck, und biß mit seinem Munde in den Koth; Und alle Heerschaaren der Heiligen im Himmel und Hölle bekümmerten sich darum so viel, wie um eine taube Nuß; die Mutter Gottes zu Loretto und Einsiedlen ließ sich einballiren, und erstere im mittelländischen Meere ersäufen, und sie, die so viel Wunder an andern gethan hatten, vermochte nicht eine Hand zu lähmen, die sie frevelnd vom Altare nahm.

Achtes Kapitel.

Fortsetzung.

Was vermochte gegen eine so einleuchtende Erfahrung alles Priestergeschwätze? Die erstaunte Nation, die in ihrem Vorurtheile nichts weniger erwartete, als daß die Erde ihren Abgrund öffnen würde, diese Frevler zu verschlingen; die Feuer vom Himmel in rächenden Donnerwettern vermuthete, diese Greuel zu rächen, sahe die Sonne und das Licht des Tages zu diesen Handlungen lächeln, und den heitern Himmel gleichsam zu diesen Thaten seinen Beifall geben. Mit jedem ungestraft zerschmetterten Heiligen zerfiel der große Koloß der Hierarchie, des Priesteransehens und des Aberglaubens. Die Nation, die vielleicht noch nicht einmal Zweifel gewagt hatte, ging plötzlich zu einer tagvollen Ueberzeugung über, welche gleich stark die Lügen ihrer Priester und das Schändliche ihres eignen Aberglaubens überblicken ließ. Dies war die große Wiedergeburt des bessern Theils der Nation; der große Zeitpunkt des schnellen Ueberganges von Vorurtheilen zum Unglauben. Wäre dieser Zeitpunkt

gehörig benutzt worden, dem Volke die edlere Lehre der Sittlichkeit auf seine leeren Altäre zu stellen, und durch würdige Volkslehrer ins Herz zu pflanzen, so würde diese große Nation eben so groß in sittlichen und patriotischen, als heroischen Tugenden geworden seyn.

Traurige Zwischenakte zerstörten dieses. Der grausame Wohlfahrtsausschuß; der tirannische Demagoge Robespierre; der lange geldzersplitternde Krieg; die näher drückenden Verlegenheiten des Staats; die Lage der Finanzen, alles dieses zusammengenommen hinderten die Benutzung des schönsten Augenblicks, die Nation sittlich gut zu bilden.

Aber bei allem dem gewann die Priesterschaft nichts. Sie selbst, insofern noch Individuen an ihre Religion glaubten, mußten bei der Ruhe des Himmels bei Handlungen, die in ihren Augen die größten Greuelthaten waren, in Zweifel gerathen, und allmälig einsehen lernen, daß ihre Religion ein Gewebe von Priesterbetrug war. Insofern sie nun noch, trotz dieser Ueberzeugung, Anhänger des alten Systems des Betrugs blieben, insofern nahm jeder den Cha-

rakter eines überlegenden Bösewichts an, weil er die Wahrheit nicht hervortreten lassen wollte. Oder es gab so dumme Männer unter ihnen, daß die lichtvollste Ueberzeugung sie nicht belehren konnte; und in beiden Fällen war es kein Wunder, wenn der Unwille der Nation über Bosheit und Dummheit gleich stark erwachte, und um diese beide Klassen kennen zu lernen, den Bürgereid, und nachher den Eid des Hasses gegen jede andere, als die republikanische Verfassung forderte.

Hierzu war die Nation durchaus berechtiget, weil sie sonsten einen feindseligen unabhängigen Stand von einigem Einfluß bei Gleichdenkenden und Schwachen im Herzen des Staats erhalten hätte; einen Stand, der sich allein von den Pflichten der Bürger loszählte, als erklärter Feind der neuen Verfassung, ein Recht zu haben geglaubt haben würde, diese Verfassung bei jeder Gelegenheit anzugreifen, um sie zu stürzen. Wer den Bürgereid und den Eid der Anhänglichkeit an die Verfassung nicht leistete und leisten wollte, erklärte eben dadurch, daß er sie hasse. Gegen Subjekte dieser Art wäre Schonung ein

Staatsverbrechen gewesen: sie im Staate zu behalten, hieß, sorglos denselben der Willkühr geistlicher Intriguen aussetzen, und innern Feinden preis geben.

Die Geistlichkeit, stark im Distinguiren und in der Kasuistik, verkrochen sich hinter die Religion, und versicherten, ihre Religion erlaubte ihnen keinen Haß gegen irgend einen Menschen, sie könnten also den Königen keinen Haß zuschwören. Daß sie bei dieser jesuitischen Exception nicht durchkommen konnten, war leicht begreiflich. Sie hatten den Gegenstand der Frage verfälscht, und statt Königthum, König gesetzt. Nie konnte die Republik Haß gegen Könige fordern, wenn sie durch gerechte und pflichtmäßige Regierung ihre Staaten glücklich machten. Nie hatte sie diese Absicht, oder konnte sie haben, weil sie dadurch die Nation zu einer unmoralischen Handlung aufgefordert haben würde. Es war lediglich von dem Königthum, als Staatsverfassung für Frankreich, die Rede.

Der Nation war es bloß um die mit so viel Blut und Aufopferungen erkämpfte republikanische Verfassung zu thun. Sie verlangte nur, daß ihre Erhaltung fest gegründet werde, und alle Versuche, das Königthum in Frankreich wieder einzuführen, von der Nation selbst in ihren Gliedern als Staatsverbrechen angesehen werden sollte. Man kann deshalb die Auslegung der Priester und ihres Gleichen unter andern Völkern für nichts anders ansehen, als für eine versteckte Bosheit, oder einen unbegreiflichen Mangel an Einsicht und richtig urtheilender Vernunft. Die Nation hatte Könige zu Alliirten, sie stand mit andern in einem guten Vernehmen; mit noch andern war sie bereit, Frieden zu schließen. Wie war es möglich, die Wirkungen des Hasses gegen das Königthum innerhalb Frankreich auf diese über der Grenze der Republik übertragen zu wollen? oder nur dazu die Absicht zu haben? Alsdann wäre diese Forderung eine unsinnige, zweckwidrige Forderung gewesen, eine indirekte Kriegserklärung gegen Spanien, Preußen rc.; eine Einmischung in die innern Angelegenheiten frem-

der Staaten, welche die Nationalversammlung als einen widerrechtlichen Eingriff in die Rechte der Völker erklärt hatte, da sie sich über die Coalition und besonders über England beschwerte, welches es sich herausgenommen hatte, bestimmen zu wollen, was für eine Verfassung in Frankreich statt finden sollte.

Die Priesterschaft und die fremden Vertheidiger jener abgeschmackten Meinung hatten weiter keine Absicht, als Etwas an Frankreichs Nation lächerlich zu machen, was doch Pflicht für die Bürger oder Unterthanen jeder andern Verfassung zu seyn nicht geläugnet wurde. War die Erhaltung des Königthums Pflicht unterworfener Unterthanen, so war Haß gegen die republikanische Form gewiß rechtlich im Herzen aller Anhänger der Monarchie. Warum sollte dieses nun in einer Republik nicht gleichfalls anwendbar auf ihre Bürger und ihre republikanisch gesinnte Einwohner seyn? Konnte der Freistaat die Feinde seiner Form weniger für Feinde des ganzen Staats ansehen, als man dieses sich in Monarchieen erlaubte?

Auch kamen die Priester mit ihren albernen Subtilitäten nicht durch. Wären sie Menschen gewesen, denen die Leitung der Menschen nicht unmittelbar als Amt und Pflicht oblag, so hätte man sie eben so gut als alle andere royalistische Layen in der Republik leiden können, ohne sie zu verjagen, weil ihr Glaube dann eine bloße Opinion ohne Wirkung gewesen wäre. Denn nichts ist gewisser, als daß eine völlig Umkehrung der Ordnung der Dinge statt finden müßte, wenn jeder Staat, alle Glieder vertreiben zu können, sich berechtigt fühlte, welche Meinungen von Staatsverfassungen haben, die der herrschenden entgegen, aber dadurch unschädlich sind, daß sie nicht auf Revolutionen, sondern bloß auf das Recht des eignen Urtheils und eigner Ueberzeugung hinwirken. Diese Meinungen sind bloß theoretische Sätze, die in sich nie, und nur dann gefährlich werden, wenn sie praktisch angewendet werden sollen.

So bewunderte man seit Jahrhunderten den Geist der Spartaner, Athenienser, Griechen und Römer. In den Schulen sprach man von den großen Thaten, welche der

Hang nach Freiheit entwickelte und gegen Despoten ans Licht brachte. Man bewunderte die Siege einer Handvoll Griechen gegen den persischen Despoten mit seinen Millionen. Dies geschah in allen Monarchieen ohne Unterschied; und sie bestanden seit Jahrhunderten und bestehen noch. In Republiken bewunderte man nicht minder die Heldenthaten eines Alexanders, Pyrrhus, Hannibal, von denen besonders die beiden letztern mit vielem Glücke gegen freie Verfassungen stritten. Dieses war unschädlich, und ein abgenöthigtes Gefühl beim Anblick auf große Thaten. Selbst der innere Wunsch, in solchen Zeiten zu leben, und Theil an so großen Handlungen gehabt zu haben, mag Tausend und abermal Tausend belebt haben. Was schadete dieses alles gut regierten Staaten jeder Verfassung, wo der Regent gut und löblich, oder die Volksvertreter und die ausübende Macht gerecht und den Gesetzen gemäß regierten? Die Unzufriedenheit wird nicht dadurch erregt, daß man diese oder jene Verfassung für besser hält, sondern lediglich durch eine tyrannische oder gesetzlose Regierung. Dieje=

nigen Staatsverwalter also, welche, politischer Meinungen halben, Menschen verfolgen, und sie aus ihrem Vaterlande vertreiben, bloß weil sie dachten, wie man seit Jahrhunderten zu denken gewohnt ist, diese begehen den nicht wieder gut zu machenden Fehler, daß sie die Freunde dieses oder jenes Systems durch Verfolgung zu Widersetzlichkeit reizen; ihren Geist und Anhänglichkeit exaltiren, und eine ganz unschädliche theoretische Meinung zu thätigem Bestreben umschaffen.

Doch zurück auf die Priesterschaft der französischen Kirche. Diese kam mit den läppischen Subtilitäten ihrer Scholastik nicht weit. Sie würden bei allen diesen Meinungen gefahrlose Menschen gewesen seyn, wenn sie sich nicht mit äußerster Anstrengung der neuen Staatsform geradezu widersetzt hätten. Sie suchten allenthalben die unbefangenen Glieder ihrer Gemeinden gegen die Regierung anzubringen. Sie streuten reichlich den Samen des Bürgerkriegs aus, der hernach unter dem Namen der Jesussoldaten geführt wurde, und in der Vendee ꝛc. so schreckliche Folgen hatte.

Immer noch ging die Regierung des Volks glimpflich genug mit dieser Horde blutgieriger Barbaren um, um die Unschuldigen unter ihnen nicht mit den Schuldigen zu vermengen. Sie hatte keine andere Probe, als die Prüfung des Civismus. Sie verlangte den Eid der Anhänglichkeit an die demokratische Regierungsform. Die exaltirten Anhänger der alten Verfassung leisteten ihn nicht. Andere leisteten ihn, nahmen aber im Verfolge ihren Eid zurück, als glaubten sie dadurch ihr Gewissen belästigt zu haben. Daraus entstanden nun die Nichtvereideten und die abtrünnigen Priester (Prêtres non sermentés et réfractaires). Die Republik lernte dadurch ihre Feinde kennen, und da ihr Einfluß zu gefährlich war, so entfernte sie dieselbe zuerst von diesen gefährlichen Ämtern. Da aber der Geist der Priesterschaft eben nicht der ruhigste in der römischen Kirche ist, und allenthalben eine Tendenz zum Regieren hat, so wirkten diese abgesetzte Glieder um desto heftiger im Verborgenen, und streuten Zwietracht und Mißvergnügen im Innern der Departements aus, so daß die Republik sich genöthigt sahe, diese öffentliche

Feinde der Verfassung; diese thätige Unruhstifter und Staatsverräther aus der **Republik** zu vertreiben, die ihr sonsten höchst gefährlich hätten werden müssen.

Neuntes Kapitel.

Verfuhr die Republik konsequent, da sie den mächtigen Priesterorden gegen sich aufbrachte, und was läßt sich für und wider diese Maaßregel sagen?

Es ist allenthalben, wo wir die römische Religion antreffen, durch die Erfahrung mancher Jahrhunderte erwiesen, daß sie durch ihre Priester und Mönche die Nationen aller Weltgegenden dem Hierarchen zu **Rom** unterwürfig zu machen suchte, und einen Gehorsam von ihnen erzwang, der unter dem Namen des **geistlichen Gehorsams** in die innersten Räder der Staatsverfassungen eingriff, und sich die Lenkung des weltlichen Regiments anmaßte, ohne davon den Titel zu führen. **Hildebrands** System, so unausführbar es auch die Erleuchtung der Zeit machte,

ist nichts weniger als auf die Seite gelegt, und vermag es gleich nicht mehr, wegen der Schwachheit des Oberhaupts der Kirche, vom Centralpunkte aus sehr wirksam zu seyn, so haben es doch in allen Seitenzweigen des Klerus, von den Rothstrümpfen an bis zu dem Kuttenvolke herab, diese Seitenkanäle zum obersten Prinzip in ihrer geistlichen Amtsführung beibehalten, und wirken auf diesen gefährlichen Zweck, durch alle bekannte und verborgne Mittel, der Herrschaft über die Gewissen.

Der Einfluß, den der elendeste Waldbruder bis zum Kardinal hinauf, unterstützt durch wohlberechnete Maaßregeln zu diesem Plane zu gelangen, und durch darauf kalkulirte Vorurtheile die man perennirend erhält, auf die schlecht unterrichtete Menschheit hat, die an Rosenkränze und gedankenlose Ave Maria's und andere sinnlose Formeln gewöhnt, nicht eine Ahndung ihrer Vernunft ohne Schaudern und Zittern in sich fühlte, wenn sie diesen Vorurtheilen widerspricht; dieser Einfluß, der eben so tiefwirkend als verderblich, und als Beobachtung, wie tief der Verstand der Sterblichen sinken kann, herz-

erschütternd für den wohlwollenden Weisen ist, treibt noch allenthalben, wo ihm keine Dämme gesetzt sind, um sich Alles, Zeitliches und Weltliches, zu unterwerfen, sein Unwesen.

Er veranlaßte und bewirkte die schändliche, die Menschheit entehrende, Phänomene, wo wir oft in allen andern Dingen fähige und vernünftige Männer der Vernunft mit beispielloser Verachtung ihrer innern Stimme und lautrufenden Vorstellungen entsagen sehen, um ein rasendes System alberner Vorurtheile zu verehren, das bloß erfunden wurde, Menschen zu betrügen, zu bethören, und in unentwickelbaren Irrgängen des falschgeleiteten und gebildeten Gewissens zu einer Klippe hinzuführen, wo blinder Glaube das einzige Rettungsmittel von Angst, und der einzige Weg zur Erhaltung einer trügenden Ruhe wird.

Er gründete und befestigte das Mißtrauen der Menschen, die dieser Religion knechtisch unterworfen sind, und die einen aller Vernunft empörenden Despotismus über sie ausübt, in ihre eigne Kräfte, in alle Gegenwirkungen der Vernunft, die sich nicht immer unterdrücken läßt,

und machte Männer kräftig und thatenwirkend in jeder andern Beziehung, zu schwächlichen und demüthigen Sklaven von Meinungen, womit sie sich selbst an das schimpfliche Halseisen des Prangers der Unvernunft stellen, und geduldig sich den schmerzlichsten Züchtigungen unterwerfen, die die Diener der Unvernunft über sie, unter dem Namen religiöser Poenitenzen, verhängen. Männer, die in Kabinetten mit unverkennbarer Weisheit das Schicksal großer Staaten leiteten, sieht und sahe man mit brennenden Kerzen in der Hand ehrfurchtsvoll und andächtig, und von Mönchen, deren Dummheit nur von ihrer stinkenden Faulheit übertroffen wird, umgeben oder angeführt, hinter einer Oblate in Processionen herschreiten; die eben so gut dazu hätte benutzt werden können, einen feurigen Liebesbrief zu versiegeln, als in den Leib Christi durch einen Tour de Passe des Priesters verwandelt zu werden. Helden, die muthig in Schlachten zu Mord und Todtschlag anführten, beteten wie alte Weiber ihre Rosenkränze, ließen sich mit geweihten Degen beschenken, und riefen zu ihren Lieblings-Heiligen um

Hülfe zum Siege. Staatsbeamte aller Art büßten ihre Sünden mit Schleifung schwerer hölzerner Kreuze, und bettelten um Absolution von einem Pfaffen, der vielleicht dreimal stärker mit ähnlichen Sünden belastet, über die Sottise der Ohrenbeichte im Innern höhnisch lachte.

So war das Bild der Religionsmeinungen in Frankreich vor der Revolution, wozu die unbegrenzte Habsucht der Priesterschaft kam, welche nicht zufrieden mit einem allgewaltigen Einflusse auf die Gemüther ihrer Beichtkinder, auch nach ihren Baarschaften und Gütern, gierige Hände ausstreckten, um alles Erreichbare an sich zu reißen. Im Besitze des dritten Theils aller Staatseinkünfte und Staatsgüter waren die Legionen des römischen Aberglaubens noch nicht gesättigt, sondern ihr Heißhunger lechzte nach dem Reste des Ganzen, um Alles zu verschlingen, Alles sich zu unterwerfen.

Alles dieses zusammengenommen machte den Klerus so mächtig, daß er gleichsam einen unabhängigen Staat bildete, der, im Besitze des Drittheils aller Staatskräfte die weltliche Macht zu einer Schonung gegen seine Eingriffe nöthigte; die

die von den weitgehenden Prärogativen der gallikanischen Kirche beträchtlich unterstützt wurden. War der Adel mit seinen Immunitäten gefährlich, so war es der Klerus, an dessen Personen sich die höchste Gewalt nur ungern und fast zitternd wagte, um so mehr, da er sich mit einem Nimbus von Heiligkeit umzog, und eine Strahlenkrone um sich her wand, die nicht leicht ein Profaner ungestraft anzutasten Muth hatte.

Der Klerus der römischen Kirche hatte sich in jeder Beziehung von dem Staate und der Regierung so unabhängig gemacht, daß er nicht nur einen besondern Landstand bildete, sondern auch Kraft genug in sich fühlte, sich allen Besteurungen, die er sich nicht freiwillig selbst auflegte, zu entziehen. Nie vermochten es alle Bemühungen der Krone und der aufgeklärtesten Minister, mehr als freiwillige Geschenke von ihnen zu erpressen, wobei sich gewöhnlich die Geistlichkeit versammelte, und die Vertheilung und Einkassirung derselben selbst übernahm. Bei ihrem unermeßlichen Reichthum nahmen sie immer den Schein der Armuth an, machten Anleihen auf ihre Güter, und Schulden, um bei diesen Ge-

schenken nicht mehr zu verlieren, als die Zinsen derselben betrugen.

Aber desto drückender fielen die Lasten auf die Nation, die jene größtentheils übertragen mußten. Die Rechte der drei Stände kamen aus dem Gleichgewichte, und indessen Geistlichkeit und Adel an Vorrechten gewannen, verlor der dritte Stand daran gerade eben so viel, als an Vortheil in die Waagschaale der beiden erstern kam. Neben diesem drückten nun noch Nebenverhältnisse des Feudalsystems den dritten Stand, das Volk, noch mehr nieder. Dienstleistungen und Zehnten von seinem Eigenthum bereicherten die beiden obern Stände, und verarmten den dritten in gleicher Proportion. Die großen Schwärme der Bettelmönche erbettelten noch einen großen Theil, und der Aberglaube brandschatzte mit störrischem Eigensinn, und weitgreifend, den Seckel der Nation, da er ihr Messen in Leibes- Seelen- und Todesnoth, und noch nach dem Tode Kontributionen auflegte, um aus einem Fegefeuer erlöset zu werden, das eben so lukretiv für den Priesterstand, als lästig für das Volk, das daran glaubte, und nichts

weiter als eine kühne Erfindung war, womit der Klerus die Dummheit bestrafte, die mit Vorbeigehung aller Vernunft sie für wahr hielt.

So wurde also das Volk, das seine Leitung von Priestern erhielt, die dem öffentlichen Unterrichte vorgesetzt waren, zu abergläubischer Hochschätzung eines Standes und zu einer Ehrfurcht für Betrüger hingeführt, die aller Vernunft zum Hohn mit ewigen Projekten, das Volk auszusaugen, schwanger gingen. Die unterdrückte oder irrgeleitete Vernunft, frei in andern Dingen, lag an Ketten der Finsterniß angeschmiedet, was Religion betraf. Man küßte die Hände seiner Scharfrichter, erflehte sein Heil für baare Bezahlung, und Gewissensruhe nach einem geistlichen Tarif von Menschen, deren Gewissen von Raub der blinden Gläubigen belastet, selbst keine andere Ruhe, als die des Unglaubens fühlte. Manche in ihrem Herzen von der Albernheit der Vorurtheile überzeugt, schöpften mit der Raubgier eines reißenden Thieres aus dieser Quelle, um schwelgen zu können, und hielten die frevelvollste Dieberei am Leichtglauben für kein Brandmal, und den Jammer

der drückendsten Armuth für unbedeutende Gefühle, welche dem Hang nach Wollust und den teuflischen Vergnügungen der Ueppigkeit weichen mußten. Die Nation von Regierung, Geistlichkeit und Adel zugleich niedergedrückt, kam an die Periode, wo die ganze Vernichtung ihrer Selbsterhaltung kein Problem mehr war. Der Wohlstand des Volks verschwand. Der Landmann bettelte von Fremden, der Bauer mußte seine Erndte versäumen, um seinen Tyrannen zu dienen, oder seine Abgaben dadurch zu sammeln, daß er von Provinz zu Provinz dem Taglohne nachzog. Die Bettelmönche und das Vorurtheil vollendeten die Plünderung: und das ganze Glück des Volks lag paralytisch in den letzten Zügen.

Zehntes Kapitel.

Fortsetzung.

So hatte sich gleichsam Regierung, Geistlichkeit und Adel gemeinschaftlich vereinigt, die Na-

tion an den Rand eines Abgrunds von Verderben zu bringen, aus welchem für sie keine Rettung war. Die unermeßliche und sinnlose Verschwendungssucht des Hofes, die alberne Theilnahme an Kriegen, welche für ein stolzes, aber unausführbares politisches System geführt wurden; Königinnen und Königsmaitressen; Prinzen vom Geblüte und Favoriten ꝛc. hatten eine Schuldenlast über die Nation gebracht, die unermeßliche Zinsen erforderte. Die Taxen reichten zu den Ausgaben nicht mehr hin, weil eine größere Spannung der Taxen unmöglich war. Der Kredit ging bei diesem Anblick verloren, nur die Bedürfnisse der Krone und höheren Stände nahmen nicht ab. Es entstand ein jährliches beträchtliches Deficit, an dessen Tilgung alle Weisheit der Finanzminister scheiterte. Man mußte die Notables versammlen, um ihnen die Bedrängnisse des Staats vorzustellen und Mittel dagegen von ihnen zu erwarten.

In der darauf zu Stande gekommnen Nationalversammlung, wo der dritte Stand siegreich die beiden andern Stände hinter sich herriß, konnte man mit nichts anderm anfan-

gen, als mit Ausmittlung der Ursachen, welche diesen trostlosen Zustand der Finanzen eines sonst blühenden Reichs veranläßt hatten. Man fand die benannten Quellen des herannähernden Verderbens, und ihre Verstopfung war das einzige und sichere Mittel künftigen Uebeln dieser Art zuvorzukommen. Da dieses aber nicht möglich war, so lange die Nation der Willkühr der Krone, der Verschwendung der Prinzen, den Lasten, welche Adel und Geistlichkeit auf sie legte, unterworfen blieb, so wurde eine Veränderung in der Staatsverfassung, welche der Nation die Oberaufsicht über ihre Rechte, und die Beibehaltung der Sicherheitsmittel gegen allgemeinen Verfall, vorbehielt, durchaus oberstes Bedürfniß. Hieraus entstand eine große Beschränkung der Monarchie, eine ausgedehntere Gewalt der Nation, und die erste Konstitution des französischen Volks.

Dies lag nicht im Plane der an unermeßliche Verschwendungen gewöhnten Krone, und Prinzen, so wenig als in jenem der Hofbedienten, die großer Pensionen gewohnt waren. Die Intrigue wüthete mit Anspannung aller Kräfte.

Der Kampf zwischen Despotismus und Nationalbedürfniß und Volksrechten brach aus; der Krieg der Regierung gegen die Nation war am Augenblicke des Ausbruchs, und die Nation sah kein anderes Rettungsmittel mehr vor sich als — die Abschaffung der Königswürde, deren Mißbrauch bei ihr die große mitwirkende Quelle ihres Verderbens war.

So entstand die Republik, erzeugt von kathegorischer Nothwendigkeit, erbaut auf den Trümmern der Monarchie, die in Despotismus ausgeartet war, und sich gegen ein Volk erklärte, dessen Schutz ihre oberste Pflicht hätte seyn sollen.

Aber was half es ihr? belastet mit unermeßlichen Schulden, mit Feudalbeschwerden, die ewig zu drücken bestimmt waren; mit einer Geistlichkeit und Adel, welche zwei Drittheile des Ganzen mit Exemtionen von Unabhängigkeit und Standesvorrechten besaßen, welche zu nichts weniger geeignet waren, als die Nation aus ihrer Verlegenheit zu retten.

Die Republik war in einer eigenen Lage. Wie herrlich würde sie emporgekommen,

vor wie vielen Uebeln, die sie nachher in ihrem Innern bekämpfte, würde sie nicht bewahret worden seyn, hätten Adel und Geistlichkeit nicht auf ihren Exemtionen bestanden? Hätte der Klerus gemeinschaftliche Sache mit der Nation machen wollen, um sie zu retten und ihren Wohlstand wieder herzustellen? Ihr grenzenloser Einfluß würde das allgemeine Ganze mit neuen Kräften belebt, den Bürgersinn als heilige Pflicht gereizt, die Anhänglichkeit der Nation an Freiheit und Gesetze gestärkt; den Unzufriedenen beruhigt, und den sinkenden Geist der Nation ermuntert haben. Es war vorher zu sehen, daß der Umsturz der Hierarchie eine zahllose Horde von Feinden unter die Nation verbreiten würde, deren thätigstes Bestreben auf den Umsturz einer Verfassung wirken würde, die sie selbst umstürzte. Rache, Verachtung, Wuth und Verlust einer unabhängigen glücklichen Existenz mußten einen Stand erbittern, und zur feindseligsten Rückwirkung gegen seine Gegner reizen. Sein Einfluß auf die Gemüther, unterstützt durch einen für Wahrheit geltenden Aberglauben, mußte Zwiespalt in die Nation und Faktionen in ein Volk

bringen, dessen ganzes Glück hauptsächlich von Harmonie und Einverständniß abhing. Die Grundpfeiler der Republik würden für ewige Dauer durch Mitwirkung der Geistlichkeit errichtet worden seyn, hätte man ihr Interesse mit jenem der Nation vereinigen, oder in Einklang bringen können. Tausende von Verkündern freier Grundsätze; und abermal Tausende von Predigern eines neuen Systems würden unter dem Volke die Sache des Republikanismus vertheidet, und dazu hingeleitet haben. Die Republik hätte durch Eintracht und Ruhe im Innern eine unermeßliche Macht gegen äußere Feinde anwenden können — hätte man den Eigennutz und die Herrschsucht der Priester zu befriedigen Mittel gefunden.

Und was konnte nicht alles für Gutes gewirkt werden, hätte der Klerus mehr Sinn für allgemeines Wohl des Staats; für Wohlstand der Nation; für Glück und Ruhe eines ganzen Volks, als für seine Rechte gehabt, die keine Vernunft billigte; kein Besitzstand, und hätt' er Jahrtausende bestanden, vom gerechten Vorwurf

der Usurpation rettete. Was hätte aus dieser empfänglichen, freundlichen Nation werden müssen, hätte er sie von den Verirrungen des Faktionsgeistes und dem Blutdurst bürgerlichen Kampfes, auf die friedlichen Tugenden eines Systems geleitet, dessen Basis — T u g e n d s e y n s o l l t e. — Welche herzerhebende Erscheinungen des aufgeweckten Geistes; des aus dem Schlummer der Sklaverei erwachenden Talents; des ins Unendliche der Freiheit sich auszudehnen strebenden Genies, und der unermeßlichen Vereinigung der Kräfte einer Nation von vielen Millionen thätig wirkender Bürger zum gemeinsamen Wohl der Nation und der Menschheit, hätte den staunenden Blick des Forschers und Beobachters zur Bewunderung der glänzendsten Thaten hingerissen, da dieses Volk, zerrissen in seinem Innern durch alle Plagen des Partheigeistes, der Tyrannei von Demagogen, des Despotismus einzelner Machthaber, der ungeheuren Dilapidationen seiner Schätze, und der tausend Arten von Irrungen, Thaten vollführte, wie die Geschichte keines Welttheils sie in der Erfahrung darbietet!

Frankreich verlor durch die Vernichtung der Stände unermeßlich. Wären diese Pestbeulen nicht am Staatskörper gewesen, oder hätte man sie heilen können, ohne sie auszuschneiden, er würde in der vollsten Kraft einer blühenden Gesundheit emporgegangen seyn, und von allen jenen Konvulsionen nichts wissen, welche sein Mark zusammenschüttelten und seine besten Kräfte verzehrten. Die Gerechtigkeit, im Gefolge der Freiheit, würde die Bürger zu Aristiden gebildet, und den Keim menschenschätzender Tugenden, des kühnen Muths, der eisernen Anhänglichkeit an die Konstitution, und einen unverrückbaren Damm gegen alle Eingriffe der Herrschsucht der Administratoren durch die Gesetzgeber gezogen haben, denen das öffentliche Wohl anvertraut wurde. Der Staat wäre ohne Verrätherei geblieben. Man wüßte von keinen Mörderszenen, keinem Robespierre, keinem achtzehnten Fruktidor, unter dessen Folgen so viel Unschuldige als Schuldige leiden. Die Bürger würden ihre Kraft gegen jede Bemühung des Despotismus der Demagogen gerichtet haben, da es getheilt und unzufrieden, in einzelnen Glie-

dern das Opfer von Abweichungen vom Gesetze wurde.

Eilftes Kapitel.

Fortsetzung.

Man sahe an den Ausnahmen von der Regel, an Sieyes, Rabaut, St. Etienne ic., was der geistliche Stand den Grundsätzen der Staatsverfassung ergeben, für die Republik würde geleistet haben. Aber leider, was vielleicht in vielen andern Staaten würde haben geschehen können, war in Frankreich durchaus nicht anwendbar. Der Adel und die Geistlichkeit waren zu reich, und waren dieses, wohl zu bemerken, bloß durch die Bedrükkungen des Feudalsystems, und die Lasten, welche der Nation aufgebürdet waren. Mit der Einführung der Gleichheit der Rechte eines im Ganzen souverainen Volks ließ sich kein Feudalnexus vereinigen. Keine freie Nation erkennt Herrn an, alle

sind Bürger einer und derselben Allgemeinheit, alle Brüder in Beziehung auf die eine große Familie des Staats. Hier regiert Niemand über Unterthanen, sondern die Bürger besorgen das gemeinsame Beste durch die Committirte, die ihr Vertrauen haben, und die sie dazu ernannten.

Wo konnte man da der Geistlichkeit jene Rechte einräumen, die sie bei ihrer Unabhängigkeit vom Staate schützten, ohne eine hierarchische Gewalt über die Gewalt des Staats anzuerkennen? Wo vom frei erklärten Bürger verlangen, daß er den zehnten Theil seines Fleißes an Müßiggänger ablieferte, ihnen die knechtischen Dienste der Leibeigenschaft in Frohnarbeiten rc. zu leisten? Wo könnte man, ohne die Gleichheit der Rechte freier Bürger aufzuheben, dem Klerus Exemtionen und Privilegien einräumen? Alles dieses stritt unmittelbar gegen den Geist der Verfassung, und würde ein Chaos von Verirrungen hervorgebracht haben, das keine Allmacht hätte entwickeln und in Ordnung bringen können.

Es ist wahr, in andern Staaten, wo der Klerus nicht zu reich ist, hätte man ihm seine Verluste auf andere Arten wieder ersetzen können. Es ist billig, die Diener der Meinungen freier Völker, die nicht bloß den Namen der Freiheit des Denkens, sondern auch dessen Genuß zu fordern berechtigt sind, gut zu besolden, daß sie ein behagliches Leben führen, und zum Dienste des Staats Heiterkeit und frohe Veranlassung finden können. Dieses würde bei unserer deutschen Geistlichkeit, die mäßiger in ihren Wünschen ist, als der überreiche französische Klerus war; angegangen seyn, aber bei diesem war es nicht anwendbar. Ein Verlust, der die vernünftige Behaglichkeit des Lebens nicht stört, kann einen gesetztern, weniger an Ausschweifung und Ueppigkeit gewöhnten deutschen Klerus nicht zu Empörungen nöthigen, aber der Genuß unbegrenzter Reichthümer und grenzenloser Ueppigkeit konnte ähnliche Wirkungen der Mäßigung beim französischen nicht hervorbringen. Die Gleichheit der Rechte mußte die Grundsäulen, auf welchen der Reichthum der Geistlichkeit ruhte, zertrümmern. Der

zehnte Theil aller Nationalprodukte ertrug eine unermeßliche Summe, die vernichtet, ihre Einkünfte weit herabbrachte. Die Arbeiten, die sonst umsonst geleistet wurden, mußten bezahlt werden, weil die Frohndienste aufhörten. Dieses verschlang wieder große Summen, welche die Pachtung der Ländereien weit über die Hälfte deteriorirten. Die Zinsen der gemachten Schulden verschlangen einen weitern Theil der Einkünfte, und die gänzliche Verarmung des Klerus lag bereits in der Erklärung, die Nation sei frei.

Wirkungen dieser Art, welche unmittelbar aus der Natur der veränderten, nun neuen, Verfassung hervorgingen, konnten den Klerus unmöglich für eine, ihrer Existenz so verderbliche freie, Verfassung stimmen. Es war wirklich eine Wohlthat, daß die Versammlung der Repräsentanten des Volks den Individuen dieses Standes einen Jahrgehalt auswarf, und sie an die Freigebigkeit derer anwies, welche Priester nöthig zu haben glaubten. Aber dies konnte nicht helfen. Der Verlust war zu groß und so unermeßlich, daß die geringen Vergütigungen dagegen kei:

nen Vergleich aushielten. Niemand gewann hierbei, als die Orden der Bettelmönche, die kein Eigenthum besaßen, und folglich auch nichts verlieren konnten. In einem fast ähnlichen Verhältniß befanden sich die Dorfpfarrer, die schlecht besoldet waren. Da aber die Erz- und Bischöfe, Stifter und Kapitel alles verloren, und überall den Ton gegen ihre Suffraganen angaben, so rissen sie auch einen großen Theil der niedern Geistlichkeit unter dem Vorwande mit sich, daß sie, ohne ihr Gewissen zu verletzen, nur dem sichtbaren Oberhaupte der Kirche gehorchen könnten.

Was also nicht Eigennutz leistete, das ersetzte der blinde Aberglaube und die sinnlose Anhänglichkeit an ein hierarchisches System, das zum Ersatz die frommen gehorsamen Diener der Kirche zu Bettlern machte, die jetzt ihr Brod vor deutschen Klöstern betteln und einem Lande zur Last fallen, das von ihnen — wenigstens nichts Kluges, nicht Anhänglichkeit an seine Regenten, sondern den Papst erlernt; oder wenigstens stärkere Anhänglichkeit an Hierarchie aus

den

den Beispielen der neuen Martyrer dieses Glaubens.

Der Verlust der Geistlichkeit war zugleich ein unermeßlicher Vortheil für den ärmern, arbeitsamen Theil der Nation. Verloren gleich die Güter des Klerus durch Abschaffung der Zehnten und Frohndienste außerordentlich von ihrem Werthe, so bewirkten diese Zehnten ꝛc. doch ein immerwährendes Einkommen für den Landmann, der sie sonst entrichtete. Sie flossen nicht in die Schatzkammer der Nation, sondern in die Kasten der Bauern, und machten aus ihnen wohlhabende Bürger.

Die Nationalversammlung hatte sich ferner den Haß des französischen hohen und niedern Klerus zugezogen, da sie die gesunde Vernunft in Schutz nahm; keinen Unterschied von Bürgerrechten in Beziehung auf Religion zuließ; dem Papst das Recht entzog, in die republikanische Regierung mit Bullen, Dekreten und Extravaganten zu pfuschen, oder den Arm seiner geistlichen Gewalt über den freien Staat auszubreiten; indem sie ferner keine geistliche Tribunäle oder Gerichtsbarkeit zuließ, da dieses die Souverain

nität der Nation beleidigt haben würde; da sie alle Mönche von den Gelübden ihrer Orden frei sprach; und allen Nonnen erlaubte, zu heirathen und Werke der Liebe zu verrichten, auch außer den Mauren ihres Klosters.

Sie hatte die ganze Macht der Hierarchie zerstört, da sie den Coelibat der Geistlichkeit aufhob, ein weises Gesetz, wodurch der Priester einen eignen Heerd, ein Vaterland, Anhänglichkeit an seine Familie, Verwandten, und mannichfaltige andere Banden erhält, die ihn an die Verhältnisse der großen Staatsfamilie inniger anknüpfen, und von einer blinden Ergebenheit an Roms vorigen Beherrscher, das Oberhaupt der Kirche, ablenken. Es gab keine herrschende Kirche mehr, keinen Unterschied zwischen Bürgern, der den einen zum Herrschen berechtigte, den andern, geduldet zu werden, verdammte. Das Verachtung verdienende Wort „Toleranz" wurde aus der Sprache des wiedergebohrnen Volks ausgemerzt, und ihm das „Recht der Freiheit der Meinungen" substituirt. Der Staat wußte nichts von Katholischen, Protestanten, Deisten, Juden, Hei-

den und Türken rc., sondern bloß von Bürgern mit ganz gleichen Rechten. Sie bekümmerte sich nicht mehr um die Entscheidungen der Sarbonne oder geistlicher Gerichtshöfe, sondern vernichtete sie gänzlich. Mit dem Emporstreben der Vernunft breiteten sich ihre Sonnenstrahlen über das weite Gebiet Frankreichs, und verscheuchte die Finsterniß, in welcher alleine Vorurtheile, Aberglauben, Priesterbetrug, Religionsverfolgungen, Unduldsamkeit und geistliche Herrschsucht gedeihen.

Welcher ungeheure Verlust war dies alles für einen Klerus, der der sanftern Tugenden der Menschlichkeit ungewohnt war; der im Ganzen eine Art von Generalinquisition im Königreiche ausmachte, die keiner andern Religion irgend ein Recht gönnte, das doch die Natur jedem Erdgebohrnen als Bürgerrecht mit in die Welt giebt! Dieser Klerus war einem unersättlichen Ungeheuer ähnlich, das alles alleine besitzen und alles verschlingen wollte, was sich ihm näherte. War es möglich, diesen zur Vernunft zu leiten, und plötzlich zu Grundsätzen zu

vermögen, die seiner ganzen Natur entgegen waren und geradezu widersprachen?

Zwölftes Kapitel.

Fortsetzung.

Der französische Klerus hatte seine Macht, durch ununterbrochne Fortsetzung eines beharrlichen Systems von Unabhängigkeit, so sicher gegründet; hatte sich im Ganzen durch seinen mächtigen Einfluß so fürchtbar gemacht, daß nur eine totale Veränderung der Staatsverfassung, und die Verjagung seiner wichtigsten und reichsten Glieder, ihn bezwingen konnte. Er spielt überall in der französischen Geschichte eine Hauptrolle, von den ersten Zeiten seiner Macht an. Er entsetzte Könige ihrer Würde; sperrte sie in Klöster; zwang sie zu den verächtlichsten Kirchenbußen; setzte Andere in diese Würde ein; entzweite Familien; reizte Söhne gegen ihre Väter zum Kriege; mischte sich in alle Angelegenheiten des Staats; entvölkerte ganze

Provinzen unter dem Titel: ihre Bewohner seyen Ketzer; leitete die furchtsamen Monarchen; widersetzte sich den Kühnen; empörte die Unterthanen durch Liguen und Barrikaden; zog Königsmörder methodisch in ihren Schulen; reizte zu Meuchelmord der Protestanten; breitete Verheerung und Verderben über Länder, deren Religion von der ihrigen unterschieden war; sprach die Könige von der Pflicht, ihren Unterthanen heilige Verträge zu halten, los; verjagte durch Schwächlinge von Herrschern den besten Theil der Nation aus ihrem Vaterlande; und erlaubte sich die infamsten Mittel, den Zweck ihrer grenzenlosen Herrschsucht zu erreichen.

Dies war der Charakter des gallikanischen Klerus, wie ihn die Geschichte zeichnet — so zeichnen ihn noch jetzt die Beispiele von Rache, Wuth und Haß gegen die neue Verfassung in den emigrirten und deportirten Gliedern desselben, überall, wohin dieser Auswurf der Menschheit zur Plage der Nationen hin ausgespieen wurde. So war er ganz auch zur Zeit der Revolution.

Ungeheuer dieser Art sind weder zu zähmen noch durch Vernunft zu leiten. Sie waren unfähig, mit einigen Ausnahmen großer Männer unter ihnen, eine bessere Richtung des Charakters anzunehmen, da ihnen alles unerträglich war, was ihren, ihnen zu Natur und Wahrheit gewordenen, Grundsätzen widersprach. Das Wort: Gehorsam unter dem Gesetze, und nach Gesetzen, war ihnen ein Donnerwort, denn sie waren Souverains, gewohnt zu herrschen.

Hier würde, wie auch der Erfolg bewies, jede Güte gegen die Männer dieser Art, in diesem Stande, Schwachheit und Nachsicht, Verrätherei am Wohl der Republik gewesen seyn. Sie blieben gährende Keime von Gegenrevolutionen; eifriger Anhänger des Despotismus, der in seiner Natur zu schwach war, seine Willkühr auch über sie auszubreiten. Dieses System ist und war ihnen ein fruchtbares Treibhaus, in welchem ihre Grundsätze rasch emporreiften und Früchte brachten. Ihr Uebergang zur republikanischen Form wäre eine völlige Wiedergeburt ihrer Natur, ein großer Sprung zu Grundsäz-

zen gewesen, deren nur diejenigen unter ihnen fähig waren, die sich allmälig durch Philosophie dazu vorbereitet hatten.

Dieses bestätigt, leider! nur allzusehr die Erfahrung im Innern der Republik. Wir können dreust annehmen, daß sie den größten Theil der Unzufriedenen, den zurückgebliebenen Geistlichen aus der alten Verfassung zu verdanken habe. Der größte Theil der Anführer in der Vendee, zu Lyon, in den mittägigen Departements und anderswo haben überall Priester unter sich, die den weniger unterrichteten Bürger unter dem Deckmantel der Religion gegen konstituirte Gewalten aufhetzen, und zu thätigen Widersetzungen aufreizen, immer unter dem Vorwande, die Religion mache es ihnen zur Pflicht.

Welche Unwahrheiten, welche erstaunliche Menge von Betrügereien und Intriguen dazu gehören, das Volk von den sichtbarsten und einleuchtendsten Wahrheiten abzuhalten, und sie ihnen im gehässigsten Lichte darzustellen, beweist schon dieser erlogene Vorwand. Denn es giebt wohl kein Land in der weiten Welt, wo eine

größere Freiheit der Religionen aller Art anzutreffen ist, und sogar in ihrer Ausübung mehreren Schutz der Gesetze findet, als eben in der Republik. Hier ist jede Meinung von Religion unbegrenzt frei, und Niemand in ihrer Ausübung beschränkt. Aber freilich ist eben dieses weise Gesetz, dieser, Staaten beglückende, Grundsatz, der Dorn im Auge des römischen Priesters. Für ihn giebt es nur Eine Religion, die römische; und diese Religion muß herrschen, und alle Andersdenkende verfolgen, sonst ist sie nicht mehr Religion — der Pfaffen; sondern der Vernünftigern. Sie muß allein römische Priester bereichern, und unabhängig von allen Staatsgesetzen und Regierungen machen, sonsten ist sie Atheismus, nach ihrer Meinung.

Wo hat je das Gesetz irgend einen Irrthum religiösen Glaubens verfolgt? Wenn es fanatische Pfaffen verjagte, die die Ruhe friedlicher Bürger störten, und Verschwörungen gegen die Verfassung anzettelten, war dieses Verfolgung der Religion? Wirklich wenn die Unthaten der Priester Inhalt und Forderungen ihrer Religion wären, so verdiente diese, als eine Er-

findung des Teufels, als eine Stifterin von Greuelthaten; als eine Beförderung der Bürgerkriege; als eine vergiftende Pestbeule am Staate; als eine unversiegbare Quelle des Widerstrebens gegen die Gesetze, und als Grundursache alles Unglücks, das den Staat befallen kann, gänzlich ausgerottet zu werden.

Aber so viel ich weiß, sind dieses alles nur Grundsätze hildebrandinischer Priester, nicht aber der katholischen Religion, wie sie Bossuet uns darlegt. Nicht in ihrer Bibel stehen die verderbende Grundsätze, welche durch Dekretalien und Bullen bewirkt, die römische Religion durchaus von der katholischen Religion unterscheiden. Die erste ist unbestreitbar verfolgend, unduldsam, herrschsüchtig, jeder vernünftigen Verfassung entgegen, die auf Tugend sich gründet. Letztere, die katholische, predigt Ruhe, Verträglichkeit; Unterwerfung unter alle menschliche Ordnung und Pflichten, duldend; und schärft Tugend und Rechtschaffenheit ihren Anhängern eben so gut ein, als die protestantische. Wie hätte es sonsten einen Sieyes, Roberjot und so viele

andere geben können, die ihr zugehörten, und die wichtigsten Stützen der Republik zu allen Zeiten und unter allen Stürmen der Revolution geblieben sind. Aber freilich, man muß sehr römische von katholischer Religion unterscheiden, wovon erstere nichts weiter als eine Ketzerei gegen die letztere ist.

Es thut mir leid, hinzusetzen zu müssen, daß es, besonders in den rheinischen neuen Departements, viele gewesene Geistliche dieser Kirche giebt, die jetzt in weltlichen Aemtern stehen, aber bei aller Anhänglichkeit an die neue Verfassung, doch jenem herrschsüchtigen Geist ihrer Kirche, die ich ebenfalls von Religion unterscheide, innigst ergeben sind. Woher diese Anomalie, dieser Widerspruch in den Grundsätzen? Wozu ist eine Konföderation zu Erhaltung der Kreuze, Marien und heiligen Bilder auf den Straßen und öffentlichen Plätzen nöthig, wenn wahre Philosophie ihren Verstand erleuchtet? Warum schützen sie gerichtlich für Schurken erklärte Proselyten, und suchen sie in wichtige Aemter des Staats zu befördern, und darinnen zu erhalten? Wahrlich der Patriotismus solcher

Männer wird dadurch mehr verdächtig, als begründet, und sie nehmen den Schein aristokratischer Feinde einer Verfassung an, deren Aemter sie mit gerichtlich erklärten Schurken besetzen. Zeigt dieses eine Absicht, die Verfassung dem Volke angenehm oder verhaßt zu machen?

Dreizehntes Kapitel.

Fortsetzung.

Bei dieser Lage der Umstände, bei diesem äußerst verdorbenen Charakter der französischen Geistlichkeit, läßt es sich leicht bestimmen, ob die Nationalversammlung konsequent verfuhr, da sie derselben ihre unabhängige Existenz und jene Güter entriß, welche sie nie ohne Verletzung der allgemeinen Rechte besitzen konnte. Wohin würde ein milderes System die Nation gebracht haben? Dies ist die wichtigste Frage.

Dieses gehörig zu erörtern, muß man vorerst die Möglichkeit annehmen, daß dieser Stand

hätte vor allen übrigen Ständen begünstigt werden können. Dies war aber unter keiner Bedingung zulässig, wenn die Regierungsform rein demokratisch seyn sollte. Hier hätte sodann der Widerspruch statt gefunden, daß das Volk gleiche Rechte habe, zugleich aber auch nicht — zugleich souverain und zugleich abhängig gewesen wäre.

Machte die Geistlichkeit einen Theil der Nation aus; wurde sie in der Demokratie mit einbegriffen, so fielen alle ständische Rechte derselben von selbst hinweg, und sie wurde aus Lehnsherrn ein Theil des souverainen Volks. Bei einer ständischen Exemtion würde sie mehr als der Souverain, oder die Nation gewesen seyn, da ihr dieselbe durch Zehnten, Frohndienste rc. unterthänig geblieben wäre. Bei einer fortdauernden Unabhängigkeit vom Gesetz und der eingeführten Regierung würde eine Aristokratie oder Oligarchie im demokratischen Staate statt gefunden haben, oder Frankreich wäre unvermischt in zwei Verfassungen, eine Aristokratie und Demokratie, getheilt, und letztere der ersten unterworfen ge-

blieben seyn. Hier hätte also das Wort: Souverainität der Nation und Freiheit die Natur eines Worts ohne Bedeutung angenommen, da man nicht zugleich Souverain und Unterthan seyn kann.

Aus welchem Rechte konnte ferner die Geistlichkeit eine solche Exemtion fordern? Hatte sie etwa gültigere Rechte als König und Adel? Hatte die Nation das Recht, ihre Exemtionen in Gemäßheit des stärkern und überlegenden Willens eben so gut aufzuheben, als jene, so bald sie dieselbe für schädlich für die Verfassung fand, oder nicht? Konnte sie ohne den Schutz der Nation und ihrer Gesetze bestehen, daß sie sich rechtlich von den allgemeinen Bürgerpflichten und der großen Amalgamation der verschiedenen Stände in Ein Ganzes ausschließen konnte? Konnte ihr ein Zwangsrecht über freie Bürger zukommen? und wer vertrat dabei die Stelle der ausübenden und zwingenden Macht? Waren sie weniger Diener des Ganzen als Andere? und konnten sie ohne Bürger überhaupt als Geistliche vorhanden seyn? Auf welche Dokumente, oder Ausnahmen, des Natur- und Völkerrechts grün-

deten sich ihre Ansprüche auf Superfouve- ränität des Souverains? Leisteten sie größere Dienste als alle andere Bürger? oder waren sie vielleicht nicht gar politisch entbehrlich? Oder wenn sie keine Aristokratie bilden wollten, was gab bei einer hierarchischen Form dem Papste das Recht in Frankreich über freie Bürger zu herrschen? Was hatten die Kurie zu Rom und die republikanische Regierung mit einander gemein, daß letztere sich der ersteren unterwerfen sollte? Waren freie Bürger, etwa bloß in Beziehung auf sie, Leibeigne und Sklaven?

So war es unmöglich, in der Konstitution eine Ausnahme zum Vortheile eines Standes zu machen, der nicht zur Nation gehören wollte, und doch von der Nation Pflichten verlangte, die sie keinem Fremden zu leisten schuldig seyn konnte. Und ganz im Charakter eines fremden, nicht zur Republik gehörigen, Staates mußte die Geistlichkeit erscheinen, wenn sie weder Bürgerrechte noch Bürgerpflichten, in Beziehung auf sich, anerkennen wollte. Woher kam ihr also ein Recht, von einer Na-

rion, an welche und deren Konstitution sie sich nicht anschließen wollte, Pflichten und Sklavendienste zu verlangen, von welchen diese Konstitution jedem Bürger frei sprach? Oder würde alle ihre Kasuistik ein Mittel haben erfinnen können, Freiheit und Leibeigenschaftsdienste mit einander zu vereinigen? Der Bürger, in allem frei, hätte nur ein Knecht derjenigen seyn sollen, denen Kraft ihres Standes keine weltliche Herrschaft zustand? Eine Verfassung, welche alle diese Forderungen des Klerus befriedigt hätte, würde eine sehr elende Verfassung gewesen seyn.

Alle Rechte und Pflichten der Bürger waren reziprok, das ist: Ein jeder Bürger ist dem andern eben das zu leisten schuldig, was er von ihm verlangt. Wo konnte aber dieser oberste Grundsatz einer demokratischen Verfassung in der Anwendung statt finden, wenn die Geistlichkeit ein Recht gehabt hätte, Herr und nicht Bürger zu seyn, da sie Dienste verlangte, welche sie nicht wieder leisten konnte? Die Gleichheit der Rechte ist in demokratischen Verfassungen nichts

weniger als eine Chimäre, oder ein Wort ohne ernsthafte Bedeutung. Durch Beibehaltung der Vorrechte der Geistlichkeit würde sich aber eine große Ungleichheit der Rechte und eine eben so weitgreifende Ungleichheit der Pflichten ergeben haben.

Oder konnte die Geistlichkeit, wenn sie am gesellschaftlichen Vertrage Theil nahm, fernerhin bestehen? Nimmermehr! Insofern man die Geistlichkeit als einen Stand ansah, mußte sie aufhören, weil es in der Republik nur Einen Stand, jenen des Bürgers gab. Da ferner kein Amt eine höhere Würde, als die des Bürgers verleihen kann, so fiel auch diese für die Geistlichkeit hinweg. Sie konnte nicht mehr Ansehen, nicht mehr Achtung fordern, als Personalrecht nämlich, als jedem andern Bürger zukam. Als Geistlichkeit hörte sie also völlig auf, und würde zum Stande der Bürger übergegangen seyn, wodurch alle ihre Rechte auf Frohndienste, Zehnten und andere gewöhnliche Abgaben aufgehört hätten. Da nun, wie wir oben gesehen haben, ihre ganze Existenz und Sub-

Subsistenz von diesen Dingen lediglich abhingen, so zerstäubte ihre ständische und ökonomische Existenz in jeder Beziehung von selbst, so bald die Gleichheit des Standes und der Rechte erklärt war. Sie hörte von diesem Augenblicke an auf, überhaupt in der alten Beziehung, vorhanden zu seyn.

Eine gleich wichtige Frage ist folgende: Wäre die Republik weniger in ihrem Innern von der Geistlichkeit beunruhigt worden, wenn man diesen Stand beibehalten und ihm seine Vorrechte reservirt hätte? Wenn wir die Erfahrung der Zeiten zu Hülfe nehmen, so beantwortet sich diese Frage mit Nein!

Es war nämlich ein großes Deficit in den Finanzen. Die Könige hatten bereits mit schlechtem Erfolge den Klerus dahin zu vermögen gesucht, zu Erleichterung der Nation, ihn zu wichtigern Beiträgen zu bewegen, als er so lange gab. Die Republik, ohne die Güter der Geistlichkeit zu besitzen, würde vielleicht in noch größere Verlegenheit gerathen seyn. Hätte sie einen Stand begünstigt, so hatte der

der Stand des Adels gleiche Rechte und Ansprüche. Die Nation würde also durch die Veränderung der Staatsverfassung nicht gebessert worden, sondern in ihrer vorigen Lage geblieben seyn. Wären auch alle diese Güter anjetzo völlig verwendet, so bliebe der Nation doch die große Ersparung auf Zehnten, Frohndienste und andere Abgaben. Dieser wären sie beraubt, und der Zusammensturz des Papiergeldes würde frühere und für die Republik ungleich nachtheiligere Folgen gehabt haben, als geschah.

Die Republik hätte ferner alle Gesetze, die auf die Freiheit des Bürgers und die Gleichheit der Rechte Beziehung hatten, völlig aufgeben müssen. Eine herrschende Kirche würde statt gefunden haben, und hätte das Gesetz den Verfolgungen derselben Grenze vorzeichnen wollen, so hätte es sich einen reichen, und so wohl dadurch als durch seinen Einfluß mächtigen, Stand zum Feinde gemacht, der sich im Stande gefunden hätte, die Verfassung nach Belieben umzustürzen. Dankbarkeit war nie die Tugend des Klerus. Mißbrauch seiner Macht über die Gewissen würde entweder den Staat zu ihrem unter-

thänigen Diener oder ihn zum erbittertsten Feinde des Staats gemacht haben. Bürgerliche Kriege, wie zu den Zeiten Heinrich des Vierten, würden die Nation gegen sich selbst bewaffnet, und alle Greuel innerlichen Zwiespalts über sie gebracht haben.

In den geringsten Streitigkeiten der Republik mit dem Papste und seinen Alliirten würde sie sich entweder geduldig den Befehlen desselben und der Willkühr seiner Nepoten haben unterwerfen, und jedes System haben annehmen müssen, das man ihr von Rom aus vorzuschreiben für gut fand, oder der Statthalter Gottes auf Erden hatte mächtige Legionen im Innern der Republik, die ihre Leitung von ihrem Oberhaupte erwarteten, und Liguen und andere Verbindungen gegen den Staat zu schließen und anzuzetteln bereit waren, wenn seine Heiligkeit es befahlen. Die geringste Antastung ihrer Rechte würde alles in Feuer und Flammen gesetzt, und den Staat mit unübersehbaren Uebeln überschwemmt haben.

Bei der großen Koalition, wozu der heilige Exvater der Christenheit so willig die

Hände bot, würde die Geistlichkeit gewiß auf dessen Seite getreten seyn, und dann war es unmöglich, zugleich unzähligen Heeren der Feinde von Außen und Innen zu widerstehen, da es so schwer hielt, nachdem die Klerisei aller ihrer Reichthümer, welche ihrem Einfluß den höchsten Nachdruck geben mußten, beraubt war, sie zu besiegen. Zu wie vielen Auftritten der schrecklichsten Art würde nicht der Terrorismus der zwölf Männer, des Robespierre, und der Despotismus eines Reubel Anlaß gegeben haben? Mit einem Worte, die Republik hatte nur eine Wahl, entweder selbst unterzugehen, oder den Klerus seiner Güter und ständischen Existenz zu berauben.

Vierzehntes Kapitel.

Fortsetzung.

Aber ganz vorzüglich lag der Grund der Unverträglichkeit zwischen Republik und Klerus in dem Widerspruche der Prinzipien, auf welche

beide errichtet waren. Die Hierarchie hatte sich nur allmälig durch Benutzung der Unwissenheit, der Vorurtheile und des Unverstandes der dunklen Jahrhunderte auf die Höhe hinaufgeschwungen, wo sie mit schaamloser Dreustigkeit aller Vernunft Hohn sprechen konnte und durfte. Sie sahe sich, um die Basis ihrer Herrschaft zu erhalten, genöthigt, einen immerwährenden Krieg gegen den menschlichen Verstand zu führen, und allenthalben die Vorurtheile und den Aberglauben gegen ihn in Schutz zu nehmen, ohne welche ihre Regierung nothwendig fallen mußte.

Die Geistlichkeit wachte dem zufolge mit angestrengter Aufmerksamkeit, daß Philosophie und Philosophen nicht aufkommen konnten, von welchen sie alles zu fürchten hatte. Sie untersagte dem menschlichen Geist alles Urtheil über Sätze, die sie für wahr erklärt hatte, die ihr nützlich waren, und gewöhnte ihre Anhänger an den blinden Glauben. So rotteten sie zu Toulouse alle Christen aus, welche es wagten, nur etwas vom Kirchenglauben abzugehen, und so benutzten sie die Schwachheiten von Franz I., um Scheiterhaufen gegen Ketzer,

d. i. vernünftigere Forscher ihrer Lehren, die nach Ueberzeugung strebten rc., anzuzünden, und aller andern Könige, um die Vernunft unter dem Joche ihres Despotismus zu halten.

Auf ganz andern Grundsätzen beruhte die Konstitution der Republik. Philosophie und Wahrheit, wie sie dem Maaße der ausgebildeten Vernunft entsprachen, machten ihre Grundlage aus. Man beobachtete und urtheilte mit Unbefangenheit über die den Menschen zustehende Rechte, und die Verhältnisse zwischen Nation und Souverain. Sie suchte zuerst jeden von beiden Grenzen der Macht und Pflichten vorzuzeichnen, und da die Intrigue und Kabale diese Grenzen mit despotischer Gewalt zum Nachtheil der Nation zu vernichten sich in Thätigkeit setzte, vereinfachte sie die Regierung, und merzte die Königswürde aus ihrer Verfassung.

Ihrem Geiste gemäß, vertrug sich jenes unduldsames System nicht mit der Freiheit des Bürgers, dem Denkfreiheit, als ein kostbares Gut seiner neuen Existenz, vorzüglich zugehörte. Sie mußte in noch stärkerm Verhältnisse der Unvernunft entgegen wirken, als jene der Vernunft,

theils weil Pflicht es gebot, theils weil sonst dem Bürger seine Rechte geschmälert worden wären. Der Staat nahm keine Notiz von den Glaubensmeinungen seiner Bürger, und mußte bei der Gleichheit der Bürger ein freies Urtheil hierüber ihnen sichern. Dadurch entspann sich denn schon natürlich ein Kampf zwischen den Unterdrükkern der Denkfreiheit und dem Staate, der sie schirmte. Da nun die Nation alle Maaße von Gewalt und Macht in sich verschließt, wogegen jene eines ungleich schwächern Standes unbedeutend waren, so konnte es nicht fehlen, daß der schwächere Theil, verlassen von aller Vernunft, die allein oft die mächtigste Finsterniß besiegt, einmal unterliegen mußte, da ihre Systeme in gerader Opposition standen. Friede zwischen ihnen zu schließen, war eine vollkommne Unmöglichkeit, da sie sich in allen Grundsätzen nirgends annähern konnten, und, ihrer Beschaffenheit nach, geradezu zurückstoßen mußten.

Und wer sollte in diesem Friedenstraktate seinen Rechten entsagen? Die Geistlichkeit? Dann war sie durch sich selbst vernich-

tet, da ihr Vorhandenseyn lediglich und allein von Beibehaltung dieser Rechte abhing. Die Nation? Dann wurde ihre freie Verfassung und ihre Existenz als Demokratie vernichtet. Es konnten unter keinen Bedingungen zwei widerstreitende Stände in Harmonie eines Zwecks vereinigt werden, von welchen der eine nach Norden, der andere nach Süden hinwirkte. Sie waren sich in ihren Grundelementen entgegen, und ließen sich noch weniger vereinigen und mit Beibehaltung ihrer Natur in Ein Ganzes zusammenmischen, als Feuer und Wasser.

Man sahe dieses schon aus den Versuchen, welche alle mißriethen. Um die Geistlichkeit nicht zu feindlichen Maaßregeln zu zwingen, suchte man ihnen eine vernünftige und anständige Verpflegung zu sichern, wobei sie als mäßige Bürger leben konnten. Man überließ es ferner den Bürgern ihres Glaubens, sie so gut zu besolden, als ihre Frömmigkeit und ihre Anhänglichkeit an ihre Meinungen es ihnen riethen. Man würde sie nie verjagt, nie deportirt haben, wenn sie sich friedlich in die allgemeine Ordnung der Dinge, wie jeder andre Bürger, hätten fü-

gen wollen. Aber ihr herrschsüchtiger unruhiger Geist, ihr Troz und Stolz, ihre blinde Anhänglichkeit an Unvernunft und Vorurtheil, unter deren Dunkel verbreitenden Schatten sie so lange das üppigste Leben geführt hatten, erlaubte ihnen keine Ruhe und keinen Frieden.

Selbst die Beispiele großer und weiser Männer unter ihnen konnte für sie kein Muster der Nachahmung werden. Ihre Vernunft war in der Schule des Duns Skotus und einer albernen Scholastik so verfinstert worden, daß die hellsten Sonnenstrahlen der Weisheit sie nicht zu erleuchten vermochten. Angefesselt an Breviere und den Mechanismus ihrer Religionsgebräuche; ihre Gewissen angeschmiedet an die Götzenbilder, die der ruchloseste römische Betrug erfand, konnte sich von ihnen nicht mehr losreißen. Die Stimme des dummsten Aberglaubens tönte ihnen wie Gottes Stimme vom Himmel. Sie sahen die beglückendste Wohlthat des Himmels für ein gräßliches Strafgericht der erzürnten Gottheit an, weil sie darunter litten. Der Segen, der über Nation ausströmen wollte, war ihnen eine verheerende Ueber-

schwemmung, weil er in seinem Strome die Vorurtheile und alle Dämme niederriß, welche die Unvernunft ihm entgegengesetzt hätte. Sie wirkten mächtig gegen ihn, und von den Kabalen anderer Feinde der Freiheit unterstützt, kamen sie so weit, ihm Hindernisse entgegen zu setzen, die seinen Lauf auf einige Jahre aufhielten, und für die bessern Zeiten des Friedens verzögerten.

Ein Theil dieser Geistlichkeit nahm die gefährliche Maske an, als wäre er mit der neuen Verfassung zufrieden. Einige Geistliche leisteten den Bürgereid, mit jenen gefährlichen Reservationen im Innern, welche die Lojoliten erfanden, und zur Schande ihres Ordens, zum Verderben solcher, die ihnen trauten, mißbrauchten. Indessen mißbrauchten sie ihr Amt, um Gemüther zu bestricken und Unzufriedenheit auszustreuen. Ihr Meineid wurde offenbar, da man ihnen den Eid des Hasses gegen das Königthum abforderte, und sie wurden nun ihre eigene Verräther.

Menschen, welche öffentlich erklären, daß sie sich in die Ordnung der Gesetze und der Ver-

fassung nicht fügen wollen, erklären sich dadurch geradezu für Feinde derselben. Der Staat kann ihre Absichten nicht mehr bezweifeln, und erhält eine Pflicht, sich von ihnen aus dem Grunde der Selbsterhaltung los zu machen. Und doch verfuhr die Republik hier noch nicht mit der Strenge, welche die Wichtigkeit des Gegenstandes erforderte.

Sie hatte einmal den Geist kennen gelernt, der diesen Stand belebte. Doch schonte sie ihn, und verbannte nur diejenigen aus ihm, die sie über That, Handlungen des Hochverraths ertappte. Eine große Menge blieb zurück, und arbeitet im Verborgnen am Umsturz der Staatsverfassung; sind die eigentlichen Spione der Feinde der Republik, die jetzt nur mit mehrerer Vorsicht gegen sie arbeiten. Sie dienen, um Bürger gegen Bürger aufzuwiegeln. Sie arbeiten an der Empörung ganzer Departements. Bald sind sie Patrioten, bald Royalisten, bald Gemäßigte, bald Energisten, je nachdem diese oder jene Rolle sie tüchtig macht, Unzufriedene in größerer Zahl zu gewinnen. Zerstreut durch alle Gegenden der Republik im Besitz des gefähr=

lichsten Mittels, alles zu erfahren, der Ohrenbeichte, sind sie die gefährlichsten Feinde, die je die Republik erhalten kann.

Ihr Unglück erregt Mitleiden, ihr Einschmeicheln Vertrauen. Der Rest von Achtung für Religionsdiener bei solchen, die noch Anhänger derselben sind, erleichtert ihnen die Wege zum Herzen der besten Bürger, um ihren Verstand irre zu führen. Sie haben alle Erfordernisse, und vereinigen sie in ihrer Person, welche sie zu tüchtigen Werkzeugen in den Händen Englands, Rußlands und Oestreichs machen, die sie dadurch gewinnen, daß sie öffentlich versichern, sie stritten für die Religion der Franzosen 2c., die doch von keiner Seite der Gesetze angegriffen ist. Die Priester verstehen den Wink, und daß für die Religion streiten grade nicht mehr oder weniger sage, als für sie streiten. Sie unterstützen diese ihre ergebene Diener natürlich aus allen Kräften, in der lächerlichen Hoffnung, einmal wieder in den alten Stand hergestellt zu werden. Dennoch duldet man sie mit unbegreiflicher Geduld und Langmuth. Ob

man wohl daran thue, wollen wir untersuchen. —

Funfzehntes Kapitel.

Was für Maaßregeln hätte die Nation in Beziehung auf Adel und Geistlichkeit ergreifen sollen.

Da der Adel und die Geistlichkeit von Frankreich, durch angebohrne und erworbene Prinzipien und lange Gewohnheit, vor allen um sich her zu glänzen und über alles zu herrschen, im Besitz waren, so waren sie wohl, ihrer Natur nach, untauglich, ohne die äußersten Kränkungen des Ehrgeizes in den Stand des Bürgers herabzutreten, den der Adel als schlecht verachtete; beide Stände aber nur als eine Heerde Schaafe ansah, die bestimmt wäre, von ihnen geschoren zu werden. Da ferner alle in den vorhergehenden Kapiteln berührten Erfolge mit völliger Gewißheit vorherzusehen waren, so wäre es allerdings zweckmäßig gewesen, wenn die Nation bei Zeiten eine Scheidung der

Guten dieser beiden Stände von den Bösen vorgenommen hätte. —

Die Guten unter ihnen hatten sich auch bereits von Anfang der Revolution so unzweideutig und offen erklärt, daß im Urtheil über die Glieder dieser beiden Stände nicht leicht ein Mißgriff zu besorgen war. Und selbst dieser würde für diese Stände, wie wir noch sehen werden, nicht ohne Vortheil gewesen seyn.

In dem ungeheuern Ocean, welcher unsern Erdball umgiebt, trifft man viele fruchtbare und schöne, fast ganz unbewohnte, Inseln an, wo die Natur ohne vielen menschlichen Fleiß die schönsten und schmackhaftesten Früchte im Ueberfluß hervorbringt, und wo die Wälder eine ungeheure Menge von Wildpret ernähren, das heerdenweise sie durchzieht. Vorzüglich zeichnen sich von dieser Art die Diebsinseln in den indischen Gewässern aus, die einen Archipelagus von großem Umfange bilden. Daselbst, sagt Raynal, zeugt die Natur, reich und schön, ein ewiges Grün; Blumen vom herrlichsten Geruch; Krystalwasser, die in den prächtigsten Wasserfällen herabstürzen; Bäume mit Blüthen und

Früchten zu gleicher Zeit; und malerische Gegenden, welche keine Kunst je nachahmen kann. Die Luft ist rein; der Himmel heiter und das Klima gemäßigt. Bananen, Kokusnüsse, Ananas und der Rima oder Brodtfruchtbaum, wachsen daselbst freiwillig. Hier herrscht das weibliche Geschlecht auf die feinste Weise über das männliche. Hier findet man das leichte Fahrzeug, das fliegende Proß genannt, auf dem drei Mann alle Arbeiten versehen, und mit welchem man Spazierfahrten zu Wasser in weniger als einer Stunde von fünfzehn Meilen machen kann, mit einer Schnelligkeit, welche jene des Windes übersegelt, und mit einer Sicherheit, die keine Reise zu Lande gewährt.

Ich bin überzeugt, der König von Spanien würde mit Vergnügen eine dieser menschenleeren Diebsinseln zu einer Kolonie von Adel und Geistlichkeit eingeräumt haben, unter der Bedingung, unter seiner Regierung zu stehen, wenn die Republik ihn darum ersucht hätte. Hier hätte der Adel, ohne alle Vermischung mit Bürgern die eine, nämlich waldigte und jagdreichste Hälfte der Insel, um

der edlen Jagdpassion, die andere Hälfte, wo Kokosnüsse, Bananen, und andere wohlschmeckende Gottesgaben ohne Arbeit wachsen, die Geistlichkeit, um der edlen Passion, in ungestörter Trägheit den Bauch zu füllen, besitzen können. Auf diese Weise würde der Adel, von keinem Umgange mit Bürgern befleckt, seine ganze Nachkommenschaft von allen Mißheirathen, Unstiftsfähigkeiten und allem unreinen Blute bewahren, das sich in seinen Orden einschleichen könnte. Sie hätten eine Aristokratie von lauter Herren, und höchstens würde der niedere Adel den höhern bedienen. Sie würden dabei vollends zur Ueberzeugung kommen, daß sie des ganzen Bürgerstandes entbehren können, weil ihre eigne sublimen Talente zu allen Bedürfnissen ihrer hohen Existenz hinreichen. Sie würden ihre eigne Schuhflicker und Schneider seyn. Sie würden für die erlauchte Aristokratie Brodt backen, Pferde beschlagen und, mit einem Worte, alles selbst verrichten, was der in ihren Augen so verächtliche Bürgerstand bisher für sie leistete. Sie könnten, geschaffen zum Regieren, zu Ministerposten und Ehrenämtern, täglich im Re-

gieren

gieren umwechseln, um alle diese Glückseligkeit zu genießen. Und beging einer ein Verbrechen, würdig des Todes, so könnten sie sich selbst das Vergnügen machen, die Missethäter zu — pardonniren, weil es gegen das Dekorum ist, einen Edelmann zu henken; es sey denn, daß dieses dadurch eine Ausnahme litte, wenn es von einem Pair geschähe.

Von einer andern Seite, welche paradiesische Glückseligkeit müßte es für den Stand der Geistlichen seyn, sich so ganz zwischen Essen, Trinken und Beten theilen zu können? Gegen sich selbst nun alle Werke der Liebe, die seinen Gliedern so sehr zur andern Natur geworden sind, auszuüben? Hier könnten sie ihren großen Plan von Hierarchie ausgeführt erblicken, weil in ihrem Theile der Insel alles nur einem geistlichen Oberhaupte unterworfen seyn würde. Hier dürften sie sich nicht mehr mit ihren weltlichen Gegnern und ihren Widersetzlichkeiten herumplagen. Sie würden in ewiger Verträglichkeit, Frieden und Eintracht ein englisches Leben führen. Sie würden ohne Murren ihren Bischöfen, Erzbischöfen und Ordens=

meistern gehorchen, und die Inselzunge der Maltheser Paul dem Ersten, Großmeister mit Frau und Kindern, und Türkenallianz, den Tribut schicken, der ihm gehört, da er alle Eigenschaften eines Großmeisters in sich vereinigt. Wie glücklich müssen Männer seyn, die im Gebet und Essen und Trinken mit wahrhaft priesterlichem Geiste einträglich beisammen wohnen — wie bald würde diese Diebsinsel den Namen „Insel der Frommen“ erhalten?

Gehen wir ernsthaft zu dieser Sache hin, so ist nichts deutlicher, als daß die Ausführung eines ähnlichen Plans das einzige Heilungsmittel für die Vorurtheile des Adels und der Geistlichkeit seyn, und mit der Zeit „gute Bürger“ aus ihnen machen würde. Sie würden, aus ihren Bedürfnissen belehrt, sich überzeugen, daß unter allen Ständen nur derjenige der vorzüglichste sey, dessen Thätigkeit, Arbeitsamkeit und Fleiß das Meiste zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft beitrage. Da sie alle ihre Leidenschaften mit sich nehmen würden, Stolz, Hochmuth, Ehrgeiz, Intrigue, Ueppigkeit, Wollüste, Tyrannei, Verachtung der Geringern,

so würden sie dieselben entweder gegen sich selbst anwenden; und sich unter einander selbst vernichten; oder zur Vernunft durch weisere zurückgeleitet, einsehen lernen, daß nur Mäßigung seiner Leidenschaften, Friedfertigkeit und Gleichheit der Rechte, Menschen in der Gesellschaft glücklich mache. Sie würden sich schämen, ehemals anders gedacht und gehandelt zu haben; sie würden ihre Adelsdiplome vernichten, da sie sie nicht über die Nothwendigkeit erheben können, unter sich selbst alle Arbeiten zu verrichten, die keinen Bürger entehren. Sie würden sich genöthigt sehen, alle bürgerliche Verrichtungen zu übernehmen, und da keiner mehr wie der andere seyn kann, ohne zu verhungern, wenn er nicht für sich arbeitet; sich selbst unter dem Gesetze der stärksten Nothwendigkeit in einen Stand von Bürgern umwandeln, der ihnen dann achtungswerth seyn muß, da sie sich nicht selbst verachten werden.

Der geistliche Stand — inkorrigibel in seiner Natur, ohne Weiber würde in die ihm eigenthümliche Laster der Päderastie ꝛc. ausarten — entweder wie Sodom von einem Feuer-

mere vulkanischer Art verschlungen; oder wenn der Allbarmherzige sie dulden will, durch Aussterben von der Oberfläche der Erde vertilgt werden. Ein Theil würde an ungesättigtem Durste zum Herrschen sterben; ein anderer an den Folgen der Unmäßigkeit, ein anderer, wie die Philister zu Asdod, geschlagen mit Schmerzen an heimlichen Orten; ein anderer an unbefriedigter Leidenschaft; und der letzte an den Folgen eines Lebens, das keinen Trost hat, weil jedes häusliche Vergnügen, aus ihrer Mitte verbannt, sie zu Fremdlingen unter sich selbst macht. Die Republik würde auf diese Weise von Menschen befreit werden und geworden seyn, die gegenwärtig in ihrem Innern eine schleichende Pestilenz sind, die den ganzen Staatskörper zu vergiften drohen.

Sechzehntes Kapitel.

Was hätte die Republik in Beziehung auf die Geistlichkeit ferner beobachten sollen?

Da sich Frankreich in eine Republik umwandelte, war ihm die Entfernung des aufrührischen Adels und Geistlichkeit ein großes Bedürfniß, aber kein geringeres waren ihm Volkslehrer, welche die Stelle der letztern vertraten. Es ist nicht genug, einem Volke die Freiheit zu geben, man muß auch dadurch für ihre Erhaltung sorgen, daß man ihre Grundsätze den Bürgern einleuchtend mache, und sie mit ihren Kindern zur Liebe zu einem Geschenke bilde, das die höchste Wohlthat für Sterbliche ist.

Und gewiß, hätte die Republik nicht durch so viele Stürme der Revolutionen gehen müssen, hätte nicht Robespierre's Tyrannei den besten Theil echtpatriotischer Repräsentanten und Männer geschlachtet, welche für die Nation und ihre Verfassung echte Anhänglichkeit hatten, so wäre dieser Hauptzweig des öffentlichen Bedürfnisses gewiß nicht vernachlässigt worden.

Hiedurch, und durch die dringenden Finanzbedürfnisse zu einem kostbaren Kriege, wurden die Unternehmungen zu Bildung einer Nation gehindert, die den höchsten Schwung von Enthusiasmus für Freiheit und republikanische Verfassung gewonnen hatte. In diesem Augenblicke hätten tüchtig befundene, echtrepublikanische, Volkslehrer den Unterricht der Nation zur Besorgung erhalten sollen, sie würden die Republik zum festesten Gebäude gemacht haben, das unerschütterliche Stützen in einer gemäßigten Liebe und einem überdachten Eifer für die Sache des Ganzen erhalten haben müßte.

Der Mißbrauch der revolutionairen Gewalt unter Robespierre und seinen verabscheuungswürdigen Spießgesellen leitete die reine Demokratie in die Sumpfquellen des Vandalismus und der Sansculotterie; das ist: die Republik ging aus den Händen des Bürgers in die Hände des unwissendsten, grausamen, Wissenschaften, Künste und Moralität verachtenden, Pöbels über, der sich ungemein in seinen Grundsätzen von jenen des gebildetern Bürgerstandes unterscheidet.

Nachdem die Republik durch Tal- liens Bemühungen von dieser Tyrannei eines wüthenden Demagogen befreit war, heischten mannichfaltige Staatsbedürfnisse und die Einrichtung der Republik wieder die Aufmerksamkeit der Legislatoren so sehr, daß einige Zeit verging, ehe man nur an den Volksunterricht denken konnte. Die Zeiten des Enthusiasmus für Freiheit verliefen allmälig in das Beet des ruhigen Beobachters, und die vielen Kriegsbedürfnisse verschlangen so viele Summen, daß für den heilsamen Zweck der Nationalbildung und Erziehung nichts übrig blieb. Einige wenige Schulen wurden zwar errichtet, dagegen aber vernichteten sich Tausende, aus Mangel an Besoldung ihrer Vorsteher und Lehrer.

Es war vielleicht ein Glück für die künftige Regeneration der Nation, daß so manche alte Anstalten eingingen, in welchen der Priestergeist alle seine Einflüsse äußerte, um den republikanischen Geist auszurotten. Der Verstand der künftigen Generation wurde wenigstens nicht zum Haß gegen die bestehende Verfassung bearbeitet, und die Vernunft der Kinder blieb einer leeren

Spiegelfläche gleich, welche die bessern Zeiten der Republik mit Bildern anfüllen können, wie sie ihren Bedürfnissen entsprechen.

Die Sache der Religion, welche der Staat dem Willen seiner Bürger überließ, hätte allerdings eine nähere Aufmerksamkeit der Gesetzgeber verdient. So lange die alten fanatischen Priester noch ihren Unfug zu treiben vorhanden waren, hätte der Staat die Aufsicht über die Religion auf jeden Fall beibehalten sollen. Sie ist es, die von diesen Priestern gemißbraucht, in die innersten Räder der Staatsverfassung eingreift. Sie war zu allen Zeiten das Mittel in ihren Händen, den Verstand zu verwirren, die Grundsätze der besten Art zu mißleiten und zuletzt zu unterdrücken. Die Religion, in ihrem Wortverstande, vertheidigt das Königthum, und im weitesten Sinnverstande eine jede Verfassung, wie sie auch Namen haben mag. Ein „fürchte Gott und ehre den König" konnte im ersten Sinne, durch Vermittlung von Priesterauslegung, jedem Bürger, der in ihre Hände gerieth, die republikanische Form als eine Verfassung darstellen, wel-

che der Religion des Christen und den Befehlen der Schrift geradezu entgegen wäre.

Daß die Geistlichkeit dieses wirklich gethan habe, verrieth sie bei der Forderung: „daß sie den Eid des Hasses gegen das Königthum schwören solle;“ denn sie erklärte diesen Eid für religionswidrig und den Grundsätzen des Christenthums entgegen. Hieraus ergiebt sie nur zu deutlich, daß sie im Religionsunterricht und in der Bearbeitung der Gewissen ihrer Beichtkinder gewiß die Religion nicht, als dem Republikanismus beförderlich, werden vorgetragen haben.

Bei diesem Anblick der Sache mußte die Gesetzgebung dem Wirken des Royalismus Dämme entgegensetzen; und sie hätte alle verdächtige nugatorische Priester entfernen sollen, damit nicht dieser ihre heimliche, und auch heuchlerische Bemühungen den Nationalgeist änderten, und der Verfassung zahllose Feinde zuzogen. Es konnte dieses aber nicht geschehen, wenn man die Wahl der Geistlichen übelunterrichteten Bürgern überließ, ohne darauf zu sehen, ob dieser Unterricht nicht in eine Schule

von Staatsverrätherei ausarten werde. Es war kein Eingriff in die Rechte des Bürgers, wenn man einen gesetz- und verfassungswidrigen Glauben und Unterricht zur Erhaltung des Staats hinderte, und einen gesetzmäßigen an seine Stelle setzte.

Dadurch würde die Gesetzgebung auf die Erhaltung des gegenwärtig schon nur zu sehr geschwächten Gemeingeistes mächtig gewirkt, und den Staat in einem sanften, aber desto länger dauernden Feuer für die allgemeine Sache erhalten haben, das in den ersten Zeiten der Republik so viele freiwillige Bürger unter die Fahnen der Freiheit versammelte. Sie würde mit unbeschreiblicher Leichtigkeit Legionen Streiter für das Vaterland immer und überall gefunden haben, die fürs Vaterland zu sterben oder zu siegen bereit gewesen wären. Der Name, Aristokrat wäre vielleicht in der Republik allmälig vergessen worden, und der Name des Bürgers würde jedem der ehrenvollste von allen geblieben seyn.

Der Geist der Faktionen, der nirgends mehr Wurzel faßt, als in Republiken, würde sich in den bescheidnern einer wohlwollenden patriotischen Opposition umgeändert haben, wo es den Partheien nicht um eigne widerstreitende Absichten, sondern bloß um Ausmittelung der Wahrheit und des wahren Besten der Nation zu thun gewesen wäre. Die Legionen von Verläumdern, welche ganz vorzüglich unter gewissen Formen an der exekutiven Macht des Staats angestellt, und zugleich hie und da aufgeforderte Spionen sind, über Thun und Lassen der Bürger zu wachen, würden weniger Männer nach ihrem theils schändlichen Charakter beurtheilt, und ihren Leidenschaften zur süßen Rache, um Vaterland und Alles gebracht haben, was ihnen theuer und angenehm war. Ich kenne allerdings sehr rechtschaffne Männer unter den Kommissarien der ausübenden Gewalt; aber auch manche, deren schändlicher Charakter sie zu Insinuationen und Angebungen veranlaßt, wodurch das Direktorium zu Paris von ihnen zu einer Maschine, ihre eigne Rache zu befriedigen, herabgewürdiget, und die

heilsame gutgemeinte Absicht des Gesetzes vom 19. Fruktidor, zu einer tyrannischen und höchst despotischen Maaßregel, die besten Bürger zu unterdrücken, gemißbraucht wird. Das Direktorium schenkt sehr natürlich seinen Kommissarien Vertrauen, aber da, wo nur das Gesetz auf öffentliche Anklage allein Rücksicht nehmen sollte, ist es doch grausam, wenn ein Bürger, ohne zu wissen, warum? ohne die gerechte Forderung erhalten zu können, vor einem Tribunal gehört, gerichtet, bestraft oder losgesprochen zu werden, aus seinem Vaterlande verwiesen wird. Wahrlich, es ist eine schlechte Wohlthat, gute Gesetze zu haben, wenn es von der Willkühr verläumderischer Buben abhängt, ob einem der Schutz derselben zu Theil werden solle, oder nicht?

Allen diesen Uebeln hätte die bessere Einrichtung der Nationalleitung und Erziehung entgegengearbeitet, hätte die Republik friedlichere Zeiten genossen, und in dem Zustande eines langedauernden Krieges nicht in jedem Bürger einen Feind besorgen müssen, der durch Priester verführt, am Untergange des gemeinen

Wesens arbeite; welches jenes traurige System der Sûrweillaner durch Beamte der ausübenden Macht und das traurige Gesetz des 19. Fruktidors im Gefolge hatte, und zwar mit allen Uebeln, welche oft den Unschuldigsten wie den Schuldigsten drücken. Im Verfolge hiervon ein Mehreres.

Siebzehntes Kapitel.

Ueber Frankreichs Revolutionen.

Es wird in unsern Tagen nicht leicht ein Wort gleichgültiger ausgesprochen, als das Wort „Revolution," und doch war keins schrecklicher in seinen Wirkungen für halb Europa, als dieses furchtbare Wort. Es ist keine Uebertreibung, wenn wir sagen, daß ihm Millionen Schlachtopfer fielen, und daß noch alle Greuel eines schrecklichen Krieges (1799.) gegen dasselbe wüthen. Viele reden davon als von einem leicht zu realisirenden Gegenstande, und wissen nicht, daß bloß tausend von allen Seiten zusammen-

strömende Zufälle diese Realisirung möglich machen.

Ich halte es nicht für unzweckmäßig, hier im Allgemeinen „über Revolutionen“ etwas vorauszuschicken, ehe wir besonders von der französischen reden. Es giebt verschiedene Arten von Revolutionen, in Beziehung auf die Ursachen, von welchen sie ausgehen. Alle Revolutionen des Orients, Indiens, Rußlands rc. sind nichts weiter, als Ermordungen von Despoten, um sich einem andern Despoten zu unterwerfen. Die Staatsverfassung bleibt dabei unangetastet, und verändert sich nie. Die verschiedene Revolutionen, durch welche Schweden hindurch ging, nähern sich ungleich mehr der französischen, da sie die Verfassung wirklich veränderten. Von gleicher, und auch nicht von völlig gleicher Art, waren die brittischen, welche theils Veränderungen der Dynastieen, theils mit diesen, Abänderungen in gewissen Punkten der Staatsverfassung enthielten, wodurch die Nation mehrere scheinbare Vorrechte, und auch wirkliche erhielt.

Die höchste Stufe der Revolution erklimmt mir dann ein Volk, wenn es, wie in Dänemark, in unbegrenzte Knechtschaft, oder wie in Frankreich, zur unbegrenztesten Demokratie übergeht. Von beiden ist eines so wenig werth, wie das andere, weil beides Extremen sind, die im höchsten Widerspruche mit dem wahren Regierungsbedürfniß der Nationen stehen. Es ist Millionenmal besser für den Weisen und Ruheliebenden, unter einer gutverwalteten Monarchie, als unter dem Despotismus von Volksführern, wie Marat, Robespierre, oder gar des Lumpengesindels von den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau zu stehen. Reine Demokratie in solchen Händen; unbegrenzte Herrschaft unter Ausschüssen, die mit Barrere's, Collot Herbois, Billaud Varenne's, Carrier's, le Bon's, und dergleichen Vandalen besetzt sind; oder unter Diktaturen, wo Reubels, la Reveillere's 2c. despotisiren; oder revolutionaire, das ist, anarchische, gesetzlose Verwaltung, wo

Blutmenschen an der Spitze, Schurken in den Tribunälen, und Barbaren, wie Fouquier Tinville, als öffentliche Ankläger stehen, da ist wahrlich die am schlechtesten verwaltete Monarchie eine Wohlthat dagegen.

Revolutionen machen zu wollen, wo ein Fürst gut regiert, ist in meinen Augen die unverständigste Thorheit, die man irgend wollen kann. Der Zweck aller guten Verfassungen, so wie der demokratischen Republik, kann doch nichts anders seyn, als Sicherheit der Personen, des Eigenthums, der Ehre rc., unter guten Gesetzen. Finden wir diese unter einem guten Fürsten, so wäre es doch wohl eine Albernheit, diese zu verlassen; seine Regierung umzustoßen, und das selten glücklich ausschlagende Wagestück zu unternehmen, ob eine größere Anzahl von Regierern weniger die Macht mißbrauchen werde, die in den Händen aller Ehrsüchtigen ein zweischneidiges Schwerdt ist, das den Schuldigen und Unschuldigen trifft. Die Hoffnung auf künftigen Gewinn der folgenden Generationen kann noch weniger einen Grund des

Rechts

Rechts zu Revolutionen hergeben, da die Hoffnung, in dunkler Ferne verborgen, uns keine Aussichten von Gewißheit giebt, die eine Entsetzung guter Fürsten zulässig macht. Wir können nicht berechnen, durch wie viele Grade der Kultur ein Volk hindurch gehen muß, bis es einer vernünftigen demokratischen Form *) fähig wird. Zudem wird die höhere Bildung der Nationen, entweder die höhere Bildung der Regenten, die gegenwärtig größtentheils sehr vernachlässigt wird, und den Grund der Verachtung der Völker gegen Monarchen enthält, zur Seite haben; werden in künftigen Zeiten gesetzliebendere und weisere Fürsten gerechter regieren, oder durch Ueberspannung des Despotismus und durch Mißbrauch der Gewalt sich

*) Was ich hier von vernünftiger demokratischer Form sage, ist immer im Gegensatz mit der reinen Demokratie zu verstehen. Erstere ist die Regierung der rechtlichen Bürger des Staats, und diese gut administrirt, ist die beste aller Verfassungen. Letztere die reine Demokratie ist die Regierung der Vandalen, Sanscülots und des Lumpengesindels, wie zu Robespierre's Zeiten; und diese ist diese schlechteste von allen.

auszeichnende Regenten von selbst die Revolution vollenden, welche der menschliche Verstand, so wie das unerträgliche Gefühl barbarischen Drucks, von selbst vorbereitet.

Freunde einer gesetzlichen Freiheit finden diese eben so wahrhaftig in guten Monarchieen, als in guten Republiken. In beiden wird der Mensch durch Gesetze beschränkt, welche dem bösen Willen Grenzen setzen. Wenn die Regenten Tyrannen, oder Tyrannen und Narren zugleich werden, so erwecken sie mit jeder Tyrannei Abscheu; und mit jeder Narrheit Verachtung; und bereiten, ohne Bemühungen der Völker, jene Revolutionen von selbst vor, die dann auf einmal von selbst ausbrechen, wenn ein Zufall beitritt, der ihre Vollendung von selbst bewirkt. Es geht hier wie in der physischen Natur. Die elastische Kraft eines Bogens hat ihre Grenzen. Spannt man ihn zu stark, so zerbricht er in der Hand dessen, der seine Stärke bei dessen Spannung mißbraucht. So ist es mit dem Gebrauch der Gewalt der Nationen in den Händen der Fürsten. Wird ihr Mißbrauch

zu groß; wird sie gegen den vernünftigsten Theil der Nation angewendet, so wanken die Grundpfeiler der Thronen, von diesen erschüttert immer mehr und mehr, bis endlich ein Zufall diese Pfeiler aus den Morästen und stinkenden Sümpfen des Despotismus herausspühlt, und Regenten und Thronen von selbsten umfallen.

Meinen Grundsätzen zufolge, muß man das Werk der Befreiung der Völker den Regenten selbst überlassen. Herrschen sie weise, gesetzlich und gut, so segnet sie dafür der weise und redliche Bürger, und ihre Erhaltung wird ihm theure Pflicht. Er haßt ja nicht leere Worte — nicht das Gute der Verfassungen. Ein kluger und redlicher Mann achtet das Gute, wo er es findet, und liebt den Schutz der Gesetze gegen Eingriffe in seine Rechte, der Mann, der sie ihm ertheilt, habe eine Krone auf seinem Haupte, oder eine Bürgermütze auf seinem Kopfe. Wir wollen die Sache, nie die Formen. Sey mein Arzt, wer er wolle, in seinen Grundsätzen — monarchisch oder republikanisch — die heilende

Arznei aus seinen Händen verdient meinen Dank, und seine gutmeinende Thätigkeit, mir zu helfen, meine Achtung. Herrschen sie schlecht — nun so geht es ihnen, wie Ludwig dem Sechzehnten, der durch Schwachheit, Meineid und Mißbrauch von Macht, die französische Revolution selbst bewirkte und vollendete.

Was — wenn wir Ruhe des Lebens, Sicherheit für alles, was uns theuer und lieb ist, besitzen, wenn wir von einem guten Regenten gerecht, weise, mild und nach guten Gesetzen regiert werden — was könnte uns vermögen, alle Unruhen einer Revolution über unser Vaterland zu bringen, die davon nie frei ist, und uns nie etwas Besseres gewähren kann, als wir dafür hingeben. Ist es doch Gott einerlei, ob ihr ihn Zeus, Jupiter, Jehovah, Tugan, Brama, oder wie ihr wollt, nennt, und uns sollte es nicht gleichgültig seyn können, ob die Quelle, aus der die Ruhe und das Glück unserer Existenz entspringt, Kaiser, König, Churfürst, Landgraf oder Direktor heißt. Der Fürst, mit weisen Räthen umge-

ben, ist dasselbe, was ein Direktorium mit klugen Ministern umgeben ist. Die Wirkungen von Weisheit und Gerechtigkeit sind immer dieselben. Sich ihnen widersetzen, ist Verrath an dem Glücke des Staats, der unter ihnen blüht. Nie würde Frankreich unter einem Könige, wie Friedrich der Große war, an eine Revolution gedacht haben, weil die Weisheit seiner Regierung sie unnöthig gemacht hätte. Sind sie Tyrannen, so wird keiner der Züchtigung in diesen Zeiten entgehen, wo es so gefährlich ist, ein Tyrann zu seyn, und wo nur der Regent glücklich ist, der sich an die Weisen und Klugen seiner Nation anschließt. Diese führen das Herz des Volks zur Ruhe und Gehorsam unter die Gesetze, die von dem guten Regenten rein und gut ausgehen. Denn kein weiser Regent fordert einen andern Gehorsam, nur Großsultane und Czaaren, die despotisch herrschen, fordern Gehorsam für die Willkühr ihrer gesetzlosen Personalität. Kein weiser Regent verfolgt die Philosophie und die, so sie bekennen, oder haßt das Licht der Aufklärung,

denn die erleuchtete Vernunft, welche die Völker von ihren Rechten und von den Pflichten der Regenten unterrichtet, sagt ihnen auch laut, daß gute Fürsten diese Rechte ehren und diese Pflichten erfüllen; und füllt das Herz des erleuchteten glücklichen Bürgers mit dankbaren Empfindungen gegen einen rechtlichen Fürsten; und ein so erleuchtetes Volk fühlt die Gegenpflichten des Gehorsams unter Gesetze und Verfassung desto stärker, wenn der Obskurant und Obskurirte in viehischer Unempfindlichkeit schlechte und gute Regierung unter einander wirft, beide vertheidigt, und keine zu würdigen versteht.

Achtzehntes Kapitel.

Ueber Revolutionen, besonders die französische.

Fortsetzung.

Wir leben in einer Zeit, wo ein großer Theil der Nationen zu **Revolutionen** bereit ist, und eine große Geneigtheit nach **Veränderungen ihrer Staatsformen** äußern.

Es ist eine Frage, ob diese Nachahmungssucht auf richtigen Quellen beruht, oder Ueberspannung, oder Privateigennutz ist, oder Hang, herrschen zu wollen? Kein Mann von guten und wahrhaft moralischen Grundsätzen kann eine Revolution wünschen, wenn der Staat sie nicht bedarf, oder der Fürst löblich regiert. Dieser Wunsch gereicht in diesen Fällen der Vernunft solcher Revolutionsfreunde zur Unehre, und zeigt wenigstens keine reife Beurtheilungskraft. Keine Revolution, als solche, hat irgend etwas Wünschenswürdiges, denn sie ist ein Uebel, das nur dann zur Wohlthat wird, wenn dadurch die Tyrannei und Thorheit der Despoten gestürzt wird. Wenn sie einen gerechten und weisen Fürsten, der Erleuchtung und Erleuchtete schätzt, zum Gegenstand hat, so tritt gewiß kein Vernünftiger auf ihre Seite, denn sie ist sodann wahrer Hochverrath, zugleich gegen das Glück einer gut regierten Nation, und eines gut regierenden Fürsten.

Jede Revolution ist ein Uebel in

sich, denn sie zerstört die Ordnung der Dinge; stürzt das Glück von viel Tausenden um, hat, wenn sie ausgebrochen ist, den Kampf von Faktionen zur Seite. Nicht der große Mann, nicht der Weise, kommt immer durch sie an seine Stelle. Die Gleichheit in reinen Demokratieen giebt dem Ehrsüchtigen gleiche Ansprüche, nach seiner Denkungsart, an der Regierung des Ganzen, wie den Volksfreunden. Die Selbst- und Habsucht bedient sich dieser Gleichheit der Rechte der Bürger, um zu Aemtern zu gelangen, wo sie den Staat plündern und sich selbst bereichern können, ohne Hinsicht, ob das Ganze dabei leide, oder nicht.

So sehen wir in der französischen Revolution die vernünftigsten und tugendhaftesten Männer unter Schurken und ihren scheußlichen Bemühungen fallen. Brissot von Warville, Verginaux, Condorcet, Rolland, Isnard, Guadet, Rabaut de St. Etienne, und andere, und gegen sie Marat, Robespierre, Collot-Herbois, Carrier, Danton, und jene

verabscheuungswürdige Blutmenschen, welche kontrastirende Gegenstücke in der Gallerie der Menschheit! und doch sanken die Erstern unter dem Blutmesser der Letztern, die, vom elenden Pöbel der Vorstädte unterstützt, alle Greuel begingen, deren die ausgeartete, vandalisirte und sanskülottisirte Menschheit irgend nur fähig seyn mag.

Und doch sind dieses alles Folgen, welche jede Revolution, da sie immer Anarchie zur Seite hat, überall und allenthalben hervorbringen kann, wo der Weise nicht Fähigkeit besitzt, jene Faktionen, die immer allenthalben entstehen müssen, auf Unkosten seiner Menschlichkeit zu vertilgen oder zurückzuhalten, ehe er von ihnen vertilgt oder seiner Freiheit beraubt wird. Denn durch jede Revolution, welche eine Regierungsform despotischer oder monarchischer Art umstößt, geht die Nation, ehe sie eine Konstitution, das ist, Gesetze erhält, interimistisch in einen Zustand der Gesetzlosigkeit über, wo sie eine revolutionaire Gewalt über sich erhält, welche ohne Gesetze, das ist, nach dem jedesmaligen Bedürfnisse und nach Gut-

dünken herrscht. Sind da die vernünftigen, wahrhaft für die Nation gesinnten, Männer in der größern Zahl; oder verstehen sie das Volk auf ihre Seite zu bringen, und für die gute Sache zu gewinnen, so ist keinem Zweifel unterworfen, daß selbst eine interimistische revolutionaire Regierung gut in ihren Erfolgen seyn kann.

Aber dieses hindert nicht, daß der Ehrsucht, den Intriguen und andern Absichten der Stolzen, Herrschsüchtigen und Geizigen nicht ein weites Feld eröffnet bleibe, auf welchem sie den Kampf mit den bessern Freunden der Nation bestehen werden. Mäßigung verschreit der Enthusiast für Schwachheit; Beharrlichkeit und Festigkeit in den Beschlüssen für Diktatordespotismus. Ein Theil des Volks wird hintergangen, und die Faktionen entstehen, und bekämpfen einander. Gleichheit der Meinungen ist ungedenkbar, wo eine einzelne Nation nur eine einzelne Kammer besitzt, welche durch die Mehrheit der Andersdenkenden influirt wird; und wo kein Rath der Alten mäßigen oder verwerfen kann, was die übereilte Hitze der Jüngern oft

entwarf, und der guten Sache oft schädlicher als nützlich ist. Hier auf diesem Kampfplatze kommt es nun alles darauf an, ob die Vernünftigen, oder die Enragirten und Wüthenden, siegen; alles darauf an, auf welche Seite sich das Volk oder der bessere Theil der Nation schlägt, denn der Pöbel darf nie eine Stimme haben, wenn man anders keine Pöbelrepublik errichten will.

Und was gehört nicht alles dazu, daß dieser Theil der Nation, der zwischen beiden Partheien zur Zeit der Anarchie oder Gesetzlosigkeit den Ausschlag giebt, so gebildet, so erleuchtet, so für das wahre Beste des Ganzen eingenommen sey, daß sein Beitritt auf die Seite der Vernünftigen gedenkbar werde.

Frankreich durchlief die greuelvollsten Zeiten und viele Revolution, ehe die Nation belehrt wurde, und Erfahrung genug erhielt, auf welche Seite sie treten sollte. Sie mußte erst über Tausende von blutenden Schlachtopfern ihrer edelsten Männer gehen, ehe sie einsehen lernte, daß ihr Glück von der Unterstützung des Ueberrestes der Vernünftigen und Gemä-

ßigten abhänge. Frankreichs Nation war unter allen andern die kultivirteste, und doch erduldete lange der bessere Theil derselben die unmenschlichen Greuel der Anarchie oder revolutionairen Regierung. Sahe die Eiskeller von Avignon mit zerhackten Leichnamen anfüllen; sahe die Furnees zu Lyon, in denen Collot:Herbois Truppweise mit Kartätschen die Bürger niederschießen ließ; sahe die scheußlichen republikanischen Hochzeiten des Wütherichs Carrier, und alle Greuel, die ich niederzuschreiben für vergebene Mühe halte, da sie allen Menschen bekannt sind.

Aber wir, wird man sagen, stehen ja auf den Schultern dieser Nation; haben alle Erfahrungen vor uns, und können uns hüten. Dies würde allerdings der Fall seyn, wenn gewisse Uebel nicht nothwendig mit den Revolutionen, ihrer Natur nach, begleitet gingen. Man kann allerdings jenen kannibalischen Grausamkeiten der Ungeheuer entgehen, welche Frankreichs Provinzen entvölkerten, aber nicht dem großen Uebel, unter der Bedingung eine Demokratie ein-

zuführen, Grausamkeiten anderer Art auszuüben. Sollte zum Beispiel Adel und Geistlichkeit ihre ständischen Vorrechte verlieren, und beide in das Volk verschmolzen werden, so kann jeder revolutionirte Staat auf Widersetzlichkeit von einem großen Theil dieser beiden Stände rechnen. Die neue Republik würde in der Meinung, menschlich zu verfahren, diese Gegner nicht ermürgen; aber was im Grunde noch weit grausamer ist, von Heerd, Vermögen und Vaterland jagen, und sie der Armuth und Bettelei in fremden Ländern preis geben. Wollte man ihnen alles Vermögen mitgeben, so wäre ihr Zustand zwar besser, ob aber ein Staat eine solche plötzliche Emission des ganzen Vermögens des Adels und der Geistlichkeit ertragen könne? dieses ist eine gewiß nicht unwichtige Frage.

Hier würde die interimistische Anarchie auf ein Plünderungssystem ablaufen müssen, dessen Moralität den obersten Prinzipien aller Republiken, der Tugend, sehr wenig entsprechen möchte. Dies ist noch nicht alles. Durch eine Revolution geht der

Mensch in den Zustand von Gesetzlosigkeit so lange über, als die Zwischenzeit, zwischen Umsturz der alten Verfassung und der Vollendung einer gesetzlichen Konstitution, dauert. In diesem Zustand sind die Glieder der Nation entweder im Besitz einer ungebundnen, zügellosen Freiheit; oder unter dem furchtbaren Despotismus eines revolutionairen Tribunals.

In beiden Fällen müssen sich die Uebel der Gesetzlosigkeit äußern. Im ersten Falle, einer zügellosen Freiheit, gehen die Schwärme aller Leidenschaften aus, um ihre Befriedigung zu suchen; da Gesetzlosigkeit alle Handlungen unstrafbar macht. Der Gute sucht gewiß nicht den Mitbürger zu unterdrücken; er kabalirt nicht, um Ehren- und reiche Stellen in der neuen Republik sich zu erschleichen, dies thun nur Intriguenmacher, Ehrsüchtige und Fanatiker in der Politik. Bei dem offnen Felde, das die Anarchie darbietet, kann es den Bösen nicht fehlen, jedesmal die Rechtschaffnen zu verdrängen, die sich nirgends vordrängen. Dadurch erhält jeder revolutionirte

Staat zuerst Bösewichter an seine Spitze, denen die Gesetzgebung anvertraut wird, und welche die despotische revolutionaire Gewalt in die Hände bekommen. Dies gilt wenigstens vom größern Theile der Ausschüsse und Nationalversammlungen.

Frankreich, Holland, Cisalpinien, rc. konnten diesen Uebeln darum nicht entgehen, weil sie aufs Innigste in die Natur aller revolutionairen Form verwebt sind. Die besten Männer mußten verdrängt werden, und entweder unter der Guillotine oder den Intriguen der Feinde der Ordnung fallen. In Holland gewann darum der Föderalism die Oberhand, und es war unmöglich, daß das Volk eine republikanische Konstitution erhielt, die ihm gefallen konnte, bis es eine Nationalversammlung auseinander jagte, die sein Zutrauen hintergangen, und mehr für sich, als für den Wunsch der Nation gesorgt hatte. Nur der Verfolg, wo eine Nation der Anarchie müde wird, bringt sie dahin, die Intriguen zu verachten, und bessere Männer an die Stelle der Intriguanten zu wählen, von denen die Gemeinen überzeugt sind, daß sie ihren

Wünschen entsprechen werden. Auf diese Art waren die Republiken sehr natürlich, zuerst immer in den Händen der Bösen, ein Uebel, das aus der zügellosen Freiheit entstand, deren sich die Bösen mehr bedienen, als die Guten. Daher kamen die verschiedenen Konstitutionen der revolutionirten Staaten, und die häufigen Verwechselungen der Direktoren und Glieder der Nationalversammlungen, in welche sich die Bösen meisterlich einzuschleichen verstanden. Daher, daß noch jetzo sich Heuchler in diesen Versammlungen finden, welche den Schein des Republikanismus affektiren, um zu seiner Zeit die Republik ihren Feinden überliefern oder verrathen zu können. Daher hatte selbst das Direktorium zu Paris Glieder unter sich, die es selbst bekämpfte; Glieder, die Despotie einführten, die der wahre Republikaner verachtet, und eine Gewalt, gesetzwidrig zu handeln, sich am 19. Fruktidor ertrotzten, die in Republiken Verbrechen des Hochverraths ist.

Neun=

Neunzehntes Kapitel.

Ueber Revolutionen, besonders die französische.

Fortsetzung.

Kein Staat kann bestehen, wenn zügellose Freiheit, Gesetzlosigkeit an der Tagesordnung stehen. Die Leidenschaften der Menschen würden alle Sicherheit der Personen und des Eigenthums aufheben, und der Stärkere, wie im Naturzustande, den Schwächern allenthalben unterdrücken. Eine Nation würde in den Stand der Kriege mit sich selbst übergehen, und zuletzt sich selbst aufreiben. Dieses macht den Zustand der Bürger in der Revolution höchst gefährlich. Der Pöbel, von keinen Gesetzen gehindert, äußert die Wirkungen seiner rohen Natur. Wer ihm als sein Feind angegeben, oder von ihm dafür gehalten wird, dessen Kopf trägt er zuerst auf Piken herum, zuletzt frißt er das Herz der Schuldigen wie der verläumdeten Unschuldigen. Die Pöbelmasse zusammengerottet, und von einem Bluthunde in Marat's Manier aufgehetzt, oder von einem Tyrannen, wie Robespierre, geleitet, schreibt

der Nation Gesetze vor; fordert die tugendhaften und edelsten Männer zum Schlachtopfer, wie er mit den Girondisten that, und nur revolutionaire Despotie vermag ihn zu zügeln.

Selten sind die Menschen sich in Grundsätzen gleich. Noch seltner haben sie einerlei Vorstellungen oder gleiche Meinungen. Hierdurch werden gewöhnlich, selbst unter den Vernünftigsten, Faktionen erzeugt, welche den Bösen den Sieg über die bessere Parthei, die unter sich uneinig ist, erleichtert. Ueberdem ist die Zahl der Guten gewöhnlich kleiner, als jene der Bösen.

Ehe nun die Nation alle Perioden der Erfahrung durchlaufen hat, ehe tritt sie nicht ins Mittel, um Ordnung und Gesetze zu erhalten, und die Bessern unter sich zu unterstützen. Die Frevel einer revolutionairen Regierung müssen die Nation erst aus dem Schlafe erwecken, denn den Pöbel ausgenommen, der nichts zu verlieren hat, ist die andere Hälfte der Nation träge, aus Besorgnissen, den Pöbel zu reizen, und aus Furcht, sich selbst zu verderben. Re-

volutionen müssen auf Revolutionen folgen; eine die andere stürzen, bis sich zuletzt das Ganze zu einer konstitutiven Verfassung meliorirt, welche Revolutionen unmöglich macht. Diese Perioden durchwanderten alle neue Republiken, mit den wenigen Ausnahmen, wo eine militairische Gewalt den Pöbel im Zaume hielt. Wo dieses nicht statt fand, trat revolutionairer Despotismus auf die höchste erreichbare Stufe.

Dieser ist nichts anders als der Auftrag der Diktatur, an einen Ausschuß der Nationalversammlung, zu sorgen, daß der Staat keinen Schaden aus dem Stande der Gesetzlosigkeit ziehe. Revolutionaire Regierung ist darum Despotie, weil kein Gesetz sie beschränkt, und alles dem Willen einer kleinen Anzahl von Männern untergeordnet ist.

Um die Güte dieser Regierung oder ihre Abscheulichkeit zu bestimmen, kommt alles darauf an, ob die gute oder böse Parthei in diesem Ausschusse die Oberhand habe und behalte. Da die Guten und Redlichen gewöhnlich die schlechte-

sten Politiker sind, weil sie sich nicht zu schlechten Mitteln erniedrigen können, so sind sie gewöhnlich eine Beute der List und Intrigue. Auch ist es noch lange nicht damit abgemacht, wenn der Wohlfahrtsausschuß abwechselt, und größtentheils aus rechtlichen Gliedern besteht. Ein Demagoge darf nur den Pöbel in seiner Gewalt haben, und er leitet in oberster Instanz alle Wohlfahrtsausschüsse nach seiner Willkühr. Ist er ein Glied desselben, desto besser für ihn. Ist er es nicht, so schadet es ihm auch nicht. Er gilt immer als Mann des Volks für den obersten Diktator, und niemand darf sich ihm widersetzen. Und leider! fehlt es keiner Nation an Ehr- und Herrschsüchtigen dieser Art. Jede Nation hat in solchen Fällen einen Mann, der ihr größtes Zutrauen besitzt, und nun kommt es darauf an, wie dieser Mann denke — edel oder schlecht.

Dies muß kathegorisch der Fall in allen Staaten seyn, die ihre Revolution ohne Beihülfe eines andern zutretenden Staates machen. Von der Periode der vollendeten Konstitution muß die Nation alles Gute

oder alles Greuelvolle des revolutionairen Despotismus durchgehen, je nachdem der Demagoge oder der Wohlfahrtsausschuß gut oder böse ist. Unglücklicherweise traf Frankreich das letztere Loos, und sein Schicksal war über alle Beschreibung entsetzlich. Man hatte ein gräßliches Theorem angenommen, das fast alle Freunde der republikanischen Form im Irrthum als Wahrheit annehmen, nämlich: „Der Baum der Freiheit könne nicht gedeihen, wenn er nicht mit Blut begossen würde.“ Meinen Einsichten gemäß und meinen Empfindungen zufolge, kann nur ein blutdürstiger Tyrann von Demagogen diesen Grundsatz erfunden haben. Wenn die Freiheit nicht im reinsten Lichte der Vernunft, nicht im klarsten Sonnenschein der Menschlichkeit gedeiht, so möchte ich nie an dem nach Blut dürstenden Ungeheuer, das ihr Freiheit nennt, Theil haben.

Todesstrafen sind überall noch Barbarei, und beweisen, wie wenig unsere Gesetze und die Talente ihrer Verwalter kultivirt sind. Wer eine neue Verfassung nicht allen Bürgern ange-

nehm zu machen im Stande ist; wer den Reichen und Vorurtheilsvollen nicht durch gelindere Mittel, in Vernunft und Menschlichkeit begründet, an das Interesse der neuen Form anfesseln kann; wer mit Schrecken die Nation erfüllt und nur mit Menschenblut eine Verfassung gründen zu können glaubt, der sollte als ein Unfähiger die Hand von dem Geschäfte ziehen, dem sein Verstand nicht gewachsen ist, und das er nur mit dem Schwerdte durchzusetzen vermag.

Und wer kann uns bürgen, daß eine vernünftige Konstitution, auf das Bedürfniß der Nation berechnet, dem Unwesen des revolutionairen Despotismus bald ein Ende mache. Frankreich hat bereits drei Konstitutionen erhalten, und die dritte scheint bei weitem noch nicht die letzte zu seyn. Holland hat die zweite. Cisalpinien hat drei überlebt. Indessen tritt der Despotismus der ausübenden Macht an die Stelle des revolutionairen, nur daß Ersterer mehr beschränkt ist, als der Letztere. Das Gesetz vom 19. Fruktidor beraubte ganz Frankreich einer theuer erkauften Freiheit,

„des Schutzes seiner Gesetze," und überlieferte seine Bürger der Willkühr seiner Direktoren. Daß Mißbrauch unter dem guten Gebrauche einschleichen mußte, war leicht vorherzusehen. Das Direktorium setzte sich in ernsthaften Fällen, selbst über das Gesetz hinweg, das ihm diese Gewalt übertrug, und band sich nicht an die Vorschriften von Einschränkung unter Bedingungen. Und nun bedenke man, wie viele Tage der Freiheit, diese Republik gegen die Jahre der Knechtschaft unter Despotismus zählte? Man berechne dazu die Millionen von Opfer, welche diese wenigen Tage kosteten; die Millionen von zerstörtem häuslichen Glücke und verlornen Eigenthums. Waren diese Tage aller dieser angehäuften Uebel, dieser verheerenden Greuel wohl werth, die man durchlaufen mußte, um zum Genuß dieser Tage zu gelangen? Doch wir wollen hoffen, daß die Nachwelt auf dem Ruin unserer Zeiten, auf den Trümmern unsers Glücks, auf den gehäuften Leiden erduldeten Despotismus, unter dem Namen der Freiheit, eine glücklichere Periode wahrer Freiheit erbauen werde, und

stille halten, und uns — deportiren lassen, so oft es dem Demagogen Rewbel gefällt. Haben wir doch dafür versucht, was es heiße, unter Diktatur, frei seyn.

Einen großen Theil dieser Uebel durchläuft freilich eine Revolution nicht, welche von außen befohlen wird. Man sehe Helvetien als einen Beweis für diese Behandlung an. Es erhielt seine Konstitution von seiner Mutter, die es gebähr. Aber laßt uns annehmen, diese Konstitution sey die beste, die man Helvetien geben konnte, so ist doch auch nicht zu leugnen, daß sie zugleich die beste für Frankreich sey. Wer konnte es der französischen Republik verdenken, wenn sie in den Konstitutionen von Cisalpinien, Helvetien rc. zuerst ihr eignes Bedürfniß berechnete, und auf dieses die Berechnung der Bedürfnisse jener Staaten erst folgen ließ. Da ist es dann nun schlimm, frei zu werden, wenn man es nur in so weit wird, als das Interesse der mächtigern Republik es erlaubt; oder wenn man mit ungeheuren Summen und Millionen diese Wohlthat bezahlen, oder an einem

Kriege dafür Theil nehmen muß, der die neue Verfassung eben so rasch zu vernichten droht, als sie entstanden ist; wenn man dafür die Zeughäuser ausleert, und die neue Verfassung wehrlos gegen ihre Feinde macht, und doch Theilnehmung an allen Kämpfen verlangt, die ohne Waffen unausführbar sind. Was sind solche Republiken anders, als abhängige Kinder unter der immer währenden Zuchtruthe einer Stiefmutter?

Denn das ist gewiß, daß die französische Republik, oder besser, ihre Administratoren, denn die Republik ist daran unschuldig, nichts bei Gründung aller Nebenrepubliken gethan habe, was im geringsten eine Neigung oder nur einen Zug von Erkenntlichkeit möglich machte, da sie sich immer statt des Danks mit baarem Gelde und Waffen oder andern Lieferungen selbst bezahlte; erst die Länder um ihre Reichthümer brachte, und dann erst ihre Bewohner — revolutionirte. So verdankt die batavische Republik den ganzen Verfall ihres Handels, den Verlust ihrer wichtigsten Besitzungen und Flotten ihrer Revolution, die ihr, ohne dieses, an zweihun-

dert Millionen Gulden baaren Geldes kostete, und bis jetzt nicht einen Heller ein; wohl aber um viele Millionen gebracht hat. Am Rande des Verderbens hat sie keinen Trost als den, wir sind — frei von Oranien.

Die französische Republik handelte in allen diesen Fällen für ihr Interesse höchst konsequent; selbst da sie die demokratische Kantone der Schweiz nach ihrer Art demokratisirte. Ob aber die befreiten Nationen dabei für die jetzige Generation gewonnen haben, dazu sagt alle Erfahrung: Nein! Jede Nation, welche das Bedürfniß, sich zu revolutioniren, zu haben glauben möchte, würde also wohl thun, alles Gesagte gehörig zu überlegen, es mit ihrer jetzigen Lage zu vergleichen, und zu beurtheilen, ob eine mittelmäßige monarchische Regierung nicht allen den Uebeln vorzuziehen sey, welche die Urheber einer jeglichen Revolution gewöhnlich vor Ablauf einiger Jahre von der Oberfläche der neuen Republik, noch ehe ihre Konstitution vollendet ist, vertilgen. Oder lebt ein Staat unter einem wahnsinnigen Tyrannen, so rathe ich ihm seine Hülfe nicht in

Frankreich, sondern bei sich selbst zu suchen, und ist diese nicht hinreichend, lieber sich einige Jahr scheeren, als sich auf immer von einem andern Staate plündern und despotisiren zu lassen.

Möchte man einwenden: So muß man sich aus sich selbst revolutioniren; ohne fremde Beihülfe. Gewiß, wer dazu kommen soll, wird, ohne alles Vorbereiten, ohne allen Zweck dahin zu kommen, vermittelst der falschen Maaßregeln dazu gelangen, welche der übelgeleitete oder despotische Fürst anwendet, um diesen Vorfall zu entfernen. Fürsten, welche Bigotterie und Despotie für das Mittel halten, Revolutionen entgegen zu wirken, arbeiten geradezu auf diesen Zweck hin, indem sie ihre Regierung allen Klugen unerträglich und durch Obskurantenmittel verächtlich machen. Wer Freiheit wünscht, muß sich wirklich über Knechtschaft zu beschweren Ursachen haben, sonst lachen die Vernünftigen seiner, die den Grundsatz haben, daß man unter jeder gesetzlichen Regierung, sie habe Namen, wie sie wolle, frei sey. Er steht als ein fanatischer, exaltirter Thor alleine, und Niemand findet

einen Grund, ihn zu unterstützen. Seine Klagen verhallen wie läppisches Geschwätz in der Ueberzeugung vernünftiger Männer, die die Gerechtigkeit, Gesetzlichkeit und Milde eines Regiments kennen, das keine Verläumdung verschreien kann. Ist der Regent ein Tyrann, ein Beschützer der Dummheit, und von Verfolgern der bürgerlichen Ordnung umgeben, so harret mit Geduld, bis die Zufälle euch zur Freiheit führen, die er euch entriß, indem er die Willkühr den Gesetzen vorzog; stürzt dann die Tyrannei — schont aber des Lebens des Tyrannen, denn Leben muß alsdann ihm Höllenquaal seyn.

Zwanzigstes Kapitel.

Ueber Revolutionen, besonders die französische.

Fortsetzung.

Das Selbstrevolutioniren ist übrigens eine Sache, die sich leichter aussprechen, als ausführen läßt. Ich habe mich oft über den Leichtsinn verwundert, womit man über eine

so wichtige, so schwer ausführbare Sache in Deutschland spricht, wo es fast eine Unmöglichkeit zu seyn scheint, ohne fremde Beihülfe diesen gefährlichen Zweck zu erreichen.

Und warum grenzt die Ausführung an das Unmögliche, wenn nicht Frankreich mit siegreichen Armeen beitritt? Welches sind die Gründe, warum aus Deutschland selbst keine beständige, dauerhafte Regierungsverfassungen hervorgehen können? Wenn allein ist es möglich und ausführbar?

Diese Fragen beantworten sich leicht. Die Ausführung grenzt darum, ohne Frankreichs Mithülfe, an das Unmögliche, weil Deutschland unter dreihundert Souveraine getheilt, gleichsam dreihundert Staaten von allerlei Größe ausmacht, die sich unter sich selbst fremd sind; die keine gemeine Beschwerde und kein gemeinsames Interesse haben, das sie zu einer Koalition zu diesem Zwecke unter sich verbinden könnte. Ein großer Theil dieser Staaten und Länderchens wird mild und gut regiert, und hat keine Ursache, eine Veränderung zu wünschen. Zwischen ihnen

ziehen sich isolirt Staaten hin, die vielleicht zu Unzufriedenheit in der Härte des Despotismus und des militairischen Zwanges alle Veranlassung haben. Hier ist ein ganz protestantisches Land, gebildet und kultivirt, aber sein Regent ist es nicht weniger; er schätzt Wissenschaften, Gelehrsamkeit und Erleuchtung. Die weisern Männer der Nation sind auf seiner Seite, und die Unzufriedenheit der Thoren ist ein Gespenst, das kein Regent mehr fürchtet. Dort herrscht ein weltlicher Fürst über katholische und vermischte Länder. Er hilft den Klagen über eine verfloßne Regierung voll Schwäche, voll Intoleranz, voll Pfaffeneinfluß; voll Ungerechtigkeit, Geiz und Exaktionen, ab. Die größten Männer, die im Besitz des Vertrauens des bessern Theils der Nation sind, umgeben seinen Fürstenthron. Sie bilden eine mächtige Schutzwehr um ihn her, denn alle Vernünftige im Lande schließen sich froh an seine Person und an die Personen seiner Minister an, weil kein Vernünftigereine Revolution vom Guten im Besitze zum Guten in der Hoffnung wünscht; weil jeder Patriot das Wohl des Va-

terlandes beabsichtet, und es bereits findet ohne Revolution. Dort ist ein ganz katholisches Land, wo Priesterregiment den eisernen Szepter des Aberglaubens despotisch über halbwilde Barbaren in Kenntnissen schwingt; wo der dumme Glaube in voller Blindheit über den Unterthanen ruht, und die Macht des Vorurtheils über der Vernunft eines Volks brütet, das mit schwieligten Händen träge arbeitet, und feurig und thätig seinen Rosenkranz ablitaneyt; das im Hasse gegen Vernünftigerdenkende erzogen und methodisch unterrichtet ist, und über welches kein Lichtstrahl der Erleuchtung hinschien; — ein Volk oder Völkchen, dem der Gebrauch der Vernunft ein Verbrechen ist, und das an seiner Stelle Pfaffen für sich denken läßt; ein Volk oder Völkchen, das nicht erleuchtbar ist, weil ihm die ersten Anfangsgründe des vernünftigen Denkens von Dominikanern, Kapuzinern, Franziskanern und den Kuttenkohorten der römischen Kirche gestohlen wurden, ehe sie mündig waren; wo jeder vernünftige Gedanke eine den Schweinen vorgeworfene Perle seyn würde, die sie zertreten; ein Volk endlich, das zu allem vielleicht fähig ist, nur

nicht zu einer Gemeinschaft des Zwecks mit Protestanten.

Nehmen wir die kleinern bis zu den kleinsten Staaten, so wäre in diesen die bloße Idee „Revolution“ eben so lächerlich, als das Verhältniß des Bedeutenden gegen eine Kleinigkeit. Diese schwimmen im größern Strome der gewöhnlichen und neuen Verfassungen mit fort, wie ein Strohhalm auf einem Flusse. Von den funfzehnhundert andern Herren kann gar nicht die Rede seyn. Alle diese Staaten haben überall im Ganzen kein besonderes, und kaum das allgemeine, Interesse der Selbsterhaltung unter dem Schutz der deutschen Konstitution. Desto mehr aber haben diese kleinen Länderchens, diese Reichsstädte, diese Freidörfer &c. gewisse Eigenthümlichkeiten im Charakter, gewisse Vorzüge, unter denen sie sich gegen andere vergleichen, und bis auf die freie Reichsstadt Pfullendorf hat jedes und jede ihren eignen Nationalstolz, der sich besser dünkt als Andere. Die unbedeutsamsten Gemeinheiten, ich will sie nicht Länder, nicht Staaten, nennen — haben einen Esprit de Corps, der ihnen

es

es für Beleidigung malt, sich der Führung der größern zu überlassen.

Wir haben ferner in Deutschland Fürsten, mit denen ihre zufriedene glückliche Unterthanen ernsthaft gemeinschaftliche Sache machen würden, jeder Allgemeinheit von Revolution für Deutschland sich entgegenzusetzen. Das Interesse der mächtigsten Regenten Deutschlands würde eine schnelle Begegnung einer Unternehmung in den Weg legen, die zuletzt ihre eigene Staaten revolutioniren könnte. Glücklicherweise, für die Ruhe von Deutschland, sind die größten Fürsten desselben, mit wenigen Ausnahmen, der Liebe und Anhänglichkeit ihrer Unterthanen werth; sind ihre Heere geübt und treu, und allenthalben ist der größere Theil der deutschen Nationen, entweder aus verdienter Liebe und Anhänglichkeit gegen gute Regenten; oder aus dumpfen Gefühle eines gewöhnten Sklavenjochs gegen tyrannische Fürsten; oder aus Furcht vor dem Teufel, dem Fegefeuer und ewiger Höllenstrafen, auf der Seite ihrer geistlichen Regenten. Zur reinen demokratischen Form ist nur eine aufs höchste moralisch gebildete Na-

tion fähig. Sie ist so über alles erhaben; so rein tugendhaft, daß sie nicht einmal für den Himmel paßt, wie ihn die Theologen beschreiben, indem Gott da die Regentschaft führt, und Stände von Adel und Geistlichkeit um sich her hat; Erzengel, Thronen, Mächte und Posaunenengel auf der weltlichen Bank; und auf der geistlichen, Engel mit Schaalen des Verderbens in den Händen, die sie über das Menschengeschlecht ausschütten, und Klosterengel ohne Kutten, die ewig Hallelujah singen.

In der reinen Demokratie muß jeder Karrenschieber, jeder Hundepeitscher — jeder Schornsteinfeger gleiches Recht zur Regierung des Staats haben. Unter Robespierre's und Marats Vandalismus waren die Gerichtstellen mit Peruckenmachern und Ohnehosen jeder Art besetzt, und diese waren die besten Helfershelfer der Tyrannen, denn sie verurtheilten alles, was besser war, wie sie, zum Tode. Ohne es sehr merklich zu machen, ging die Republik in der letzten Konstitution von dem Prinzip der reinen Demokratie zu einer Art von Aristokratie über, welche das Recht

des Bürgers allen denen versagte, die nicht lesen und schreiben, oder ein mechanisches Gewerbe treiben können. Eben so suspendirte sie das Bürgerrecht für alle, die im Lohnbedientenstand, oder im Dienste von Personen und Haushaltungen stehen; endlich alle, die keine direkte Grund- oder Personalsteuer zahlen. Man sehe hierüber den zweiten Titel der fränkischen Konstitution. Durch diese Gesetze wurden alle Arme, alle, die um Lohn arbeiten, alle mit einem Worte, die unter den Demagogen jene Werkzeuge waren, womit die Tyrannei der Despoten alles um sich her unterdrückte, von den Rechten des Bürgers, von den Wahlversammlungen und den Ämtern in der Republik völlig ausgeschlossen. Die reine Demokratie verwandelte sich in eine Art von feinerer Aristokratie, welche im Grunde mit der Gleichheit der Rechte auch die Gleichheit der Einwohner aufhob, und zwei Stände festsetzte, den Stand des Bürgers und Nichtbürgers. — Doch hievon Mehreres an seinem Orte.

Wenn nun zu einer vernünftigen Republik, welche nicht der Ball in den Händen eines zügellosen Pöbels seyn soll, jener Unterschied zwischen Bürger und Nichtbürger nothwendig gehört, wo will Deutschland jene Volksmasse hernehmen, die sich dazu verbinden möchte, eine Verfassung gründen zu helfen, an deren Vorrechten sie keinen direkten Antheil hat? Unläugbar war es der Pöbel, durch den die französische Revolution als Mittel bewirkt wurde. Es war der Pöbel, der die Republik eigentlich einführen half. Es war der Pöbel, dessen sich Marat und Robespierre bedienten, die despotische Diktatur einzuführen, nur die rechtlichen Männer des Staats waren es, welche diese Tyrannen stürzten, und mit ihnen den Pöbel in seine Grenzen zurückwiesen. So gewiß die Konstitution von 1795 oder vom dritten Jahre der Republik ihre Existenz den bessern Bürgern zu verdanken hatte, so gewiß und unläugbar ist es auch, daß keine Revolution ohne den Pöbel der Vorstädte von Paris würde ausgebrochen seyn. Diesen leiteten Mirabeau, ganz vorzüglich aber Orleans und seine Faktion, zu den Ausschweifun-

gen, aus deren Benutzung allmälig die gegenwärtige Verfassung Frankreichs hervorging. Und wo will man nun in jedem der vielen deutschen Staaten diese ungebildete Volksmasse so finden können, daß sie in harmonischer Einstimmung gemeinsame Sache gegen gute und schlechte Fürsten und Priesterregenten machen sollten? Ich zweifle sehr, daß es angehe.

Nimmt man hiezu, daß ganz gewiß Oestreich und Preußen sich jeder Staatsveränderung, selbst wenn sie ihre Länder nicht berühren sollten, nie mit gleichgültigen Augen ansehen könne, die politische Welt müßte sich denn aus ihren Angeln drehen; daß beide sich ganz gewiß gegen eine, ihr Interesse so unmittelbar widersprechende, Veränderung erklären werden; daß ferner eine Revolution allenthalben, wo sie statt findet, nur partiell für Deutschland sey, und kein Gesammtverein möglich ist; so möchte ich die Gründe der gesunden Vernunft wissen, aus welchen sich mit irgend einer sichern Hoffnung auf gutem Erfolg eine Unternehmung dieser Art machen lasse? Ich zweifle, daß über-

all ein vernünftiger Grund statt finden kann, der die Ausführbarkeit einer Revolution Deutschlands, aus sich selbst und ohne fremde Beihülfe, denkbar mache. Denn es ist nicht genug, wild und ohne Nachdenken und auf Rechnung des Zufalls eine Sache beginnen, sie muß vernünftig berechnet seyn, wenn Männer daran Theil nehmen sollen, die nicht gewohnt sind, ins Blaue zu schlagen, oder gegen gute Fürsten zu konspiriren, welche gerecht und weise regieren, und Treue und Ergebenheit, statt Aufruhr und Widersetzlichkeit, verdienen.

So wahrhaftig ich überzeugt bin, daß es in Deutschland große Staaten und Länder giebt, in welchen die Unterthanen mit allem Rechte über ihren Fürsten und seine Eingriffe in ihre Vorrechte, unzufrieden zu seyn Ursache haben, eben so sehr bin ich überzeugt, daß sie schwerlich auf dem Revolutionswege glücklich seyn werden. Man kennt die Folgen der Verschiedenheit der Meinungen und die schrecklichen Folgen der Unduldsamkeit, in Beziehung auf dieselbe, besonders, was die Religion betrifft. Kaum gewann,

mit Hülfe der Kultur, Deutschland gegen dieses Ungeheuer einigermaßen Ruhe, als der unruhige Mensch zu Verschiedenheit in politischen Meinungen überging. Hier theilt sich nun die deutsche Welt, wie die französische, in Partheien, wovon die eine die andere mit dem Namen Patrioten oder Aristokraten zu brandmarken glaubt. Und doch sind beide unschuldige Wörter sehr gleichlautend. Ein Patriot meint es gut mit dem Staate — der Aristokrat nicht minder: wenn auch beide über die Mittel uneinig sind, wie wahres Staatenglück begründet werde, so sind sie es doch nicht über den Zweck. Dieser ist von beiden Seiten ehrwürdig und achtungswerth. Aber warum sich verfolgen, mit so viel Wuth verfolgen, so lange alles nur Meinung bleibt? und nicht mit Thätigkeit wirkt? Etwa um einem oder dem andern zu begegnen, daß er nicht ausbreche? Dies wäre ein trauriger Irrthum, und würde nur den Ausbruch beschleunigen, weil in solchen Fällen jede Wirkung eine Rückwirkung veranlaßt. Dieses ganz vorzüglich, wenn despotisch dabei verfahren wird, und Mißbrauch der

Macht dabei statt findet. Diese bewirkt ein Reiben und Gegenreiben der Kräfte, die sich feindlich behandeln, und endet gewöhnlich mit Unglück.

Der Ruhige und Weise sieht in der Entfernung, in Abgeschiedenheit von einer solchen Art Menschengeschlechts, dieses Unwesen an. Er lebt frei, indem er jede Verfassung ehrt, die ihm Schutz giebt, und reißt ihn der Strom des Verhängnisses in den Strudel hinein, so handelt er nach Grundsätzen, über die Niemand ihn zu beschuldigen es wagen darf, er sey dann ein — Verläumder.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Ueber Revolutionen, besonders die französische.

Fortsetzung.

Welches sind die Gründe, warum aus Deutschland selbst keine beständige, dauerhafte republikanische Re-

gierungsverfassungen hervorgehen können?

Dieser sind viele. Theils greifen die im vorhergehenden Kapitel angeführten hier ein, theils giebt es noch mehrere, deren wir hier Erwähnung thun wollen. Die hauptsächlichsten bestehen in dem Nationalcharakter der Deutschen, so wie im verschiedenen Staatsinteresse der angrenzenden Mächte.

Angenommen, es gäbe wirklich eine deutsche Republik, so würde sie die Elbe nicht überschreiten können. Unter diesen vereinten Staaten giebt es viele widersprechende Nationalcharakters, denn die Bewohner von Schwaben haben einen andern Charakter, als die Mainzer; die Obersachsen einen andern, als die Würzburger und Bamberger; die Reichsstädte einen andern, als die Bewohner jeder andern Provinz von Deutschland. Dieser Widerstreit der Denkungsweise eines Bambergers gegen die eines Niedersachsen, würde bei allen Geschäften influiren, welche eine deutsche Nationalversammlung abzumachen hätte.

Jeder würde auf seinen isolirten alten Provinzialzustand, seine Religionsverhältnisse, seine Gewohnheiten und Sitten Rücksichten nehmen, welche einen immerwährenden Faktionsgeist erhalten würden. Die katholischen Deutschen sind in der philosophischen Kultur noch viel zu weit zurück, und die protestantischen im Bürgerstand noch darin nicht weit genug vorwärts, um etwas Dauerhaftes hervorzubringen.

Unstreitig würden die Reste von Trier und Kölln; ferner Mainz, Münster, Paderborn, Würzburg, Bamberg, Fulda, Eichstädt, Salzburg, Passau, Freisingen Regensburg, Konstanz, Augsburg, Speier, Worms, Straßburg rc. rc. rc. rc., welche gegen drei Millionen Menschen, mit dem übrigen geistlichen Stiftern, Probsteien, Abteien und Klöstern besitzen, eine Menge Pfaffen, die da noch alles vermögen, in den Nationalkonvent schicken. Die römische Staaten, gute Katholiken; die gemischten eifrige Vertheidiger ihrer verschiedenen Meinungen, welches ein trauriger Mischmasch werden müßte, der nichts, wenigstens nicht viel Klu=

ges, hervorbringen könnte. Zu glauben, daß der so sehr bigotte deutsche Bürger und Bauer die Klügsten der Nation aussuchen werde, um eine Konstitution zu machen, ist ein sehr gewagter Glaube; und ich vermuthe gar sehr das Gegentheil.

Nun urtheile ein Jeder selbsten, was für ein Gebäude aus dieser heterogenen Zusammensetzung, aus dieser Amalgamation von Religionsvorurtheilen, Haß, Provinzialabneigung, Stupidität und Halbweisheit, reichsstädtischen Bocksbeutel- und Ochsenhäuser-Politik, aufgeführt werden kann; und ob die Mehrheit deutscher Provinzen nicht noch erst ein gutes Jahrhundert zu lernen haben, bis sie nur so weit kommen, sich unter einander zu vertragen. Dieser weitumfassende Fanatismus, diese schlimme Lokalität des föderirten Deutschlands, setzt allen Bestrebungen nach einer dauerhaften Ruhe einen unübersteiglichen Damm entgegen. Und leider! ist er nicht das letzte und stärkste Hinderniß.

Deutschland kann unmöglich eine Republik werden, ohne den bei weitem größern

Theil der Feinde dieses Systems, durch den ernstlichsten Terrorismus, in Zügel zu halten. Der politische Fanatismus ist in unsern Tagen wüthender als der religiöse. Die antirepublikanische Parthei ist ungleich rasender, als die republikanische. Zu ihrer Schande muß man gestehen, daß sie allenthalben ohne alle Schonung verfährt, ihre Gegner mit Stricken um den Hals vor Tribunäle schleppt; indeß der Republikaner, wo er siegt, sie mit göttlicher Geduld erträgt, und nirgends verfolgt, sondern ruhig läßt. Dieses Betragen voll Menschlichkeit und Vernunft macht der republikanischen Form täglich mehr Anhänger. So wie die Martyrer des Christenthums viele Christen machten, weil sie standhaft duldeten, und nicht Gleiches mit Gleichem vergolten, so gewinnt durch ein großmüthiges Benehmen jede Sache, die also verfährt. Die Vernunft ist nie auf der Seite der Verfolger, der Menschenfeinde, der Fanatiker, der Bluthunde, sie mögen ein Schild aushängen, wie sie wollen — ein monarchisches oder republikanisches — gleichviel. Sie ist bloß auf der Seite derjenigen, deren Grundsätze zur

Menschenliebe, zur Mäßigung und zur Duldung leiten. Wie wollt ihr nun die Schwärmer bändigen, ohne revolutionairen Terrorismus, der schreckt und zittern macht, und aus Furcht zurückhält, indem alle Kraft der Gesetze nicht ihre Feinde bezwingen kann? Gerade gegen die Gesetze, und daß sie nie mit Nachdruck wirken können, ist der Streit der Verfassungsfeinde gerichtet. Diesen Gesetzen kommt, leider! bloß der Terrorismus zu Hülfe, der niederschmettert, statt daß das Gesetz blos bestraft.

Und wir sollten Deutschland zu einer Mördergrube zu machen suchen, um eine andere Verfassung zu erhalten, von welcher wir noch nicht einmal aus Erfahrung wissen, daß es sich besser unter ihr leben läßt, als unter gutregierten Monarchieen? Können wir auch eine einzige Republik unter den neuentstandenen nennen, die durch ihre Veränderung glücklicher, ruhiger, wohlhabender und achtungswürdiger geworden wäre, als sie unter ihrer vorigen Verfassung war? Freilich, wenn wir auf die Außenseite von Athen, Rom rc. sehen, wie die Geschichte sie uns darlegt, so ist sie die schönste aller Verfas-

sung; und wer könnte, begabt mit Vernunft, den Reiz der Freiheit nicht dem Druck des Despotismus vorziehen?

Der Krieg, kann man mit Recht einwenden, ist die Ursache, daß wir alle neue Republiken mehr im Gange der Abnahme als des Fortrückens von Kräften sehen. Aber wer bürgt euch dann, daß ihr bei den angeführten Umständen, und bei der Revolution Deutschlands, nicht innerliche und äußerliche Kriege werdet bestehen müssen? Könntet ihr auch den ersten durch den verabscheuungswürdigsten Despotismus des Terrorism's abwenden, so vermögt ihr doch nicht dasselbe gegen den letztern. Und, daß er statt finden werde, daß die gerechten Fürsten alles versuchen werden, ehe sie sich von Land und Leuten verjagen lassen; daß ihr mit undisciplinirten Truppen gegen disciplinirte werdet zu streiten, und auf keinem Fall gegenwärtig noch die Mehrheit der Nation auf eurer Seite haben, das ist nur allzu leicht zu berechnen.

Was wird alsdann der Erfolg seyn? Angenommen, eine kleine Armee ungebildeter Trup-

pen, aber vom höchsten Fanatismus der Freiheit begeistert, neige den Sieg auf eure Seite; angenommen, ihr setzet glücklich das ganze Werk der Revolution Deutschlands durch; angenommen, die Heere der Preußen, Russen und Oestreicher würden von euch geschlagen, und diese Mächte zum Frieden gezwungen; ist nun darum die neue Verfassung dauerhafter geworden?

Ihr kennt die ewigen Ansprüche derer, welche einen Thron verloren haben. Sie ergreifen die erste Gelegenheit, wo ihr euch in Verlegenheit befindet. Sie unterhalten in dem Innern eures Staats immerwährende Unruhen, Meutereien, Widersetzlichkeit von Seiten des Adels und der Priesterschaft. Eure Verfassung erhält keine Ruhe, bis alle Fürsten und Regenten in allen Seitenlinien ausgestorben sind; bis der Adel so aufgeklärt wird, den Stand des Bürgers eingebildeten Geburtsvorrechten vorzuziehen; bis die Geistlichkeit auf Hierarchie und alle Vorurtheile Verzicht leistet, und darüber, fürchte ich, möchten noch manche Jahrhunderte des Zwiespalts und häuslicher Irrungen verlaufen. Dies zu erwarten, heißt, nichts erwarten.

Eben so wenig verträgt sich das politische Interesse der französischen Republik mit einer selbstständigen deutschen, die nicht unter ihrer Vormundschaft steht. Deutschland, in eine große Republik vereinigt, würde bald genug durch Verbreitung des Gemeingeistes, durch auflodernde Tapferkeit, worin alsdann der Deutsche alle Nationen der Erde übertreffen würde, der nachbarlichen französischen gefährlich werden. Die französische Republik fühlt gegenwärtig schon, was für ein wichtiger Schritt die Revolutionirung Deutschlands sey, darum that sie alles, um sie in ihren ersten Elementen zu zerstören. Nur die äußerste Noth könnte sie zu einem Schritte leiten, den sie zuletzt bereuen müßte.

Jetzo, da Deutschland, als Gesammtheit, eine organisirte Anarchie, eine Konföderation ohne Gesammtinteresse und Gemeingeist ist; da ein Theil desselben am Unglück des andern Theils keinen Antheil nimmt; da ein Fürst nach dem andern aus dem allgemeinen Bündnisse des Reichs tritt, und seinen besondern Frieden oder Neutralität zu

schlie=

schließen Recht und Gründe hat; jetzo ist dieses Deutschland für Frankreich eine gar schöne fette Kuh, die es nach Belieben durch Requisitionen u. s w. melken kann; es ist eine ungeheure Sandwüste, in welcher sich die vereinten Fürsten nicht einmal gegen die frechsten Eingriffe in ihre Rechte und Ehre zu schützen wagen dürfen; ein Staat, den bloß der Name von Gesammtinteresse zusammen halten muß, da jeder Fürst ein besonderes hat, und folglich ein gemeinsames eine Unmöglichkeit ist; ein Staat, von vielen hundert kleinen Staaten zusammengesetzt, von denen viele leichter zu gewinnen sind, als wenn Deutschland eine selbstständige Republik ausmachte; dessen Kräfte man zertheilen kann; das in der Zusammensetzung seiner Kontingente keinen Gegenstand eines ernsthaften Besorgnisses zu liefern vermag; ein Staat, schwach und ohnmächtig durch seine Verfassung, und durch dieselbe völlig so beschaffen, daß er allmälig stückweise zuletzt der Republik bis an die Elbe, als integrirender Theil derselben, zufallen muß.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Ueber Revolutionen, besonders die französische.

Fortsetzung.

In einer solchen Lage Deutschlands liefert es nie der französischen Republik den mindesten Grund zu einem großen Besorgniß. Seine schwache Grenzen, und sein mit äußerst wenigen und höchst unbeträchtlichen Festungen versehenes Innere, macht die Ueberschwemmung ganzer Provinzen zu einer leichten Sache. Die Kontributionen und Requisitionen, um einen Feldzug auf Kosten Deutschland's zu machen, sind leicht zu machen und zu erhalten, weil Deutschland ein fruchtbares Land, besonders an den, Frankreich zunächst liegenden, Grenzen ist, das sich leicht und bald wieder erholt. Es bietet ihm einen Tummelplatz des Krieges mit Oestreich, und diesem mit Frankreich dar, wodurch die Staaten der kriegführenden Mächte geschont werden. Wenn es zum Frieden kommt, bezahlt es die Kosten des Krieges durch Abtretung von Provinzen, und giebt die

Wolle für seine Hüter, und seine Länder den sie anfallenden Wölfen.

Bei einer solchen Lage ist nicht daran zu gedenken, daß Frankreich und Oestreich je die Hände dazu bieten werden, daß aus Deutschland je ein wahrhaftes Ganze werde. So eigensüchtig diese Politik ist, so sehr zeigt die Erfahrung, daß sie an der Ordnung des Tages in Frankreich sey, wie dann die Proklamationen des französischen Direktoriums vom Jahr 1799. an die deutsche Nation hinlänglich erweisen.

Aber eben so wenig als alles Gesagte erlaubt es die Politik von Europa überhaupt, daß Deutschland als Republik, was es bereits ist, ohne es erst werden zu dürfen, Selbstständigkeit unter einem Interesse erhalte. Es würde zu sehr übermächtig werden, und ein Gegenstand allgemeiner Furcht aller andern Regenten. Frankreich könnte es bloß in Zustand demokratischer Republiken alsdann ohne Eifersucht ansehen, wenn es nach seinen Provinzen in eben so viel kleine, von einander unabhän-

gige, Freistaaten unter seinem Schutze sich bildete. Damit aber wäre Deutschland wenig geholfen. Es kann ihm wohl nicht gleichgültig seyn, sich einem Direktorio unterworfen zu sehen, das seit dem 19. Fruktidor zum Despotismus mehr berechtigt ist, als es der Ehre der großen Republik entspricht. Denn dadurch, daß man die Diktatur unter einem andern Namen einführte, bewies der gesetzgebende Körper, entweder, daß seine Gesetze das allgemeine Wohl zu gründen und zu erhalten nicht hinreichen, oder, daß er daran verzweifle, vernünftige Gesetze geben zu können, welche gleich nachdrücklich wie der Demagogen-Despotismus wirken.

Wir haben schon erwähnt, wie eisern der Szepter war, welchen die ausübende Macht Frankreichs über Cisalpinien, Venedig, Holland, die Schweiz, Rom, rc. schwang. Die Ludwigs haben nie so freigebig mit ihren Lettres de Cachet um sich geworfen, wie Rewbel cum suis, die ihr ähnlich waren, mit Deportationsdekreten, die gesetzwidrig selbst gegen fränkische Bürger nicht,

motivirt waren. Sieyes vortreflicher Vorschlag, einer Oberaufsichtsjüry, über die exekutive Gewalt, damit sie die konstitutiven Grenzen nicht überschreite, zeigte nie mehr seine Nothwendigkeit, und wie richtig er in die Zukunft sah, als seitdem die Diktatur, das Gesetz vom 19. Fruktidor, das gegen die Feinde der Republik bestimmt war, auch gegen ihre aufrichtigsten Freunde richtete.

Da ist es tausendmal besser, unter einer leidlichen monarchischen Verfassung leben, an welche man gewohnt ist, als ein wahres Joch, unter dem blendenden Namen „Freiheit," (die in Ketten liegt,) von Männern zu tragen, die, indem sie uns Hände und Füße, außergesetzlich, nach eigner Willkühr binden, uns noch hohnsprechend zurufen: ihr seid frei! Jede kleine Republik sinkt, ihrer Ohnmacht halben, unter die Willkühr der größern, die ihre Direktoren ab- und einsetzt, wie sie es ihrem Interesse angemessen findet, und die Wahlfreiheit der Bürger eben so wenig achtet, wie in Cisalpinien geschah, wo man die Volksrepräsentanten, die zu Paris übel angeschrieben

waren, aus der Versammlung der Nation entfernte, und andre an ihre Stelle setzte. So etwas aber ist doch noch unerträglicher, als jeder andere Druck in monarchischen Staaten; denn hier ist es nichts Ungewohntes, in Republiken aber ein höhnendes Betragen gegen die Freiheit.

Ueberdem würde die französische Republik gegenwärtig wenig Anhänger von kalter Ueberlegung in Deutschland finden, da ihr ihre Administratoren die Liebe und Werthschätzung ihrer eignen Bürger nicht zu sichern oder nur zu verschaffen wußten, weit weniger also die Liebe der Deutschen, die an Dilagidationssysteme, wie sie in Frankreich statt finden, nicht gewohnt sind, und zu redlich denken, sie auf ihren Grund und Boden zu verpflanzen oder darauf zu dulden. Die Republik konnte das achtungswürdigste Gebäude werden, aber, leider! that die Administration viele Schritte, es sey aus Nothwendigkeit oder Irrthum, welche sie verhaßt machten. Da sie das linke Rheinufer organisirte, überschwemmten diese Administratoren seine Departements mit einer Cohorte von ihrem Auswuchse, der gewiß in keiner andern

Absicht sein Vaterland verließ, als sich auf Unkosten der neuerworbenen Provinzen zu bereichern. Sie überschwemmten diese Staaten mit Blutigeln unter mannichfaltigen Namen, besetzten die obersten Aemter mit Kreaturen und sklavischen Verehrern der ausübenden Gewalt, die so wenig Freiheitssinn hatten, daß alles, was von ihr ausfloß, und hätte der Ruin ganzer Departements dadurch bewirkt werden sollen, mit Sklaveneifer ausführten, und sich mehr den Projekten auf die Plünderung deutscher Bürger affilirten, als daß sie es gewagt hätten, wie es Obrigkeiten freier Völker geziemt, in ernstlichen Gegenvorstellungen voll Wahrheit und Würde, mit solchem Nachdruck sich diesen Exaktionen zu widersetzen, daß der Bürger dadurch Hülfe erhalten hätte. Noch mehr man überschwemmte die Departements unter dem Namen von Kommissairs der ausübenden Gewalt, großentheils mit Männern, von welchen der Verwaltungskommissair der Hauptorte mit unverschämter Dreustigkeit verlangte, daß sie die Rolle der Regierungsspione unternehmen, und ihm Listen von den Bürgern und Konduitenscheine der

Einwohner von Zeit zu Zeit zusenden sollten. Natürlicherweise war dies nicht Jedermanns Ding, am wenigsten der rechtschaffnen Männer unter ihnen, und wie die Berichte schurkischer Denuncianten oft mögen gelautet haben, besonders, wenn sie zur Verläumdung gleichsam aufgefordert wurden, darüber ließen sich allenfalls Belege beibringen.

So ging es Rom unter Tiberius, und vor diesem unter den Triumvirs. Berechnet nun der Deutsche, daß er sich tausendmal besser bei seinem gewohnten Staatssystem befindet, wo er weder ausgeplündert, noch über jedes Wort, das er redet, ausspionirt wird, so wäre er doch wohl millionenmal ein Thor, wenn er sich über die spitzigen Fußangeln einer Verfassung wagte, unter deren Verwaltung man jedes Wort auf der Goldwage abwägen muß, aus Furcht, wenigstens troß aller Unschuld, auf eigne Kosten nach Paris, oder vor andere Tribunäle gerufen zu werden, um Rechenschaft abzulegen. Es stehet zu hoffen, daß alles dieses anders werden müsse. Rewbel war ein großer Despot, und an seine Stelle kommt jetzo ein Mann, dessen

wahrer Republikanismus über alle Zweifel hinweg ist, der zu den größten und besten Erwartungen berechtiget, von denen ich fest glaube, daß sie in Erfüllung gehen werden.

Das gesetzgebende Corps fühlt die Nothwendigkeit einer großen Revision, wie der Staat verwaltet wurde, nicht minder. Ein Gesetz, das in den ersten Tagen des Juny durchging und von dem Rath der Alten bestätigt wurde, giebt große Aussichten auf eine Wiedergeburt der Republik, und auf Entfernung der Exakteurs und Agenten der ausübenden Gewalt, welche dieses Gesetz vor den Richterstuhl zieht — dann erst kann man auf die, für die Republik günstigsten, Zeiten rechnen, und anfangen, sie lieb zu gewinnen, was bis diese Stunde unmöglich war. Möchte dann der Rath der Gesetzgeber die gemachte traurige Erfahrung nie vergessen, daß jedes Gesetz, das die ausübende Macht zur Diktatur umbildet, ein Gesetz sey, welches die Legislatur unmittebar angreift, weil es schwerer ist, ohne Gefahr, daß die Hälfte der Gesetzgeber deportirt

werde, ein solches Gesetz zurückzunehmen, als es zu geben. Möchten sie besonders das Schicksal der neuerworbenen Departements erleichtern, die unter den unerschwinglichsten Auflagen seufzen, vom Kriege ohnehin verarmt, durch Kontributionen und beschränkten Handel jetzt aufs Aeußerste gekommen sind, und eine Verfassung hassen müssen, die für sie nichts weiter als ein System von Beraubung ist.

Aber stieg auch die französische Republik auf die höchste Grenze der Vollkommenheit — zeigte sie ein Muster der freiesten glücklichsten Staatsverfassung — würden ihre Armeen wieder siegreich, wie sie es ehemals waren, doch könnte Deutschland keine Republik eher werden, bis der König von Preußen der neuen Koalition beitritt und Frankreich den Krieg erklärt.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Ueber Revolutionen, besonders die französische.

Fortsetzung.

Hier fänden wir uns also bei Beantwortung der Frage; In welchem Falle allein ist Deutschlands Revolution möglich? ich setze noch hinzu, in welchem Falle ist sie gewiß? Sobald der König von Preußen zur Koalition beitritt, und das deutsche Reich den Krieg gegen Frankreichs Republik aufs neue beginnt. Schon bloß im erstern Falle würde dieses statt finden, wenn auch das Reich ruhig bleiben wollte, nicht aber im letztern alleine, wenn Preußen neutral bleibt. Die Gründe hievon sind sehr einleuchtend.

Sollte sich Preußen gegen die Republik erklären, so wird das Uebergewicht der Koalition jetzo, da Rußland etwas thätigern Antheil an der Koalition nimmt, zu stark gegen Frankreich, und es kann im Kabinett zu Paris nicht mehr die Rede davon seyn, welche Maaßregeln muß die Republik in ruhigern,

sondern, welche muß sie in Zeiten ergreifen, wo ihr Umsturz möglich ist und die heftigsten Mittel nothwendig macht?

Hier würden dann die Männer in Luxenburg bald einsehen, daß eine problematische Gefahr in ferner Zukunft der dringendern und nähern weichen müsse.

Die fränkische Republik würde in diesem Falle sich durch Deutschlands Revolution alliirte Freunde von einem gemeinschaftlichen Interesse machen müssen, oder Preußen und den deutschen Reichsfürsten durch diese Revolution eine Beschäftigung im Innern ihrer Staaten verschaffen, welche ihnen keine Zeit ließe, die Waffen gegen Frankreich zu führen. Daß die fränkische Republik, ungeachtet alles dessen, was ich gesagt habe, ihren Zweck erreichen würde, wenn sie mit einer Armee diese Plane unterstützte, ist nicht dem geringsten Zweifel unterworfen. Denn um eine Revolution zu bewirken, bedarf es alsdann gar nicht der Mehrheit der Nation, sondern daß man der Minderkeit derselben die Gewalt in die Hände gebe. Vermag ein einzelner verab-

scheuter Ludwig der Eilfte mit seinem Gevatter Scharfrichter einen ganzen großen Staat in Gehorsam zu erhalten, so vermögen es auch fünf Männer, denen die Gewalt und das Recht über Tod und Leben der Bürger übergeben ist.

Ueberall wird die Mehrheit ohne Gewalt von der Minderheit mit Gewalt regiert und geleitet. Eine französische Armee würde ihre Grundsätze durch keine Emissairs zu verbreiten nöthig haben, da sie sehr allgemein Wurzel geschlagen haben. Ein glücklicher Sieg gegen die deutschen vereinigten Heere würde auch bereits Deutschlands Regierungsveränderung vollendet haben. Da überdem die Deutschen alle glauben, daß der jetzige Krieg gegen die Republik eigentlich der Krieg des Despotismus ist, um seine Macht über alles auszubreiten, und gesunde Vernunft allenthalben zu unterdrücken, so muß diesen Männern die Revolution gleichsam Nothwehr seyn, und ihnen das moderamen inculpatae tutelae zu statten kommen, kraft dessen sie der Tyrannei zu begegnen, dem Tyrannen

die Macht nehmen, ihnen zu schaden. Unter Deutschlands Fürsten giebt es einige, welche ihre Nationen zu Besorgnissen dieser Art berechtigen. Zu diesen gehören einige von denen, welche den Frieden zu Rastadt nicht gerne sahen, und dahin stimmten, das Reich lieber russischen Barbaren zu übergeben, und sie in das Herz von Deutschland zu führen.

Hiedurch erhalten die Nationen solcher Fürsten einen doppelten Antrieb, die Freiheit durch eine Revolution, der Knechtschaft unter ihren Despoten und Russen zugleich, vorzuziehen. Ihr Interesse wird so stark, daß ihm alle Besorgnisse der lokalen Hindernisse weichen. — Man zerhaut in der Eile den Knoten, statt ihn aufzulösen. Adel und Geistlichkeit werden sämmtlich und ohne alle Ausnahmen über die Grenze gebracht, um vor innerm Zwiespalt sicher zu seyn. Man wählt bekannte Männer zu Volkslehrern, voll Anhänglichkeit an die neue Verfassung. Die allgemeine Noth vereinigt die möglichen Partheien in das Gesammtinteresse gegen die Tyrannei und russischen Despotism. Die Nation bewaffnet sich, und steht im Ganzen auf, gegen wü-

thende Feinde sich zu schützen. Der Fanatismus des ersten Augenblicks macht das deutsche freie Heer auf jeden Fall unüberwindlich. Das Getümmel des Kriegs, der Lärmen der Sturmglocken, das Donnern des Geschützes verscheucht alle spitzfindige Fragen über Politik und Konstitution, und Niemand denkt an eine andere Faktion, als an die eine, gegen den Feind, der den Despotismus einführen will. Die Kühnheit, der Muth und die Siege der freien Deutschen reißen, im Erstaunen über ihre Thaten, alle andere deutschen Völker wie ein reißender Strom mit sich fort. — Alles, was deutsch ist, sammelt seine alte Kraft, seinen Freiheitssinn von Urvätern ererbt, und stürzt auf alles, was sich ihnen widersetzt. Das große Werk des allgemein sich verbreitenden Gemeingeistes geht plötzlich aus der allgemeinen Gefahr, aus der allgemeinen Theilnahme an großen Thaten, aus der großen Einheit des gegenwärtigen Interesse hervor, und vereint mit allem, was den Deutschen so groß und so furchtbar macht, unterwirft er sich die Despoten und Knechtschaft — bricht allenthalben

die Bande und Fesseln der Völker von deutschem Blute — und dann bleibt seinen weisen Männern — wollen sie anders nicht bettelnde Emigranten werden — nichts anders übrig, als die beste, weiseste und vortreflichste Konstitution zu verfertigen, welche allen den Uebeln vorbaut, welche in andern Republiken angetroffen werden.

Dies würde, dem ersten Anblicke nach, die gewisse Folge seyn, wenn Preußen sich gegen die französische Republik erklärte, und sie zu verzweifelten Mitteln nöthigte. Diese hat dann beinahe kein anderes gleich wirksames Mittel, den Krieg von seinen Grenzen abzuhalten, als den deutschen Völkern eine Freiheit zu geben, die die Armeen der deutschen Fürsten dann hinlänglich beschäftigen würden. Sie würde zwar ungerne an dieses Werk gehen, aber sie würde, wenn sie anders nicht unterliegen will, keinen andern Ausweg zu ihrer Rettung vor sich sehen. Man bewaffnet gegenwärtig die deutschen geistlichen Bauern gegen die Armee der Republik. Sie könnte alsdann die Schwere dieser Masse nur dann am gewissesten abwehren, wenn sie Deutschland zum Schutz einer

neuen

neuen Verfassung für sich selbst und für die Republik bewaffnete, und dadurch das Gewicht von sich ab: auf ihre Feinde wendete.

Aber würden die der Freiheit geneigten deutschen Männer wohl Frankreichs Insinuationen Gehör geben — sie, die so viele Erfahrungen vor sich haben, wie theuer andern Völkern die Freiheit, von Frankreich aus erworben, zu stehen kam? Gewiß! sie würden von verschiedenen Seiten genöthigt, unnachlaßlich dieses Mittel, als Mittel der Nothwehr und Selbsterhaltung, ergreifen müssen.

Denn von der einen Seite sehen sie sich tausend Mißhandlungen der Freunde des alten Systems und den größten Verfolgungen der Andersdenkenden und ihrer Fürsten ausgesetzt. Die Drohungen, die man ihnen allenthalben entgegen, und zwar mit Wuth entgegen setzt; ihre Einkerkerungen durch östreichische Kommandos; die Furcht, von Weib, Kind, Haus, Hof und allem, was ihnen theuer ist, gerissen zu werden, nöthigen sie, auf Hülfsmittel für ihre Sicherheit zu denken. Je näher die Gefahr anrückt, je mehr der Jubel ihrer Feinde, ihre

Drohungen zu erfüllen, dräut; desto stärker werden sie zu thätigen Maaßregeln der Selbsterhaltung gereizt.

Hier bleibt ihnen keine Wahl, als sich unterdrücken und unglücklich machen zu lassen, oder den Kampf zu wagen, der ihnen auch Sieg gewähren kann, so gut wie Verlust. So lange die Fürsten Deutschlands nicht eine aufrichtige Amnestie gegen alle Verfolgte bekannt machen, und sie gegen die wüthenden und sinnlosen Verfolgungen der Faktionen und Anhänger solcher Fürsten in Schutz nehmen, die auf die Regierung ihrer Staaten kein Recht haben, so lange bleibt die Ursache, die eine Veränderung droht, permanent.

Die beiden in Deutschland herrschenden Faktionen sind gegenwärtig die „der Oestreichisch- und die der Französischgesinnten.“ Die erstere Parthei ist nicht minder eine aufrührische, und Empörung drohende, Parthei als die letzte — oder erstere ist eine Parthei, sinnlos und ohne zu wissen, was sie will. Denn Oestreich hat ja keine Ansprüche an Deutschlands Provinzen gemacht, ver-

langt nichts von den deutschen Fürsten, wozu erklären sich also die Unterthanen derselben mit Wuth und Verfolgungen für Oestreich? Ist das Liebe zu seinem Fürsten, wenn man eine andere als die Parthei seines Vaterlands ergreift? Wollen sie etwa die Verfassung Deutschlands auflösen, und sich Oestreich unterwerfen? Die Thoren — Oestreich denkt an eine solche Umkehrung der deutschen Reichsverfassung nicht, und muß dieser albernen Kannengießerei lachen, denn mit den Mäulern werden die Armeen der Feinde nicht geschlagen, sondern mit Oestreichs braven Armeen.

Die Faktion der Französischgesinnten hat eben so wenig Ursache, der französischen Republik halben ihre Parthei zu ergreifen. Sie weiß, wie wenig sie von den Franzosen selbst geachtet wird, wie höhnisch das Gouvernement sie selbst für Emissaire von Oestreich erklärt hat, von ihm besoldet, Unruhe zu verbreiten, und die deutsche Fürsten von der Republik abzuwenden. Diese Erklärung des französischen Gouvernements war eben so unedel und klein, als ihre Furcht groß und

übertrieben. Es band dadurch gleichsam seinen ergebendsten Freunden Hände und Füße, brandmarkte sie mit einer niedrigen Verläumdung, und überlieferte sie ihren geschwornen Feinden, die großmüthiger mit ihnen zu verfahren bereit seyn möchten, als das Direktorium von Paris, an dessen Spitze damals noch der despotische Rewbel stand. Nun würde jede Anhänglichkeit an Frankreichs Administration, die der Konstitution und Würde der Republik so wenig entspricht, eine eben so sinnlose Thorheit seyn, als die Anhänglichkeit der Gegenparthei an einem fremden Monarchen, welche wenig Anhänglichkeit an den Erbsouverain voraussetzt. Ihm kann nun nichts mehr übrig bleiben, als das tiefe Gefühl einer Wunde des Herzens, welche die Verachtung erzeugte, die Gegenverachtung einer Administration hervorbringt, die in Umstände gerathen könnte, wo sie die Hülfe der „östreichischen Emissaire" erbetteln muß. Die Faktion der Französischgesinnten hat aufgehört, wenigstens unter allen Vernünftigen, welche Niederträchtigkeit jeder Art, besonders die der Verläumdung, ver-

abscheuen. Der deutsche Mann kann bloß noch Anhänglichkeit an Grundsätze haben, die der Verstand recht spricht, für wahr erklärt, und moralisches Gefühl als Pflicht annöthiget. Frankreich mit dem ganzen Leichtsinn seiner Regierung hat für ihn kein weiteres Interesse, als überhaupt das Interesse der Menschheit und ihres Wohlergehens.

Von der andern aber ist nicht zu läugnen, daß, wenn die Verfolgungen solcher Männer, welche dem Systeme der Freiheit ergeben waren und noch sind — denn es ist schwer, dieser Liebe zur Freiheit zu widerstehen! — nicht aufhören, daß sie zuletzt, wenn die Noth das französische Direktorium zu andern Maaßregeln nöthigt, auch von ihm genöthigt werden können, eine Revolution zu machen. So wenig dieses nun den Abscheu gegen Handlungen mindern könnte, welche diesen Abschen verdienen, so wahrhaftig würden doch die Verfolgten sich gezwungen sehen, auf eine von Frankreich sowohl, als der deutschen Konstitution unabhängige und selbstständige Verfassung sich einzulassen. Bei den vielen Vers

lusten, welche Frankreich täglich erleidet, würde es seiner Auflösung sich nähern, wenn Preußen mit seiner gesammten Macht es bekämpfen wollte. Es würde nothwendig das revolutionirte Deutschland zu einem Walle gegen Preußens Macht aufwerfen müssen, um seine nähere Selbsterhaltung zu besorgen. Und es würden sich dann so viel Verläumdete, Verfolgte, Mißhandelte finden, die allerdings in den Uebeln der Revolution weniger zu befürchten haben, als von der ausgelaßnen Wuth ihrer Feinde und der Abtrünnigen von ihren Fürsten, von denen wenigstens alle diejenigen wahre Landesverräther sind, die eine Parthei ergreifen, welche ihren Regenten um sein Land bringen will.

Die Inkonsequenzen der Menschen sind groß, und ihre Zahl nicht zu berechnen. In einem gewissen Staate leitet der Adel und die Geistlichkeit die Unterthanen eines wackern und biedern Fürsten, von diesem Fürsten auf seinen erblichen Feind, der ihn schon eines Theils seiner Staaten beraubte, ohne ihn zu entschädigen, und der den größten Theil derselben ver-

muthlich auch ohne alle Entschädigung, ihm entreißen würde, wenn er siegreich aus dem großen Prozesse des Kriegs heraus tritt. Sind diese einem solchen Staate nicht ungleich gefährlichen als die Anhänger eines Staats, dessen Interesse die Erhaltung des Regenten, seiner Verfassung und seiner Länder, seines eignen Interesses halben, ihm zur Pflicht und obersten Bedingungen seiner Politik macht.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Ueber Revolutionen, besonders die französische.

Fortsetzung.

Aus allem diesen ergiebt sich, wie vortheilhaft für die Ruhe von Deutschland das standhafte weise Benehmen des Königs von Preußen und seines Kabinetts sey, welche sich um keinen Schritt von dem Systeme der Neutralität in der gegenwärtigen Fehde von 1799. entfernt haben. Und gewiß würde Deutschlands Ruhe mehr dabei gewinnen, wenn Preußen

sich für die *französische Republik*, als wenn es sich für die *Koalition* erklärte. Wenigstens kann *Deutschland* von der *Koalition* keine Aufhebung seiner Regierungsverfassung fürchten, wie von *Frankreich*, wenn es durch eine preußische Kriegserklärung zu Hervorsuchung der äußersten Mittel gezwungen werden sollte.

Aber alles dieses bei Seite gesetzt, so können wir die Frage aufwerfen: ob es nicht besser sey, *eine Regierungsverbesserung von den Regenten selbst zu erwarten*, als die Greuel einer *Revolution* und *Pöbelregierung* zu durchlaufen, wie *Frankreich*, das vor der *Konstitution vom dritten Jahre der Republik*, welche die *Aristokratie* der bemittelten und unterrichteten Bürger einführte, einer schändlichen *Sansculottenbande*, unter dem Titel „der *reinen Demokratie*" unterworfen war. *Deutschland* ist in sich eine große *Republik*, eine *Aristokratie*, die den einzigen Fehler hat, daß sie nicht *Aristokratie der*

Verdienste, und Talente, sondern der Erbrechte der höheren Stände ist.

Der Adel und die Geistlichkeit sind die Eiterbeulen an jeder Regierungsverfassung, weil sie den dritten, Verdienste besitzenden, Stand von allen Aemtern ausschließen, die ihrem Hochmuth schmeichelen, und von guten Einkünften sind. Dies betrifft ganz eigentlich den Adel, der dadurch, und daß er sich von allen lästigen Abgaben an den Staat losmacht und für privilegirt hält, die Unzufriedenheit der Volksmasse gegen eine Regierung reizt, die solchen schreienden Ungerechtigkeiten nicht abhelfen kann.

Die Geistlichkeit, welche allenthalben in Deutschland einen unabhängigen Staat im Staate ausmacht, ist ein noch gefährlicheres Geschwür am Staatskörper. Sie leben in einer wahren Sanskülotten-Republik, mitten im monarchischen Staate; sie sind dem Souverain des Staats nicht unterworfen, sondern bilden unter sich eine geistliche Regierung, wo selbst der größeste Verbrecher an dem Staate und seinen Gliedern nur vor ihres Gleichen zu Rechte stehen, und in der Regel „um den heiligen

Stand nicht verächtlich zu machen" ungestraft durchgehen. In diesem Zustande befindet sich zum Beispiel mein pfälzisches Vaterland.

Wir haben einen Fürsten, den nicht das Lob der Schmeichelei, sondern seine Art zu regieren, als einen der allerbesten und gerechtesten Fürsten Deutschlands auszeichnet. Wo ein Regent so löblich und gut regiert, da wird jedes Lob eine Schaale kalten Wassers, über die grossen Thatsachen der Erfahrung, die kräftiger zum Herzen der Staatsbürger redet, gewaltiger die Neigung jedes Redlichen und Weisen zur Liebe gegen solchen Regenten hinreißt, als jedes Lob, das immer zweifelhaft ist, weil es so gut aus den morastigen, sumpfigten Quellen der Schmeichelei, als aus den edlern, aufrichtiger Herzensergießung, entstehen kann. Dieser gute Fürst befindet sich in der Lage, in Beziehung auf die Geistlichkeit, von welcher ich eben geredet habe. Sie, von Anbeginn an eine Feindin aller Erleuchtung und Erleuchteten, weil sie sich nur in dem Mitternachtsdunkel der Stupidität und des Aberglaubens wohl befindet, haßt und ver-

ſchimbet jeden Schritt der Gerechtigkeit und Pflichtmäßigkeit, womit dieser Regent seine Unterthanen als gleich in den Rechten, und gleich in den Ansprüchen, wie andere regiert zu werden, ansieht.

Bekanntlich beseelt diese Geistlichkeit jener giftige Haß, womit die Hölle jene Weisheit verfolgt, die Licht in ihre Finsternisse leuchten, und den Verstand, die Beschaffenheit ihrer Gesinnungen und Vorurtheile, überschauen läßt. Der Regent, welcher nicht fragt: „Welcher Religion bist du? sondern: Bist du ein Mann von Verdienst?" ist ihnen ein abgesagter Feind, den sie mit allen Waffen der Intrigue bekämpfen müssen, um die weisesten Minister von ihm zu entfernen, damit sie solche nichtswürdige Blutsauger und solche bigotte Bösewichter um seine Person bringen, wie die vorige Regierung verschiedene aufzuweisen hatte.

Für die Vergebung aller ihre Sünden gegen Gott, Regenten und Staat; für Plünderung der Unterthanen und dergleichen, lassen sie sich gefällig zu den Maschinen gebrauchen, den Regenten nach ihren unduldsamen Pfaffengrundsätzen zu

leiten, um aus ihm selbst eine Pfaffenmaschine zu machen, vermittelst welcher sie Bürger eines andern Glaubens um ihre Rechte und Privilegien betrügen, und von jedem bedeutenden Amte ausschließen, das nach ihrem System nie ein helldenkender talentvoller Mann, sondern ein gehorsamer Sklave ihrer Befehle und ihres Einflusses, versehen muß. Bekanntlich giebt es in der weiten Welt keinen richtigern Maaßstab, wornach man die Güte oder Schlechtheit einer Regierung besser beurtheilen kann, als Pfaffentadel oder Pfaffenlob. Ersterer redet lauter, wie die Posaune des jüngsten Gerichts, für die Vortrefflichkeit eines Regenten; Letzteres, das Lob der Priesterschaft, erniedrigt ihn tief unter den letzten seiner Unterthanen herab, denn sie lobt nur im Verhältniß begangner Frevelthaten gegen die allgemeinen Rechte der Menschheit, und beschmeißt nur mit dem Unrath ihres stinkenden Tadels die erhabendsten Tugenden der Duldung, der Gerechtigkeit in gleichem Verhältnisse gegen alle Glaubensgenossen; der standhaften Beharrlichkeit auf ihren Herrscherrechten, die sie nicht von Männern

weder in rothen Strümpfen, noch in stinkenden Kutten ungestraft antasten lassen. Der Tadel eines Priesters über den Todten ist eine wohlriechende Blume auf seinem Grabe; sein Lob, stinkende Wolfsmilch und giftiger Nachtschatten. Denn gewiß — dort liegt ein braver Mann begraben, und hier ein schäbigter Pfaffenknecht.

Eben so ist es, wenn die Priesterschaft über die Beschaffenheit einer Regierung und den Werth eines Regenten urtheilt. Sie kennt hierbei keinen andern Maaßstab, als den ihres Vorurtheils. Nach ihr muß er die Protestanten, Wiedertäufer, Juden und alle akatholische Unterthanen verachten und drücken. Den größten Lumpenhund, wenn er nur zur römischen Kirche gehört oder zu ihr übergeht, in Staatsämtern anzusetzen, oder mit geringern bis zum Dorfschulzen herab zu versehen, ist lobenswerther in ihren Augen, als den verdienstvollsten Protestanten zu versorgen. In der Politik handelt er nur dann nach ihrem Urtheile klug und recht, wenn er mit christkatholischen Regenten Bündnisse macht, nicht aber

mit keßerischen, und sollte darüber Land und Leute verloren gehen.

Wehe dem Staate, der mit diesem stolzen und zugleich unwissenden Stande geplagt ist. Unglücklich der Regent, der schwach genug ist, sich von solchen Politikern und Moralisten leiten zu lassen. Diese sind es, die in solchem Falle das Herz des bessern und vernünftigern Theils der Unterthanen anderer Religionen vom Regenten abwenden, wenn er wie Karl Theodor zu schwach und zu bigott ist, ihrem Einflusse zu widerstehen. Aber der Regent, der, wie der jeßige, die Rechte aller seiner Unterthanen ohne Unterschied ehrt, der nicht auf den Glauben sieht, wenn er einen Mann zum Handeln braucht — der ein Vater aller ohne Ausnahme seyn will, der die großen Lücken einer irre gegangenen Regierung in der seinigen auszufüllen, und große politische und Regierungsfehler überhaupt wieder gut zu machen hat, ein Regent, wie Maximilian Joseph, erwirbt sich die Achtung der besten seiner Staatsbürger. Die Unzufriedenen sehen die Ursachen ihrer Unzufriedenheit verschwinden. Sie fassen Vertrauen und

Zuneigung zum bessern Regenten, von dem sie Gerechtigkeit erwarten können. Der Faktionsgeist erlischt, da der weise Regent diejenigen nicht verfolgt, die unter der vorigen Regierung statthafte Ursachen hatten, eine Veränderung zu wünschen; eine Veränderung, die ihnen in einem weisern, gerechten und erleuchteten Fürsten zu Theil worden ist, und die sie nun nicht mehr mit Gefahren des Lebens und der Sicherheit zu erkaufen nöthig haben.

So giebt es eine Quelle der Ruhe für den Staat, wenn von oben herab eine Regierungsveränderung, wie in Pfalzbaiern, statt findet. Der Wunsch der Patrioten ist erfüllt; da die Gerechtigkeit des Regenten alle Unterthanen in ihren Rechten für gleich ansieht, und einen jeden, wie er es verdient, und er dem Regenten bekannt ist, behandelt. Indem unter ihm kein Gewissenszwang, kein Religionsdruck, keine Unterdrückung durch einen hochmüthigen Adel statt finden darf. Was verlangt der vernünftige Patriot mehr, als Ruhe — und den Schutz der Gerechtigkeit und des Gesetzes für sich und das Ganze? Was ist leichter zu befrie-

digen, als dieser gerechte Wunsch, und welche erbärmliche Anhänger von Regenten müssen die dagegen seyn, welche vom Regenten Ungerechtigkeit, Unterdrückung der Menschenrechte, Verachtung des Talents, Unduldsamkeit und Verfolgung, und, mit einem Worte, verlangen, daß er der Sklave ihrer schändlichen Leidenschaften, ihrer meuchelmörderischen Denkungsart, womit sie im Verborgnen am Unglück ihrer Mitbürger arbeiten, eine elende Maschine ihrer Wünsche und Begehrlichkeit, und ein Regent werde, der, wenn er ihnen folgt, seine Ehre auf die späteste Nachwelt brandmarken würde.

Friedrich der Große war der König der patriotischen Parthei. Er schützte Wissenschaften und Künste; er zeichnete sich, als oberster Staatsbeamte, Gesetze vor, und führte Gleichheit der Rechte aller Unterthanen ohne Unterschied ein. Er schützte Protestanten und Katholiken, weil er die Glaubensmeinungen beider zu würdigen verstand, und das Recht nicht zu haben glaubte, die Freiheit der Meinungen anzutasten. Er ließ die Gesetze über sich selbst richten, und unterwarf sich dem Urtheilsspruche

der

der Richter. In Streitigkeiten vor Gerichten mit seinen Unterthanen war er nichts mehr wie derselbe, und verlor gewöhnlich seine Prozesse. Seinen Namen hat der Geifer eines protestantischen Priesters zwar beflecken wollen, aber das öffentliche Urtheil nennt ihn den Einzigen.

Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm ging den Gang der antipatriotischen Parthei. — Ich brauche kein Wort vom Urtheil der Welt über ihn zu reden, denn jedermann kennt es. — Sein würdiger Nachfolger betritt die Bahn des großen Friedrichs; seine Denkungsart ist gesetzlich, gerecht, und die Freiheit der Meinungen ehrend. In gleichem Falle befindet sich der pfälzische Regent. Fordert aber die Parthei der Patrioten etwas anders als gesetzliche, gerechte Regierung, und Freiheit der Meinungen, und Schätzung der Menschenrechte? Gewiß jedem nicht Fanatischen, sondern wirklich Vernünftigen ist es wohl lieber, diese Wohlthaten einer vortreflichen Regierung aus der Hand eines Einzigen zu nehmen, als aus zehen Händen von fünf Männern, die selten unter sich einig sind,

die gewöhnlich zum äußersten Despotismus geneigt sind. Es ist dem vernünftigen Mann um die Sache, nicht um den Titel zu thun.

Ist aber dieses die Sache, sind dieses Grundsätze der Antipatrioten? Diese wollen keine rechtliche Männer neben sich dulden, wenn sie nicht gleiche Vorurtheile, wie sie, haben. Sie verlangen weniger den Zweck, als die Form, das ist — sie streiten für die Regierungsform unter einem Oberhaupte, gleichgültig wie es herrsche. Sie wollen Sklaven seyn, denen keine Freiheit der Meinungen zukomme, und glauben, einen Regenten darinnen zu ehren, daß sie ihm Despotenrechte und Despotenwerke zuerkennen. Der vernünftige Regent verachtet diesen niedrigen Sklavensinn, der in keiner edlen Seele aufkeimt. Er erkennt, wie verächtlich derjenige ihn beurtheile, der da glaubt, mit Nichtswürdigkeiten ihm gefallen zu können. Er weiß, daß kriechende Seelen keiner großen Handlungen fähig sind, und zieht den Erleuchteten hervor, und läßt den kriechenden Wurm in seiner Dunkelheit hinvegetiren. Wohl dem Lande, das solche Für-

ſten hat — ſo lange ſie dauern, dauert die Si-
cherheit ihres Throns und ihrer Regierung!

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Ueber die franzöſiſche Revolutionen.

Fortſetzung.

Was iſt, was bedeutet das Wort Revolu-
tion? Herr Campe hat, ſo viel mir erinner-
lich iſt, ſich zuerſt des Worts „Staatsum-
wälzung“ bedient, welches eine zu korpulente
Idee von einem Worte mittheilt, das ſich we-
nigſtens auf die Idee, die man mit dem Worte
„Revolution“ zu verbinden hat, nicht paßt.
So ſpricht man von den Revolutionen
Rußlands, welche nur die Perſonen der
Czaaren, aber gar nicht die Regierungsform
angehen. Die nordamerikaniſche Re-
volution war ebenfalls keine totale Verände-
rung der Verfaſſung, ſie iſt im Gegentheile der
brittiſchen noch immer ſehr ähnlich, nur daß der
Ausüber der vollziehenden Gewalt nicht König,

sondern Präsident heißt. Die vereinigten Niederlande haben ihre Revolution gleichfalls, ohne Staatsumwälzung, denn sie waren vorher nicht weniger ein freier Staat; sie schafften die Statthalterwürde ab, und machten eine Konstitution, die ihre alte Freiheit nicht gründen, sondern sichern sollte. Und so, wohin wir in der Geschichte sehen, findet dieses Wort, ohne jene krasse Nebenidee, allenthalben statt.

Die französischen Revolutionen waren nichts weniger, als totale Staatsveränderungen, sondern sie gingen einen allmäligen Schritt. Eine folgte auf die andere. Zuerst wurde die beschränkte alte französische Verfassung wieder hergestellt; auf diese folgte die Abschaffung der Königswürde und der Konstitution vom Jahre 1791; auf diese folgte die Republik und die Konstitution von 1793; diese wurde nach einigen Wochen von der revolutionairen Regierung verdrängt. Nach ungefähr achtzehn schrecklichen Monaten kam die veränderte Konstitution vom Jahre 1795; diese wurde durch das Gesetz vom 19. Fruktidor gleichsam suspendirt, und mit einer Art von

Diktatur, die fünf Männern anvertraut wurde, vertauscht, welche ein baldiges Ende zu nehmen scheint. Auf diese Weise durchlief Frankreich allmälig eine Regierungsveränderung nach der andern, die man eben so wenig „Staatsumwälzungen" nennen kann, als wenn die römische Republik einem Diktator das Geschäft übertrug, zu sorgen, ne quid detrimenti capiat respublica.

Ich hoffe, es werde meinen Lesern nicht unangenehm seyn, wenn wir die Quellen und den Gang dieser Veränderungen verfolgen. Vielleicht findet sich mancher neue Gesichtspunkt, der sich bis jetzo so wohl der Kenntniß, als Aufmerksamkeit der Männer entzog, die hierüber schrieben, vielleicht auch, daß das diplomatische Fach, daß ich in Beziehung auf einige Republiken bearbeitete, manche Dinge unter mein Auge brachte, die im tiefsten Dunkel der Diplomatik verborgen bleiben würde. Ich werde zwar, ob ich gleich von allem, was Republik heißt, völlig geschieden bin, und mich nicht einer Behandlungsart von ihrer Seite rühmen kann,

welche Delikatesse verriethe und Erkenntlichkeit forderte, nichts ans Licht bringen, was Indiskretion verrathen, oder das Vertrauen beleidigen könnte, das man mir schenkte, daß aber die Bekanntschaft mit dem innern Gange der Geschäfte meinem Urtheile mehrere Zuverlässigkeit geben muß, als dem, der damit unbekannt ist, dies versteht sich von selbsten, und ist nicht Mißbrauch des Vertrauens, dessen ich mich nie von keiner Seite unwürdig machen werde. Und nun zur Sache.

Die fränkische Nation, lange durch Tyrannen und Schwächlinge unterdrückt, erhielt zum erstenmale ihre Nationalrechte unter Karl dem Großen, welcher der Nation großentheils die gesetzgebende Gewalt übertrug, an welcher das Volk, ohne übrigens einen besondern Stand auszumachen, einen beträchtlichen Antheil nahm. Es schickte aus jeder Grafschaft zwölf Volksvertreter. Geistlichkeit, Adel und Volk bildeten drei Kammern, in welchen jede ohne Beimischung des Regenten, wenn er nicht von ihnen unmittelbar verlangt wurde, oder der Stände unter sich, die sie besonders betreffende Angele-

genheiten berathschlagten, und für sich abmachten. Er errichtete ferner Provinzialversammlungen 2c. Alle diese Freiheiten gingen unter seinen schwachen Nachfolgern allmälig verloren, bis der Adel und die Geistlichkeit, Ludwig den Frommen und Karl den Kahlen, zwangen, ihnen große Vorrechte einzuräumen, durch welche jene des Volks unterdrückt und vernichtet wurden, so daß es nun nur noch Herren und Knechte gab.

Unter der ersten Dynastie herrschten die Krieger und Ritter, oder der Adel. Unter den Karolingern ganz eigentlich die Geistlichkeit, die ganz vorzüglich unter dieser Dynastie sich bereicherte, und die Nation und ihre Rechte untergrub. Unter der dritten Dynastie, nämlich dem Hause Kapet, fing König Ludwig der Sechste zuerst an, das Unanständige zu fühlen, womit die beiden Stände Geistlichkeit und Adel die Kronrechte angriffen, und mit einer völligen Unabhängigkeit wirkten, die nur durch die Formalität des Huldigungseides und die Anerkennung der oberrichterlichen Gewalt der Krone gemildert wurde

Dieser König wollte dem Feudalsystem, das auf die Krone mächtig zurückwirkte, seine schärfste Spitze benehmen, und darum errichtete er Gemeinheiten, und gab den Städtebewohnern ihre Freiheit wieder. Für Bezahlung erhielten die Kronpächter und Knechte, welche auf den königlichen Gütern lebten, die Freiheit, das Bürgerrecht und das Recht über sich einen Maire zu erwählen, der ihre Angelegenheiten besorgte. Städte und Flecken erhielten nach und nach ihre Munizipalverwaltung, und die Kreuzzüge, welche dem Adel Geld nöthig machten, gaben die Veranlassung, daß diese gestrenge Lehnsherren die Freiheit ihren Knechten und Vasallen ebenfalls verkauften.

Philipp August ließ im Jahre 1190, eine Verordnung ergehen, welche der königlichen Gewalt eine Ausdehnung gab, wodurch der Tyrannei der beiden Stände außerordentlicher Einhalt geschah. Ludwig der Heilige führte ein Parliament mit sich, wo er war, und gab Verordnungen, welche die Streitigkeiten aller Vasallen vor diesen seinen Gerichtshof brachten; indessen erwarb erst die Nation das volle

Recht, das sie unter den Karolingern verloren hatte, unter Philipp dem Schönen wieder, welcher im Jahre 1302. der Nation das Recht beilegte, „einen eignen Stand im Staate vorzustellen," ja unter ihm verwilligten im Jahre 1314. die drei Stände, des Adels, der Geistlichkeit und des Volks, der Regierung die Abgaben, die sie entrichten wollten.

Indessen dauerte diese Herrlichkeit nicht sehr lange, indem die Parliamente die Rechte der Stände an sich rissen, unter dem Titel, daß sie ihre Dienste versahen. Die eigentlichen Repräsentanten der Stände hatten weiter weder Gerichtsbarkeit, noch Stimmenrecht bei der Gesetzgebung, alles, was ihnen übrig blieb, war das traurige Recht, zu klagen und zu bitten. Die Krone bemächtigte sich der gesetzgebenden Gewalt, bis der Geldmangel Ludwig den Schönen nöthigte, die Stände wieder herzustellen, eine Sache, die aus gleichen Ursachen bis zum Jahre 1789. sehr öfters statt fand.

Die größte und würdigste Epoche erlebte die französische Nation unter dem zehnten Ludwig, mit dem Beinamen der Zänker. Er gab ein Gesetz, worinnen er laut anerkannte: „die Natur habe alle Menschen frei erschaffen.“ Er nannte darum sein Reich, „das Reich der Franken“ oder „Freien.“ Es ist zum Erstaunen, daß man in den Zeiten, die man gegen die unsrige für finster und dunkel hält, auf einen Monarchen stößt, der eine der menschlichen Natur so tief eingeprägte Wahrheit mit Gesetzeskraft promulgirt, indessen unsere erleuchtete Monarchen die Bekenner dieser Wahrheit mit ewigem Gefängnisse, ja mit dem Tode zu strafen bereit sind. Ludwig der Zehnte übertraf die kommende Jahrhunderte nach ihm, und die Weisheit aller Regenten derselben mit wenigen Ausnahmen, indem er nicht nur diese Wahrheit anerkannte, sondern auch dafür sorgte, daß die Franken in der That von ihrer Freiheit Gebrauch machen konnten. Er gab deshalb das ihn verewigende Gesetz, „daß ohne Beistimmung der drei Stände weder Er noch alle seine Nachfolger

je, nun oder in der Zukunft, Subsidien sollten erheben können."

Deutlicher und vernünftiger konnten wohl die Rechte einer Nation weder anerkannt, noch bestimmt werden. Das, was die Engländer nur mit so vieler Mühe und endlosen Kontestationen ihren Königen abnöthigten, erhielten die Franken von einem rechtschaffnen Könige von selbsten. Aber so wie in Großbrittanien oft die Prärogative der Gemeinen einschliefen, besonders unter despotischen Königen, bis sie unter der Revolution, die das Haus Stuart von der Thronfolge ausschloß, und endlich durch die Konkordate mit dem Hause Hannover mehr gesichert wurden, so schlummerten jene Rechte ebenfalls in Frankreich, besonders zur Zeit der blutigen Kriege mit England, und unter der wüthenden Tyrannei Ludwigs des Eilften. Unter Franz dem Ersten kamen die Stände wieder zusammen, versammelten sich zu Tours, und machten Gebrauch von ihrer Freiheit und ihren Rechten. Aber mit dieser Regierung begannen auch jene scheußlichen Pfaffenkriege, welche die Bürger

gegen einander bewaffneten; Karl der Neunte, der Abschaum der Monarchen, ermordete der Geistlichkeit und den Intriguen des Adels Hunderttausende seiner Unterthanen. Heinrich der Vierte, nachdem er zu Ruhe gekommen war, versammelte die Stände zu Blois, aber er führte bereits die entschlossene Sprache eines Despoten, denn Sülly, der ihn leitete, war bei großen Eigenschaften, die er besaß, ein stolzer, zu Willkühr nur allzu sehr geneigter, Minister. Er setzte sich zwar der Raub- und Haabsucht der Großen entgegen, die in der Ligue die Infamie eines Standes völlig dargelegt hatten, der nur durch Befriedigung seines Geizes und seiner Ehrsucht vermocht werden kann, die Stütze der Monarchie zu werden. Der beste König der Franzosen mußte die Treue dieses Standes, so wie der Geistlichkeit, mit großen Summen erkaufen, oder immerwährend den Meutereien entgegen sehen; aber er vollendete sein Werk nicht.

Unter Ludwig dem Dreizehnten unternahm ein Kardinal dieses Werk, mit eben dem Glücke, womit vor ihm unter Karl dem

Fünften der Kardinal Ximenes die Macht der Cortes in Spanien unterdrückte. Richelieu unterdrückte die Rechte des Adels, aber er setzte Despotismus der Krone an die Stelle des Despotismus des Adels. Bei alle dem gewann immer das Volk bei dieser Veränderung ganz außerordentlich. Es würde eine Menge von Tyrannen los, die es unglaublich plagten. Die Willkühr eines Einzigen drückte weniger schwer auf dasselbe, als der Despotismus von Tausenden. Es bekam Spielraum, seine Kräfte zu sammlen und kennen zu lernen. Alles war Vorbereitung auf die Zukunft.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Ueber die französische Revolutionen.

Fortsetzung.

Weniger vorbereitend auf die Zukunft würde alles gewesen seyn, wenn die Könige, welche nun folgten, selbst regiert hätten, und der Ministerdespotismus nicht sich mit jenem der Könige

zum Unglücke des Staats vereinigt hätte? Es ist bekannt, daß der Despotism ein zweischneidiges Schwerdt ist, das eben so gewiß im Mißbrauche die Regenten verwundet, die sich desselben bedienen, als die unglücklichen Schlachtopfer, gegen die sie sich desselben bedienen. Diese Uneingeschränktheit des Willens ist die erste giftige Quelle der Befriedigung aller Leidenschaften, die vom Throne bis zum Bettelstab einen jeden verächtlich macht, der sich denselben unbegrenzt überläßt.

Ludwig der Vierzehnte fand in ihm die Mittel, seinen unersättlichen Ehrgeiz und Wollust zu befriedigen. Beide ließen es ihm nicht zu, sparsam mit dem Blute seiner Unterthanen und ihrem Gelde umzugehen. Beide verwickelten ihn in Abscheulichkeiten, die seinen Namen bei allen rechtlichen Männern und wahren Weisen ehrlos machen. Nachdem er alle Schätze der Nation erschöpft, nachdem er alle Arten der Wollüste durchlaufen hatte, blieb er schwach und klein an einer alten Bettel hängen, die seinen bigotten Geist, von Pfaffen geleitet, zu den schändlichsten Handlungen der In:

toleranz und des Aberglaubens verleiteten. Skarrons Wittwe, eine armselige Betschwester, vermochte ihn, unter der Leitung der Beichtväter jesuitischen Andenkens, zu den scheußlichen Drayonaden, zu jenen Ermordungen in den Cevennen, welche unter dem Namen der Religion geschahen.

Ein solcher Wollüstling und Barbar gegen seine eigenen Unterthanen, von denen einige Millionen verjagt wurden, konnte kein Menschenfreund gegen auswärtige seyn. Louvois, Turenne und andere Mordbrenner ihres Gleichen, mußten Städte, Flecken und Dörfer verbrennen, wenn sie in ein protestantisches Land kamen, oder sie gaben, wie ersterer, dazu die Befehle. Noch giebt man in der Pfalz am Rhein den Hunden die Namen der Generale Ludwigs des Tyrannen, eine Ehre, die sie vollkommen als Mörder und Mordbrenner verdienten.

Alles Gute, was unter seiner Regierung geschah, verdankte Frankreich nicht ihm, sondern Kolbert, dem Minister der Finanzen. Ludwigs Despotismus war grausam, rach-

süchtig, unmenschlich, und er selbst ein Pfaffenknecht, der Sklave einer Betschwester, und zum Lohn am Ende seiner Laufbahn — wie jeder Fanatiker — verachtet und verabscheut, und wie jeder Verschwender, ein erbärmlicher Bettler.

Die Regierung des Herzogs von Orleans, zur Zeit der Minderjährigkeit Ludwigs des Funfzehnten, wurde durch seine schamlose Ueppigkeit, und den Generalkuppler des Regenten, Se. Eminenz den Kardinal Dúbois, die allerverachteste, die man sich denken kann. Sie war die Epoche, von welcher sich die Sittenlosigkeit der Geistlichkeit über die ganze Priesterschaft, den Adel und einen Theil der Bürger mit einer Schamlosigkeit verbreitete, welche allenthalben die Wollüstlinge dieser Nation so sehr auszeichnet. Zu dieser Zeit war es, daß die Finanzen des Königreichs durch Laws System einen gewaltigen Stoß erhielten, bloß weil er die Grenze überschritt, die er ihm hätte setzen sollen. Es scheint Frankreichs Bestimmung gewesen zu seyn, zweimal in einem Jahrhundert durch eine Papiergeldüberschwemmung das Vermögen der

Rei=

Reichen in die Hände der Klügern und Vorsichtigern überzubringen.

Noch verächtlicher wurde die Regierung durch Ludwig den Funfzehnten, dessen Wollüste und Ausschweifungen keine Grenzen kannten; der sich zuletzt besoff und eine Hure zu seiner Prima-Donna machte, die ihm mehr kostete, als ein ganzer Feldzug seiner Armeen. Die Schilderung, die ein Franzose von ihm entwirft, der richtig zu urtheilen im Stande war, verdient hier eine Stelle. „Es ist nicht gleichgültig," sagt er, „die Nationen zu belehren, daß dieser König, für den die Liebe Frankreichs bis zum Wahnsinne, bis zum Fanatismus ging, dasselbe mit der ungeheuersten Schuld belastete; es der Geldversplitterung der feichtesten Minister, der Hofleute und Maitressen preis gab, und den Namen eines Franzosen aufs äußerste verächtlich machte. Wir waren zu einem solchen Grade der Erniedrigung gekommen, daß wir es Ludwig dem Funfzehnten Dank wissen mußten, daß er nicht so unmenschlich war wie Tiber; oder ein Ungeheuer wie Nero. Vielleicht verdankt es das Volk nur seiner äußersten Geduld, und der

Furchtsamkeit der räuberischen aber schwachen Minister, daß es nicht eben die blutigen Auftritte sah, welche unter andern Tyrannen statt hatten. Die Seele Ludwigs des Funfzehnten war den Lastern ganz ergeben, und bei einem Tyrannen grenzt das Laster sehr nahe an Grausamkeit." Ich setze hinzu, daß, um das eingeführte System der schändlichsten Schamlosigkeit zu vollenden, nur noch das Einzige fehlte, daß Ludwig der Funfzehnte, wie Absalom bei seines Vaters Kebsweibern, so wie er bei seinen Maitressen vor den Augen der Nation, schlief.

„Da der Despotismus der Minister," fährt der angeführte Schriftsteller fort: „unter dieser Regierung weit mehr noch, als unter keiner andern herrschte, so ist hier der Ort, zu bemerken, daß dieses der allerschrecklichste Despotismus ist, weil ein Minister das Böse ungestrafter thun kann, als ein König. Was hat bis jetzt ein treuloser Minister gewagt? Seine Stelle. Die Geschichte derselben, wenn wir Amboise, Füger, Sülly und Türgot ausnehmen, stellt uns nichts als eine schauderhafte Zusammen-

stellung von Raub, Gewaltthätigkeit und Ränken dar. Diese Minister verschwendeten gleichsam die Proskriptionen, und jene Menge von Lettres de Cachet — welche alle Gefängnisse und Bastillen Frankreichs anfüllten. Sie füllten das rothe Buch an, und ließen in allen Ländern Ströme Geldes fließen, aus welchen eben so viel Ströme von Thränen und Blut entstanden."

„Und wenn wir von den Ministern zu den Königen zurückgehen, welche schauderhafte und traurige Idee erhalten wir nicht von der Art, wie das Volk ist regiert worden? Wir sehen eine lange Reihe träger Könige, die zwei Jahrhunderte auf dem Throne geschlafen haben. Wir sehen eine Isabelle von Baiern, die unnatürlichste Mutter; Ludwig den Eilften, den Vatermörder; Maria von Medizis, die Mörderin ihres Gemahls; Ludwig den Dreizehnten, der seinen Vater durch einen andern Vatermord rächt; Karl den Neunten, der mit Feuerröhren sein eignes Volk erlegt. — — Ueberall glich sich die Unvernunft an Verschwendung; überall haben

die Dienenden ihre Eingriffe und ihre Räubereien hinter den Eingriffen und Räubereien ihres Despoten verborgen. Immer hat der Starke den Schwachen unterdrückt. In allen Erdstrichen, unter der republikanischen, wie unter der monarchischen, Regierung, hat man den Schweiß des Volks ausgepreßt. — Die Regierenden betrachteten beinahe stets die Nationen wie Schaafe, die zum Scheeren, wie zum Schlachten, gleich gut sind; und die Despoten behandelten die Menschen wie die Hirsche in ihren Parks, welche sie bisweilen leben lassen, um sie für eine folgende Jagd aufzubewahren. — Die Geschichte von sieben und funfzig Jahrhunderten, die uns voraus gingen, hat diese traurige Wahrheit bestätigt, und alle Seiten derselben sind von den unläugbaren Verbrechen der Regierenden gegen die Regierten blutig. Ueberblicket in schlecht organisirten Republiken die Proskriptionen der Dezemvirs, der Sylla's, der Marius; betrachtet besonders die Unruhen, welche noch in allen Demokratieen hinzukommen; vergleichet und urtheilet! Ihr werdet den

Schluß machen: daß die Sicherheit der Völker und ihre Ruhe weit weniger unter denjenigen Regierungsformen in Gefahr sind, wo das Gesetz die Menschen zwingt, gerecht zu seyn; und wo das Gleichgewicht, und die Vertheilung der Gewalten, den Faktionen und der Ehrsucht wenig Herrschaft übrig lassen."

Ueberhaupt ist das Gemälde, welches die Geschichte Frankreichs aufstellt, ein herzerschütterndes Gemälde von Grausamkeiten, Mord, Kriegen, Verheerungen, bürgerlichem Blutvergießen, Verschwendungen, Exaktionen, Verweisungen, Einkerkerungen, und da wir gerecht seyn müssen, so müssen wir eingestehen, daß die Geschichte einer siebenjährigen vorgeblichen Republik in richtigen Verhältnissen dieselben Greuel lieferte, welche man schlechten Monarchieen vorzuwerfen hat.

Es ist wohlthätig, für den Menschenfreund bemerken zu können, daß aber auch unter allen Monarchieen und Freistaaten keine einzige der bekannten Welt so viele Greuel aufzuweisen hat, wie die französischen. Alle nordlicher liegende Staaten beider Formen vereinigten mit

mehr richtiger Vernunft, mehrere Herzensgüte und Menschlichkeit. Es gab Tyrannen — Christierne in jenen barbarischen Zeiten, nicht aber in den neuern, und es wird dem besten Kenner der Geschichte schwer, eine Reihe von Tyrannen aufzufinden, da es im nördlichen Theile von Europa höchstens Schwächlinge gab.

Die Temperatur der Erdstriche und die Armuth der Völker, verbunden mit den Grundsäzzen derselben, die von ihren Urvätern her einen mächtigen Inhalt von Seelenstärke, Ehrlichkeit, Biederkeit und Menschengefühl ererbten, machten einen gewaltigen Damm gegen die Exzesse des Mißbrauchs der Gewalt. Ich rede hier bloß von Monarchieen und Republiken, und noch müssen wir zur Ehre der Wahrheit gestehen, daß im Innern der Monarchieen jederzeit mehr Ruhe, als in Republiken, herrschte, mit Ausnahme vielleicht Helvetiens. Dagegen aber fraß äußerer Krieg und Mangel an Industrie ungleich mehr Staatsbürger in Monarchieen als in Republiken. Die Leidenschaften der Könige lieferten ihre Schlachtopfer

hunderttausendweise, und brachten ganze Hekatomben in jeder Schlacht von Unterthanen dem Tode oder der Versäummung zum Opfer. In Holland und andern Freistaaten lieferte man nur Schlachten, wenn die Leidenschaften benachbarter oder eifersüchtiger Könige sie abnöthigte. Es fielen einzelne Opfer dem Tode in den Republiken. In Monarchieen fielen sie fourneenweise und ärger als zu Lyon, unter dem Kanonen- und Kartetschenfeuer der Feinde. Die verhältnißmäßige größere Bevölkerung in den Freistaaten gegen Monarchieen beweist ebenfalls zum Theile, daß man mit Menschenleben in ihnen nicht so verschwenderisch war, wie in Monarchieen. Ich rede hier nicht von den nordischen Despoticen. Diese hat die Tyrannei so entvölkert, daß die Menschengattung aus ganzen Provinzen allmälig verschwindet. Von den Kriegen, welche z. B. Rußland unter Katharinens Regierung führte, zählte man auf die asiatische Provinzen höchstens auf eine Quadratmeile sechzehn Menschen. Ich zweifle, daß gegenwärtig noch acht Menschen auf einer Quadrat-

meile zu finden sind, und daß halb Asien, wenn Rußland in seinem kriegerischen Systeme beharrt, im Verlaufe von fünf und zwanzig Jahren aus mehr als einer Bevölkerung von alten Weibern, keuschen Jungfern und Krüppeln von Ehemännern bewohnt seyn werde. Man vergißt zu berechnen, daß das Abschlachten von Eintausend jungen Männern, nach den Regeln der Progression, vier Menschen auf eine Familie und dreißig Jahre auf eine Generation gerechnet, für Ein Jahrhundert einen Verlust von mehr als siebenzig tausend Menschen im Gefolge hat. Herrliche Früchte des Krieges!!!

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Ueber die französische Revolution.

Fortsetzung.

Ich habe darum eine ganz kurze Geschichte der französischen Staatsverfassung bis zu den Zeiten Ludwigs des Sechzehnten

vorauszusenden nöthig erachtet, um meine Leser zu überzeugen, daß die erste Konstitution, welche man eine Revolution zu nennen pflegt, nichts weniger als diesen Namen verdiene. Die Nation verlangte nichts Neues, nichts mehr, als was ihr bereits von den Zeiten Ludwigs des Zehnten ganz eigentlich zukam. Die Regenten, welche der Nation ihre Freiheit genommen, den Namen der Franken vertilgt, und einen grenzenlosen Despotismus ihrer selbst und ihrer Minister eingeführt hatten, erscheinen größtentheils als Usurpatoren solcher Rechte, die ihnen nicht zukamen; als Tyrannen, weil sie gewöhnlich den höchsten Mißbrauch von einer Gewalt machten, die sie gewaltthätig an sich gerissen hatten; als Herrscher, die ihrer nicht werth waren, weil sie sich derselben zu Vertilgung der Blüthe der Nation in ungerechten und unnöthigen Kriegen bedienten; als Frevler am Rechte der Völker, weil sie die Nationalmacht zur Plünderung der Nation, zur Verschwendung ihres Schweißes und ihrer Arbeit, zu Befriedigung schamloser Wollüste anwendeten; als elende Fanatiker, weil sie,

vermittelst derselben, die besten Bürger auf Scheiterhaufen verbrannten, oder in Millionen aus ihrem Vaterlande vertrieben; endlich als Schwächlinge und Ungeheuer, weil sie diese Macht in die Hände ihrer Favoriten, Maitressen und Huren gaben, welche die Nation in den Augen aller andern Völker herabwürdigten.

Man lese das Urtheil Friedrichs des Einzigen über Frankreichs Könige, dem es selbst unbegreiflich war, wie diese Nation so lange dulden konnte. Aber sie erwachte, und ihr Grimm stand in gleichem Verhältnisse mit den Greuelthaten, womit man sie unterdrückt und geschändet hatte. Sie nahm ihre Rechte zurück, die man ihr entwendet hatte, und nur des sechzehnten Ludwigs wiederholten Versuche, sie aufs neue zu unterdrücken, vertraten die Stelle des Zufalls, der die Nation vermochte, lieber ohne Könige, als immerwährend in Gefahr zu seyn, ihre Rechte wieder verlieren zu müssen.

Aber war Ludwig der Sechzehnte nicht besser, als seine Vorgänger? Warum

mußte gerade ihn das traurige Schicksal treffen? Wir werden bei näherer Auseinandersetzung des Ganzen der Revolution Gelegenheit haben, zu urtheilen, ob Ludwig der Sechzehnte nicht sich selbst und denjenigen, von welchen er sich leiten ließ, alles Unglück, das ihn betraf, zu verdanken hatte? Ludwig der Sechzehnte fing im zwanzigsten Jahre seines Alters seine Regierung an. Zu seinem vertrautesten Rathgeber wählte er den schändlichsten Menschen an seinem Hofe, den Grafen Maurepas. Vergennes erhielt das auswärtige Departement, und war im ganzen Ministerium der Beste, obgleich nicht ohne große Fehler. Doch wir wollen unsern angeführten Schriftsteller reden lassen. „Der Graf von Muy, der sich eher zum Kapuziner als zum Minister schickte, erhielt das Kriegsdepartement. Sartines, das der Marine, in welchem er völlig unwissend war.“ Die Finanzen gingen durch viele Hände. Einer der unfähigsten und der erste war Herr von Clugni. Herr von Türgot, der beste, redlichste und fähigste, der die Finanzen troß einem Colbert würde erhoben

haben, folgte auf ihn, wurde aber bald durch die Intriguen des Hofes, dieser Bösewichter von Kapets Geblüte verdrängt, denen seine strenge und ökonomische Rechtschaffenheit ein Dorn im Auge war.

Auf ihn folgte Necker — ein Minister, der mir nach einer strengen Prüfung seiner Werke, die er schrieb, und der Werke, die er that, als ein guter Rezensent in den Finanzsachen vorkam, ohne die geringste Fähigkeit, es besser zu machen — ohne das große Talent, entdeckte Fehler gut zu machen; ohne alles Genie mehr als das Gewöhnliche zu leisten, und mehr als das Gewöhnliche zu wagen; das Gewöhnliche, von dessen Verderblichkeit und Schädlichkeit er selbst überzeugt war. Necker hatte durch Aufdeckung der Fehler in den Finanzen, als ein sachverständiger Mann, sich ein außerordentliches Vertrauen erworben, das bei der Nation bis zum Enthusiasmus ging. Man hatte geglaubt, der Mann, der so bekannt mit den Fehlern der Finanzverwaltung war, würde eben so reich an Mitteln seyn, sie wieder herzustellen. Man sahe auf ihn, als den Retter Frankreichs,

und betrog sich. Herr Necker hatte viel Stolz, etwas Arroganz, und bei aller angerühmten Rechtschaffenheit des Charakters, zeigte er einen Doppelsinn, der sich nach dem Winde des Hofes oder der Nation richtete, wie er am stärksten ihn mit sich hinriß. Er war ein vortreflicher Banquier, verstand die Rechenkunst vollkommen, rezensirte vortreflich — aber hier war auch die Grenze seines Wissens.

Herr Necker kannte nur die zwei folgenden Mittel, die aber jeder Schüler in den Finanzen kennt — Oekonomie in den Ausgaben und Anleihen, wenn sie nicht reichten, und sich mit der Einnahme bilancirten. Aber das erste Mittel, die Oekonomie in den Ausgaben, hatte bereits der ungleich geschicktere Türgot seine Stelle verloren. Es war ein Rettungsmittel für den Minister, dessen er sich, müde aller fruchtlosen Arbeit, bedienen konnte, um seine Stelle mit Beifall der Nation, und Beibehaltung ihres Vertrauens, verlieren zu können. Wenn auch einmal die Noth den König zwang, den Schein anzunehmen, sich dieses Mittels bedienen zu wollen, so war doch

mit Gewißheit vorherzusehen, daß weder der Herzog von Provence noch der Graf Artois damit zufrieden seyn würden, und daß der Minister scheitern würde.

Es ist wirklich zum Erstaunen, daß ein Mann von so guten theoretischen Einsichten in die Finanzen, bekannt mit allen Uebeln der Anleihen, seinen Kredit dazu herleihen konnte, dieses Uebel zu vermehren, und daß diesen geschickten Mann jederzeit eine Stumpfheit des Geistes überfiel, so bald er auf bessere Mittel dachte. Unstreitig besaß er zu viel Furchtsamkeit, etwas Großes zu wagen, wo er nicht aufs genaueste kalkuliren konnte, daß es völlig gerathen werde. Aber so viel hätte Herr Necker immer wissen können, daß alle Finanzmittel, die auf richtige Vordersätze erbaut sind, nie trügen, wenn man einen allmäligen und beschränkten Gebrauch davon macht. Die Berechnung der Gewißheit verläßt nur dann den Finanzier, wenn er über diese Grenzen geht — wenn die Anwendung der Mittel in Mißbrauch ausarten. So hatte er das Beispiel von Law vor sich; dieses aber schreckte ihn ab, statt ihn

dahin zu leiten, eine Untersuchung anzustellen, warum Laws Projekte mißlangen? Er würde alsdann gefunden haben, daß Law in den Prinzipien Recht hatte, daß er aber nur darin fehlte, daß er eine Ueberschwemmung von Papieren über den Staat brachte.

Unter solchen Bedingungen und bei der Eitelkeit, die Herr Necker besaß, durchaus ein Mitglied des Staatsraths seyn zu wollen, was seiner Liebe für den Staat wenig Ehre machte, war es nicht anders möglich, als daß er das Vertrauen des Hofes, dessen Verschwendungssucht er einschränkte, und jener Intriguanten verlor, welche große Macht über die Königin hatten, und durch sie alles über den König vermochten. Die Königin und der Graf von Artois besorgten also seine erste Entlassung.

Auf ihn folgte der unwissende Joli de Fleuri. Dieser wußte sich besser in die Laune des Hofes zu schicken, indessen verschaffte ihm seine große Unwissenheit bald den Abschied, und seine Gefälligkeit eine Pension. Herr von Ormesson besaß alle Tugenden eines rechtschaffnen Mannes; aber der verzweifelte Zustand

der Finanzen war stärker als das Genie, welches erfordert wurde, ihnen wieder aufzuhelfen. Bei den weitgehenden Forderungen des Hofes war es überdem, ununterstützt von der Nation, welcher seinen Verschwendungen Grenzen setzte, überhaupt unmöglich die Finanzen zu retten. Der beste Vorschlag würde am Ende zu weiter nichts gedient haben, als dem Hofe und den Prinzen die Freude zu machen, dessen Vortheile unter sich zu stärkern Verschwendungen zu theilen, ohne die Nation zu erleichtern, und der beste Minister, der sich dazu nicht würde haben gebrauchen lassen, konnte auf seine Entlassung rechnen.

Ein solches willfähriges Genie fand der Hof mit seinen Pensionirten in der Person des Herrn von Calonne. Dieser Mann, mit aller Unverschämtheit eines Betrügers ausgerüstet, bereicherte sich selbst, indem er alle Verschwendungen der alten Zeit nicht nur nachließ, sondern sie so weit sich vermehren ließ, daß sie innerhalb drei Jahren und vier Monaten ein Deficit in den Finanzen von ein hundert und vierzig Millionen Livres bewirkte. Bei allem diesem verdankt

gerade

gerade diesem schlechten Menschen Frankreich seine gegenwärtige Verfassung. Seine Verschwendung hatte ihn dem Hofe angenehm gemacht, und man mißte ihn troß aller Deficit ungerne, weil er mit Vergnügen die Verschwendungssucht des Hofes und der Prinzen begünstigte, wobei er immer seine Rechnung fand; indessen erschöpfte er das Mittel der Anleihen auf den letzten Tropfen, weil er in eben dem Verhältnisse und durch dieselben Mittel, womit er seinen Kredit bei Hofe erhielt, ihn bei der Nation verlor. Einen so willfährigen Mann konnte der Hof nicht missen, er selbst aber nichts mehr herbeischaffen, weil niemand mehr darleihen wollte. Er verfiel auf ein verzweifeltes Mittel, dessen nachtheilige Folgen für sich und den Hof er nicht vorher zu berechnen verstand, — auf die Zusammenberufung der Notablen.

Herr von Calonne, dem für Geld das Glück der Nation, und Ehre und Redlichkeit feil waren, glaubte durch reichliche Bestechungen die Notables auf seine Seite zu bringen, aber er hatte sehr falsch gerechnet. Er hatte so viel Beschränkheit des Geistes, sich Hoffnung zu

machen, durch dieses Mittel die beiden Stände des Adels und der Geistlichkeit gegen ihr eignes Interesse zu stimmen, und sie bei der Nation, wegen der neuen Auflagen auf Ländereien und Stempel, vorzuschieben, allen Haß derselben auf sie hin- und von sich abzulenken. Denn es war leicht vorauszusehen, wie sehr dieses die Reichen, denen die meisten Steuern zufließen mußten, und die Parliamente beleidigen mußte, welche sich das Recht vorbehielten, solche Auflagen zu registriren oder zu sanktioniren.

Calonne fiel in seine eigne Schlinge. So ungern der Hof daran ging, so mußte er ihn entlassen, weil seine ganze Finanzexistenz von den Notablen abhing, die seine Entfernung wollten. Man ging aber einen sehr verkehrten Weg, indem man ihm den Erzbischof von Toulouse, von Brienne, zum Nachfolger gab. Dieser, mit gleich weniger Redlichkeit, besaß ungleich geringere Fähigkeiten und Kenntnisse in dem neuen Posten, und sein geistlicher Finanzverstand war so unglaublich beschränkt, daß er keine Gefahr sahe, ganz dieselben

Auflagen vorzuschlagen, über welche Calonne den Hals gebrochen hatte. Brienne war überall der Mann nicht, der etwas von Finanzen verstand. Der Geist seiner Kirche machte ihn, bei aller seiner Unfähigkeit, eingebildet und unbiegsam.

Er war es, welcher das Werk der Revolution, welches Calonne eingeleitet hatte, mächtig förderte, indem er den Despotismus des Hofes mit der Beharrlichkeit der Parliamente in Streit brachte. Diese hatten zu dieser Zeit heftige Männer zu Gliedern, welche, durch mannichfaltige Vorgänge erbittert, eine mächtigere Parthei gegen den Hof bildeten, als man ihnen entgegensetzen konnte. Eifersüchtig auf ihre Rechte, abgeneigt einem unfähigen Finanzminister, dessen Despotismus sich keine Achtung und nur Verachtung erwerben konnte, verwarfen sie beide Auflagen, auf Ländereien und Stempel, unter dem Vorwande, die erstere sey allgemein verhaßt. Brienne, der sich nicht anders als durch Mittel der Gewalt zu helfen wußte, verleitete den Hof zu allen jenen harten und despotischen Befehlen und Macht-

sprüchen, denen sich die Parliamente durch- aus nicht unterwerfen wollten, und die eine Menge von Remonstrationen von ihrer Seite veranlaßten.

Die Parliamente, welche, gegen die Gewalt nicht ausreichen zu können, fühlten, hal- fen sich zum erstenmale mit der so lange vergeß- nen Wahrheit aus: Ihnen käme das Recht, Abgaben zu verwilligen, nicht zu; dieses gehörte den versammelten drei Ständen des Reichs, auf deren Zu- sammenberufung sie antrugen. Wir finden diese Wahrheit aus dem Exempel Karls des Gro- ßen, Ludwigs des Zehnten, Philipps des Schönen ꝛc. bestätigt; indessen erklärte dadurch das Parliament alle vorhergegan- gene, so wie die folgende Verwilligung der Fort- dauer des zwanzigsten Pfennings für eine Usur- pation von seiner Seite, und handelte wenig- stens, obgleich richtig, doch sehr inkonsequent.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Ueber die französische Revolution.

Fortsetzung.

Bei dem Eigensinne der Parliamente, bei ihrer standhaften Beharrlichkeit, die Auflagen nicht zu registriren, war sehr natürlich der ganze Hof interessirt, dem es an Geld zu seinen Verschwendungen fehlte. Brienne, der seine ganze Finanzgeschicklichkeit in den Plan seines Vorgängers eingeschränkt fühlte, und bessere Plane zu entwerfen unfähig war, vermochte den König nebst der Hofparthei, das Parliament durch despotische Maaßregeln zu bestrafen, daß es einmal populair war, und er verwies es nach Troyes. Dieses hatte nun die Suspension der Rechtspflege zur Seite, welche vor diesem hohen Gerichtshofe statt fanden. Diese Handlung seiner Majestät war eigentlich ein Interdikt auf die Nation, die die Rechtspflege bedurfte, nicht auf die Parliamente.

Das Wort, welches die Parliamente fallen ließen, der Ernst, womit sie auf die Zusammenberufung der Stände des

Reichs drangen, brachte die Nation in Bewegung. Sie erinnerte sich ihrer Rechte, welche keine Gewalt, keine Zeit aufheben oder verjähren, höchstens nur interimistisch unterdrücken konnte. Der König sahe keinen andern Ausweg, als nachzugeben, bis die Herren Brienne und Lamoignon auf ein Mittel geriethen, das die Parliamente unnöthig machen sollte; und die Versammlung der Reichsstände unnütz. Sie schlugen dem Könige vor, an die Stelle des zu verweisenden Parliaments eine Cour pleniere zu errichten, welche an die Stelle desselben treten, und aus den Prinzen, den Pairs, den Marschällen von Frankreich und etlichen Magistratspersonen bestehen sollte, welche alle dem Hofe ergeben waren. Für die Provinzen sollten große Gerichtsbezirke eröffnet werden, um die Gerechtigkeit zu handhaben.

Dem zufolge hielt der König das berüchtigte Lit de Justice im Anfange des Mai 1788. im Parliament. Herr von Epremenil, ein Feind des Ministeriums und der Nation, und bloß Freund des Parliaments, als dessen Mitglied, brachte alles gegen den Hof auf.

Im Parliamentshause, das mit Truppen umgeben war, spottete man höhnisch des Herrn Erzbischofs und des Herrn von Lamoignon. Man beging die Thorheit, einige Parliamentsräthe zu verhaften, uud den Herzog von Orleans, einen herrschsüchtigen Prinzen zu exiliren, ehe man zu den Gewaltthätigkeiten mit dem Parliamente schritt. Diese unüberlegte Maaßregeln vereinigten die Nation auf kurze Zeit mit den Parliamenten. Zu Rennes widersetzte sich das Volk. Die Stände von Dauphiné und Bretagne thaten ein Gleiches; der König mußte nachgeben; Brienne, Lamoignon, mit ihren Kreaturen, der Cour plentere, und die großen Gerichtsbezirke stürzten über einander zusammen, und die Parliamente wurden wieder hergestellt. Ein großer Sieg für die Nation, ein gleich großer Stoß für den Despotism.

Alle diese Verhandlungen waren mit unerträglichen Eingriffen in die Rechte der Stände begleitet. Man hatte einige Parliamentsglieder eingekerkert; zwölf Adliche von

den Ständen Bretagnen's gefangen genommen und in die Bastille gesetzt ꝛc., und dadurch die Nation überzeugt, wie gleichgültig sich Ludwig der Sechzehnte über die Rechte der drei Stände wegsetzte, und zu welchem unbegrenzten Despotismus er zu schreiten fähig sey. Dieses verursachte in allen Provinzen jene Gährung der Gemüther, welche zu einer so gewaltsamen Explosion, die bald ausbrechen mußte, nöthig war. So wie die Schritte des Despotismus allmälig gingen, so wurden sie eben so viele allmälige Vorbereitungen zu dem großen Werke der Revolution.

Mit dem Despotism des Königs hielten seine Minister mit dem Ihrigen gleichen Schritt, und brachte das Werk seiner Vollendung immer näher. Das Volk hatte in seiner Freude über die Absetzung Brienne's und hernach Lamoignon's sich einer Ausgelassenheit ergeben, wozu sie aber vorher die Erlaubniß des Polizeilieutenants eingeholt hatten. Ein Strohmann, den Erzbischof vorstellend, sollte verbrannt werden. Dies ging den ersten Tag gut. Den zweiten, da man im

Muthwillen dieses wiederhohlen wollte, widersetzte sich der Ritter Dübois, Kommandant der Wache, mit zwanzig Reutern und funfzig Füßeliers dem Volk, das mehr als zwanzig tausend stark war. Sie tödteten und verwundeten einige vom Volk, bis dieses sich zusammengab, die paar Soldaten entwaffnete, auszog, ihre Kleider mit dem Strohmann verbrannte, und sie aus Mitleid selbst laufen ließ. Hierauf gingen die jungen Leute auf den Greveplatz, und hier beging man den Meuchelmord, viele von ihnen in der Dunkelheit der Nacht durch abgeschickte Truppenabtheilungen niederschießen zu lassen. Gab es dann keine sanftere Mittel, dem Muthwillen, der nicht Meuterei war, Einhalt zu thun, als diese?

Anstatt durch Vorsicht gleichen Ereignissen vorzubeugen, hatte man nun das Volk äußerst erbittert. Es wollte mit Lamoignons Strohbildniß bei seiner Entlassung ein gleiches Schauspiel aufführen. — Nun fiel ihm der Mord an seinen Freunden ein, und Bösewichter erhitzten es zur Rache. Sie eilen, das Haus des Kriegsministers von Brienne, eines

Bruders des Erzbischofs, anzuzünden. Der elende Dubois, ebenfalls Rache dürstend, stürzt mit zwei starken Detaschements auf das Volk, und metzelte viele desselben in den Straßen St. Dominique und Melen nieder.

Das Parliament nahm sich des Volks an, und befahl, die Anstifter dieses Blutbades gerichtlich zu verfolgen. Aus Schwäche gab es diese Operation auf, und berechtigte dadurch gleichsam das Volk, auf Gelegenheiten zu denken, sich selbst zu rächen. Das Parliament schwankte im Grunde zwischen der Noth, das Volk auf seiner Seite zu erhalten, und dem Interesse, ihm nicht zuviel einzuräumen. Es war besorgt, die Nation möchte ihre Rechte kennen lernen, wobei die Parliamente nicht gewinnen konnten; es war besorgt; vom Hofe zuletzt ganz unterdrückt zu werden, und darum deferirte es seinen Insinuationen. Es war ohne Patriotism, und sah ungern, daß die Nation sich erhob, und indem es jedem Theile gefällig seyn wollte, verlor es zuletzt alle Achtung, und die Nation überzeugte sich, daß sie durch Repräsentanten und eine neue Ordnung

der Dinge besser berathen seyn würde, als durch ein hin- und herschwankendes Parliament.

Durch jene Niedermetzlungen von Bürgern in Paris, gegen welche weder das Parliament, noch sonsten eine Magistratur, zu verfahren wagte, wurde das Gefühl des Drucks der willkührlichen Gewalt des Hofes sichtbarer, und beunruhigender. Die Nation, die aus ihrem Schlafe durch die gemachte Erfahrung erwachte, lernte, wie ein französischer Schriftsteller sich ausdrückt: „zugleich den ganzen Umfang seines Uebels mit dem Umfange seiner Kräfte kennen.“ Er entwirft uns, als Veranlassung zum Erwachen des Volks, folgendes Bild:

„Die Plünderung der Finanzen ging so weit, daß die Welt wenig solcher Beispiele darbietet. Der Hof Ludwigs des Vierzehnten, selbst der des Regenten, und Ludwigs des Funfzehnten schienen, in Vergleichung mit dem von Ludwig dem Sechszehnten, Sparsamkeit zu seyn. Aller Wünsche drehten sich damals um zwei Gegenstände, welche man als die rettende Gestirne

Frankreichs betrachtete: „die Stände des Reichs und Herr Necker.“ Dieser konnte allein die Finsternisse der Administration aufhellen, das Vertrauen beleben, und den Staat in diesem kritischen Zustande aufrecht erhalten. Ein lebhaftes Geschrei der Nation ließ sich von allen Seiten hören, und rufte das Volk zur Freiheit. Herr Necker wurde zurückberufen. Die Parliamente, auf die man weit entfernt war, sein Vertrauen zu setzen, die man aber als eine interimistische Schutzwehr gegen die Unternehmungen der Regierung ansah, wurden in ihre Funktionen wieder eingesetzt. Man versprach vorzüglich die Zusammenberufung der Reichsstände; noch vor derselben erschienen eine Menge Schriften und Flugblätter, worinnen man die Geheimnisse der Monarchie aufdeckte, und das Volk seine Rechte kennen lernte. Berühmte Schriftsteller hatten lange vorher den Schleier zerrissen, welchen man den Nationen vor die Augen gehangen hatte, und Frankreich war lange vor Herrn Necker durch seine Aufklärungen frei. Die Regierung, eben so albern als verschwenderisch,

muthmaßte nicht einmal diese große Wahrheit —"

Der Verfasser hat allerdings nicht ganz unrecht, indessen ist nicht zu läugnen, daß Herr Necker nicht zufälligerweise ein Hauptgewicht in die Waagschale der Revolution legte. Wir werden im Verfolge sehen, wie wenig Beabsichtetes und wie viel Zufälliges Frankreich zur gegenwärtigen demokratisch-republikanischen Verfassung leitete, wie man sie zu nennen pflegt.

Noch zweifle ich sehr, daß, alles Gesagte zusammengenommen, auch nur die Konstitution, welche die Königswürde einschränkte, hervorgebracht haben würde. Die Schriftsteller, welche die Geschichte der Revolution geschrieben haben, sind wenig auf dem richtigen Wege, wenn sie, in einer besondern Ursache, den Grund derselben angeben. Viele Ursachen wirkten gemeinschaftlich auf diesen Zweck hin. Pages führt folgende an: „Bei Durchgehung desjenigen, was unsere Revolution, überhaupt genommen, vorbereitet und herbeigeführt hat, ist man ganz erstaunt, ein

Zusammentreffen von einander fremden Ursachen sich gleichsam wie durch ein Wunder vereinigen zu sehen, um solche hervorzubringen; so daß, wenn man eine einzige dieser Ursachen hinweg nähme, die Revolution nicht geschehen, oder viel später, und auf eine ganz andere Art, vor sich gegangen wäre. Die Unordnung in den Finanzen hat dazu unstreitig Veranlassung gegeben; diese ist aber eine so entfernte Ursache, daß man solche kaum mit in Anschlag bringen kann." Wie so? sie war die oberste erste Ursache, weil sonsten nirgends ein Grund zur Versammlung der Reichsstände, zu den Streitigkeiten mit den Parliamenten und zum Erwachen des Volks vorhanden war. Ohne das Deficit war die Regierung gerettet — am Deficit scheiterte sie hauptsächlich.

Der Verfasser fährt fort: „Besonders bei den Finanzen ist es, daß eine Regierung, die nicht alles thut, was sie will, eine ungeschickte und schwache Regierung ist. Ich werde indessen diese Unordnung als erste Ursache anführen. Also

werde ich als zweite Ursache die Parlamente anführen, welche zuerst die Reichsstände verlangt und aufgefordert haben, durch welche sie sind verdrängt worden. Ich werde als dritte Ursache den Adel setzen, welcher zuerst die Forderungen des Volks aus Haß gegen den Hof und eine kleine Anzahl Günstlinge, auf welche sich alle Gunstbezeugungen einschränkten, unterstützte. Als vierte Ursache muß man die Einladung ansehen, welche der Erzbischof von Sens, als Prinzipalminister, an alle Denker des Königreichs ergehen ließ, ihre Meinung über die Zusammenberufung der Stände zu eröffnen. Von daher schreibt sich diese Menge trotziger, freimüthiger, unabhängiger, und nur zu oft übertriebener und anarchischer Schriften.

Die fünfte Ursache war eine Art von Zufall, welche Herrn Necker bestimmte, dem dritten Stande eine gleiche Repräsentation mit den beiden ersten vereinigten Ständen bewilligen zu lassen. Wir sagen: eine Art von Zufall, weil Herr Necker weder

Charakter noch Genie genug besaß, um einen Plan dabei zu haben. Sein Ehrgeiz war nur: alle Partheien zu menagiren. Er war Orleans ergeben, aber er wollte dem Könige getreu scheinen; er wollte zu gleicher Zeit die Gunst des Volkes erwerben; er fürchtete Mirabeau am meisten; er wußte nicht, daß das sicherste Mittel, allen Partheien zu mißfallen, das ist, wenn man alle zu befriedigen sucht. Gegen eine Person, der es glückt, sinken hundert unter, die, wie man sagt, zwischen zwei Wassern schwimmen, und durch alle Partheien durchgehen wollen, indem man in allen Zeiten von Revolutionen und politischen Stürmen der Maxime folgt: Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns.

Die sechste Ursache war die Hartnäckigkeit des Adels, der die Vollmachten gemeinschaftlich zu verificiren verweigerte. Ohne sie würde zwar eine Revolution, aber eine ganz andere, und ganz anders gemildert, erfolgt seyn.

Die siebente Ursache kann man in der Unüberlegtheit des Hofes finden, als er den Saal der Stände verschließen

ließ,

ließ, und gegen sie die Gewalt der bewaffneten Macht gebrauchen wollte.

Als die achte Ursache kann man die Geistlichkeit bezeichnen, welche zauderte, und unentschlossen zwischen dem Adel und den Gemeinen schwankte, da nichts dringender war, als sich für eine Parthei zu bestimmen. Der Abfall der Prediger, welche den dritten Stand verstärkten, war der natürliche Erfolg dieses Hin- und Herschwankens der Geistlichkeit.

Die neunte Ursache finde ich in der Verführung, und dem Patriotismus der französchen Garden, und in der Freigebigkeit des Palais Royal, das heißt: des Herzogs von Orleans und mehrerer Particüliers gegen die Soldaten von verschiedenen Korps der Armee, welche nach Paris kamen. Wer hätte sagen sollen, daß aus dem Schoose eines ehemals mit Sybariten und Phrynen bevölkerten Orts, dem Mittelpunkte des Luxus, und einer mehr als asiatischen Weichlichkeit, den Werkstätten der Wollust und der Koketterie, Ströme von Licht entstehen, und

daß dieser Ort der Brennpunkt der Revolution seyn würde?

Eine zehnte Ursache war die Abwesenheit des Plans und des Einverständnisses in der Besitznehmung von Paris den 12. Julius durch die fremden Truppen und die Schweizer; und die Langsamkeit, die Hauptstadt anzugreifen; eine Langsamkeit, welche den Parisern Zeit ließ, sich in Bereitschaft zu setzen. Hätte man zu dieser Unternehmung den Herrn von Maillebois statt des Herrn von Broglio gewählt, so würde dieser Angriff mit mehr Zusammenhang und Schnelligkeit ausgeführt worden seyn, und vielleicht wäre es um die Hauptstadt geschehen gewesen. Als der Graf von Artois den Herrn von Maillebois vorschlug, fiel die Wahl auf Herrn von Broglio; so hängt oft das Schicksal der Reiche und der Revolutionen von einer Wahl, von einer Minute ab. Eben so haben wir auch keinen Bürgerkrieg in diesem Zeitpunkte gehabt, weil ein einziger Mann, der Herzog von Liancourt, den

König zu dem Entschlusse brachte, nicht wegzureisen.

Eine eilfte Ursache liegt in jener neuen Art von Magistraturen, welche sich auf einmal zum Besten für Paris bildete. Eine zwölfte Ursache lag in der Einnahme der Bastille, welche um zehn Uhr verstärkt werden sollte, und so schwach vertheidigt wurde. Eine dreizehnte Ursache lieferte Graf Mirabeau, welcher fühlte, daß er gemacht sey, eine Stelle unter den Reichsständen Frankreichs einzunehmen, wenn es hinlänglich wäre, um derselben würdig zu seyn, das Talent zu besitzen, alles umzukehren, ohne jenes zu haben, wieder aufzubauen, und welcher sich nicht verheelte, daß er Hindernisse antreffen würde, besonders nach seiner geheimen Geschichte des Hofes zu Berlin. Er spielte Ränke, um durchzudringen und sich erwählen zu lassen. Als Edelmann aus der Provence wendete er sich an seinen Stand; er wurde aber von demselben verkannt. Der Adel mißkannte die Macht eines Mannes von Genie, und wurde dafür gestraft. Mirabeau

wurde vom dritten Stande aufgenommen, und trat auf den Kampfplatz mit einer dreifachen Bewaffnung gegen den Adel, mit Grundsätzen, Empfindlichkeit und großen Talenten. Man muß Mirabeau wie ein Gewicht in einer Waagschale betrachten: man nehme es hinweg, und lege es in die entgegengesetzte, so hat man ein Oberhaus, so hat man eine ganz verschiedene Revolution.

Die vierzehnte Ursache lag in der Faktion Orleans, die durch ihre Verschwendungen und Ränke mächtig beitrug, die Entwürfe des Hofes zu bestreiten, und der Revolution nützte, ohne es zu wollen. (Diese Ursache war wohl bei weitem die wichtigste, die alles leisten konnte, ohne andere beitretende Ursachen zu bedürfen.)

Die funfzehnte und letzte ist das Benehmen des dritten Standes unter den Reichsständen. Während der Hof, der Adel und die Geistlichkeit Fehler auf Fehler häuften, machte der dritte Stand nicht einen falschen Schritt; alle seine Bewegungen hatten Zusammenhang, waren überdacht, und

von einer überlegenen Politik unterstützt; u. s. w."

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Ueber die französische Revolution.

Fortsetzung.

— Wir können dem Verfasser alle diese Ursachen gelten lassen, aber es folgt lange daraus noch nicht, daß ohne das Zusammentreffen aller die Revolution nicht statt gefunden haben würde. Die Mittel und Wege, welche zu einem Ziele leiten, können sehr verschieden seyn, und führen dennoch zum Zwecke. Mounier, obgleich ein Gegenrepublikaner, ob er gleich zum Vortheil seiner Meinung und Rechtfertigung alles übertreibt, scheint indessen ein Gemälde entworfen zu haben, welches der Wahrheit am nächsten kommt, da es ganz von der menschlichen Natur kopirt ist. Er sagt: „Von dem Augenblicke an, als man erfuhr, daß ein Deficit in den Finanzen statt finde, und daß die

Rede von Zusammenberufung der Reichsstände sey, hefteten sich aller Blicke auf die Zukunft. Es gab kein Interesse und keine Leidenschaft, welche die Erfolge davon nicht berechnete. Ehrsucht und Haß fanden den Augenblick sehr günstig. Die Einen glaubten, in den Konvulsionen der Anarchie so weit zu kommen, über die höchste Gewalt disponiren, und sich jede Gunst und Gnade vorbehalten zu können, welche diese höchste Gewalt ehemals das Recht zu vertheilen hatte. Andere faßten das ungleich leichter ausführbare Vorhaben, allen Unterschied der Stände aufzuheben, zu welchen sie nicht gelangen konnten, und alles zu sich herab zu erniedrigen, was ihre Eifersucht erregte; alles gleich zu machen; alles zu verwirren, und sich mit dessen Ruinen zu umgeben; das Volk mit dem Gifte der Ausgelassenheit unter dem Namen der Freiheit zu berauschen, um allein mitten in diesem Rausche despotisch zu herrschen, und vermittelst der Wuth der Menge zu regieren, welche das Mittel ihrer Macht werden sollte."

Daß Mounier hier nicht unwahr gezeichnet habe, bewies der Erfolg, denn Ma-

rat und Robespierre und ihre Helfershelfer lieferten zu diesem Beweise die Urkunden der Erfahrung. Daß der Herzog von Orleans mit einem Theile seiner Faktion darauf ausging, sich selbst die Krone und Mirabeau sich die erste Ministerstelle unter der neuen Dynastie zu verschaffen; daß ferner mehrere auf ähnliche Zwecke weniger oder mehr hinarbeiteten, dies ist nicht zu läugnen. Dieses aber hindert nicht, daß Herr Mounier sich nicht einer niedrigen Verläumdung schuldig gemacht habe, indem er alle Theilnehmer an der Revolution unter bloß diese beide Faktionen brachte. Es scheint sogar etwas Vieles von boshafter, absichtlicher Verunglimpfung der Sache der Freiheit darinnen zu liegen, da es einem Manne von Mouniers Talenten und Menschenkenntniß nicht entgehen konnte, daß es wenigstens noch drei Klassen von Männern gab: Aufrichtige Patrioten, die bloß für das Ganze und das Gute wirkten, wie viele unter den Girondisten thaten; sodann Menschen, die aus Lust zum Neuen, ohne Grundsätze, und bloß aus Gefühl

ihm anhiengen, ohne weitere Absichten zu haben, die persönlich gewesen wären; und endlich die größte Allgemeinheit der Nation, welche diesen Grundsätzen anhängen mußte, weil sie den Druck des Despotismus kennen gelernt, und nun große Hoffnungen gefaßt hatte, von ihm befreit zu werden.

Schriftsteller, welche diese Wahrheiten verkennen, sind entweder boßhaft oder unwissend. Vieles geschah freilich im Anfange durch den Pöbel als Werkzeug — aber wem ist es unbekannt, daß es der rechtliche Theil der Nation war, welcher den 9. Thermidor und den 13. Vendemiaire machen half? wem sind die Patrioten von 1789. unbekannt, unter denen es die aufrichtigsten Anhänger der guten Sache gab, und die ganz vorwurfsfrei waren? Doch wir brechen ab, um Herrn Mounier weiter zu hören.

„An diesen beiden Faktionen nahmen alle diejenigen Theil, gegen welche der Hof nicht, ihrer Unersättlichkeit gemäß, verschwenderisch genug war; alle diejenigen, welche Empfindungen der Rache Gnüge leisten wollten, und die Nie=

derträchtigkeit hatten, so lange zu warten, bis ihre Feinde von der Menge unterdrückt wären, um sie dann unter den Haufen ihrer Verfolger zu mischen; so viele mittelmäßige Schriftsteller, die gieriger nach Ruhm als seiner werth waren, und nun sich zu verewigen glaubten, wenn sie das Idol, dem sie ehemals Weyhrauch streuten, beleidigten und angriffen; und so manche Scheinphilosophen, die kein anderes Recht, als das Recht der Gewalt kennen; keine andere Regeln, als ihre Leidenschaften; denen nichts heilig ist, und die alle Kenntniß darinnen suchen, allen innern Vorwürfen des Herzens Troß zu bieten."

„Bald sahe man sich Männer an die Spitze des Volks in fast allen Theilen des Königreichs stellen, die durch ihre Undankbarkeit und Niedrigkeit ihrer Denkungsart gleich berüchtigt waren, und jene, die eben so tief in Schulden steckten, als Fallit an ihrer Ehre gemacht hatten. Sie verläumdeten die aufrichtigen Vertheidiger des Volks, und vereinigten sich, oder zogen eine Menge von Menschen an sich, ohne Muth, und bereit den Nacken unter das erste

Joch zu beugen, das man ihnen auflegen will; oder Untergeordnete, welche der Hoffnung, eine Rolle zu spielen, nicht widerstehen konnten. Allenthalben sah man sie eine Menge Unwissender hinter sich her schleppen, und allenthalben sich die Mehrheit der Bürger zu unterwerfen, deren Beifall sie gefesselt hielten, und deren Rechte sie usurpirten. Rechtliche Leute, die schon vorläufig das Verderben ihrer Zeit und ihres Staates beseufzten, bemerkten mit Erstaunen und Schrekken die unglaubliche Anzahl der gleichsam krebsartigen Menschen, deren Heuchelei die Revolution aufdeckte."

„Nothwendigerweise mußten die Chefs beider Faktionen dieselbigen Mittel der Heuchelei und Verstellung anwenden. Eine so wohl wie die andere, wollte sie anders zu ihrem Zwecke gelangen, mußte sich populair machen, dem gewöhnlichen Mittel aller derjenigen, die nach Tyrannei streben. Eine wie die andere hatte ein gleiches Interesse, den Monarchen ohne Vertheidigung zu lassen; seine Armee zu vernichten; eine bewaffnete Macht zu errichten, die ihm nicht unterworfen war; die Wuth des Volks gegen alle

diejenigen zu reizen, die sich mit dem Thron verbanden, und alle Ausschweifungen zu begünstigen, sollte auch Frankreich in der Anarchie zu Grunde gehen."

„Eine dieser Faktionen suchte freilich im Anfange nicht die Königswürde zu vernichten, denn man sucht nie dasjenige zu zerstören, was man rauben will. Da sie indessen ohne Beitritt und Billigung der Menge nichts vermochte, so sahe sie sich genöthigt, mit der demokratischen Parthei, im scheinbaren Eifer für das Interesse des Volks, zu wetteifern, und diese verstand es, ihre Kräfte zu benutzen. Gegenwärtig, da die erste Parthei ihre Projekte mißlungen sieht, fand sie sich genöthigt, eine stärkere und festere Verbindung mit der Demokratie einzugehen, den Schein der Königswürde beizubehalten, um das Volk zu hintergehen, aber alle ihre Grundpfeiler zu untergraben, damit sie unvermögend bleibe, sie mit dem Schwerdt der Gerechtigkeit zu erreichen."

Mounier, welcher im Jahre 1791. seinen Apell an das Tribunal der öffentlichen Meinung herausgab, verstand damals unter De-

mokratie nichts weniger als eine Republik ohne König, sondern eine Republik mit einem beschränkten König. Er giebt hier offenbar viele richtige Gesichtspunkte, die eben so viele unläugbare Wahrheiten enthalten, aber er vergißt in der Bitterkeit seines Hasses, daß man eben so wenig dabei gewinne, eine Sache bloß von ihrer schlimmen, als von ihrer guten Seite vorzustellen. Die Wahrheit verliert dabei immer; und so wenig als es der Reformation nachtheilig war, daß Luther gerne heirathen wollte, und sie auch aus diesem Grunde unternahm, eben so wenig kann es der Republik als Verfassung nachtheilig werden, wenn schlechte Menschen so gut als die besten an ihrer Errichtung arbeiteten. Alle Marats, Robespierres, alle Exaktionen und Bedrängnisse beweisen nichts gegen die Verfassung, da sie in allen statt finden können, aber alles gegen die Administratoren. Ein Monarch und seine Minister können gleiche Atrocitäten begehen, wie Robespierre, und die französische Geschichte liefert davon viele und starke Beweise. Ist darum die Verfassung der Monarchie, oder nicht

vielmehr die schlechte Verwaltung derselben, schuld daran? Die Monarchie ist nur darum weniger gut, weil man den Tyrannen nicht ächten darf, in Republiken aber wohl einen Robespierre und Konsorten.

Mounier vergißt ferner alle Fehlschritte des Hofes; alles, was der König und seine Parthei dazu beitrug, daß die Revolution gelingen mußte. Er vergißt, daß ein weises und kluges Betragen Ludwig dem Sechzehnten seine Krone würde gerettet haben, da Orleans gescheitert war; und endlich sieht man in Allem den Verdruß, den ihm seine Emigration abnöthigte, die ihm ein plötzlicher Schrecken und die Furcht abnöthigte, Orleans Parthei, der er entgegen war, könnte den Sieg davon tragen. Er sahe Riesengestalten allenthalben vor sich, und der Wille, Nichts gut zu finden, verbarg ihm vielleicht hie und da die Wahrheit, und leitete ihn in Irrthum.

Bei allen diesen bleibt es gewiß, daß der Herzog von Orleans mit seiner Parthei, die aus sehr wichtigen Gliedern der konstituiren-

den Nationalversammlung bestand, bei der Revolution an nichts weniger als an eine demokratische Republik dachten. Mirabeau trachtete nach einer Veränderung, und die Krone auf Orleans zu übertragen, in der Hoffnung, erster Minister zu werden. Selbst Herr Necker scheint von dieser Parthei gewesen zu seyn. Brissot, Fauchet, Carra, die Girondisten, Pethion, Danton, Marat, Robespierre, Laklos, Montesquieu, Sillery ꝛc. waren entweder Orleanisten, oder für die Beibehaltung der Königswürde nach der ersten Konstitution. Bis dahin waren alle einig, bis vielleicht auf sehr wenige; und keiner dachte in Beziehung auf eine Republik, bis alle diese heterogene Theile einen Menschen wie Orleans zu verachten anfingen, und sich am 21. September 1792. vereinigten, die Königswürde völlig abzuschaffen, und die Republik zu erklären. Wir werden an seinem Orte dieses Räthsel auflösen, wenn wir auf die Geschichte dieses Tages kommen. Nun gehen wir zu der Geschichte zurück, wo wir sie verlassen haben.

Durch die Bemühungen der wichtigsten Schriftsteller, unter welchen die größten Männer der Zeit und Vorzeit sich befanden, hatte die Nation ihre Rechte durchaus kennen gelernt; hatte sich unterrichtet, daß ein Mißbrauch der königlichen Gewalt statt gefunden habe, und wie weit er reiche; hatte Ermunterungen erhalten, seine Kräfte zu eigner Nothwehr gegen die Eingriffe des Despotismus zu sammlen, und bereit zu seyn, sie anzuwenden. Die öffentliche Meinung riß den Hof in ihrem Strome mit sich fort. Man wagte es nicht mehr, der Nation ihr Verlangen, die Reichsstände zu versammlen, abzuschlagen, weil man einen allgemeinen Aufstand befürchten mußte. Die Parliamente, welche diese Stimmung, die gar nicht für sie vortheilhaft war, bemerkte, wurden unruhig, und sahen mit Verdruß ein, daß der Schritt, den sie gethan hatten, ihnen selbst gefährlich seyn könnte. Sie wagten es, sich diesem rauschenden Strome zu widersetzen, indem sie bei Versammlung der Reichsstände jene Formalitäten vom Jahre 1614. verlangten, die ihnen vortheilhaft waren, und dekretirten: Man

könnte die Reichsstände auf keine andere Art rechtmäßig zusammenbringen.“ Durch diesen despotischen Schritt verloren sie nun den letzten Rest des Vertrauens der Nation.

Dreißigstes Kapitel.

Ueber die französische Revolution.

Fortsetzung.

Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir alle Schritte verfolgen wollten, allen Intriguen und Kabalen nachspüren, welche in reichlichem Maaße von Seiten des Hofes, des Adels und der Geistlichkeit verschwendet wurden, um sich bei den Ständen den größten Einfluß zu verschaffen, und sie, wo möglich, gänzlich zu beherrschen. Alle diese Kräfte wirkten gegen einander, und leiteten dadurch die Kämpfer und die Leidenschaften derselben auf einen solchen Grad von Hitze, daß eine große Explosion, welche die Besiegten, wie die Rotte Korah, Dathan und

und Abiram zu Moses Zeiten, zu verschlingen drohte. Wir übergehen die neue Versammlung der Notabeln vom Jahre 1789; die Prorogation der Reichsstände; der Kabalen, welche die Parliamente, die größtentheils aus Adlichen bestanden, gegen ihre Zusammenkunft spielen ließ; die Wahlen der Glieder der ersten Nationalversammlung, bei welchen an sechs Millionen Menschen Theil nahmen und den Vorgeschmack der Freiheit erhielten, die sie sich hernach verschafften, und gehen zu den interessantesten Auftritten über, welche die Grundlagen der Revolution, oder besser, ihre Mittel wurden.

Bei der großen Gährung und den Unruhen in den Provinzen, welche zu Rennes in blutige Auftritte übergegangen waren, und in welchen das Volk so wohl in Bretagne, Dauphiné, zu Rouen als auch zu Paris, die Parliamente und den Aristokratism des Adels und der Geistlichkeit besiegte; bei diesen Gährungen und Unruhen, welche der Hof angelegt hatte, wirkten alle Kräfte derselben auf die Quelle zurück, aus welcher sie entstanden waren. Der Hof, der dabei nicht zum Zwecke

kam, vermehrte seine schlimme Lage dergestalt, daß er das Ende des Despotismus sehr genau vorher berechnen konnte. Man glaubte zu Versailles im Kabinett, daß es kein anderes Mittel gebe, die Nationalstimmung zu unterdrücken, als den Weg der bewaffneten Macht. Da indessen alle Despoten eben so feige in der Gefahr, als gleichgültig in den Mitteln sind, die sie anwenden, so mußte man wenigstens auf einen scheinbaren Verwand denken, hinlängliche Truppen nach Paris bringen, um diese große Stadt nachgebender machen zu können.

„Man kam überein," sagt Pages, „den unermeßlichen Pöbel von Arbeitern und Tagelöhnern, welche in den Vorstädten Saint-Antoine und Saint-Marceau wohnen, zu den äußersten Ausschweifungen zu verleiten, die, da sie wegen ihres Standes ohne allen Unterricht und ohne Kenntnisse der öffentlichen Angelegenheiten, noch mehr, des Verfahrens des Hofes unkundig sind, sehr leicht irre geleitet werden konnten. Hiezu gehörte nichts, als einen ehrlichen Mann aufzuopfern, und einen Bösewicht

zu finden, der es übernahm, ihn zu verläumden."

„Der Abbé Roi ergriff mit Begierde die Gelegenheit, dieses Verbrechen zu begehen. Dieser Abbé Roi war ehemals Sekretär des Grafen von Artois, und hatte die Protektion des Herrn von Charost erschlichen, der ihm Empfehlungsschreiben an den Herrn Reveillon, einen angesehenen Bürger der Vorstadt Saint-Antoine, gegeben hatte, welcher daselbst in seiner Papiertapetenmanufaktur eine große Menge Arbeiter beschäftigte, deren Wohlthäter und Vater er war. Dieser Kaufmann hatte dem Abbé Roi beträchtliche Vorschüsse gemacht; dieser aber hielt keine seiner Versprechungen. Herr Reveillon schrieb an Herrn von Charost, und bat ihn, daß er für den von ihm Empfohlnen zahlen möchte. Herr von Charost schickte den Brief an den Abbé Roi, welcher die Unterschrift wegschnitt, und über dieselbe einen Wechsel von 6000 Livres zu seinem Vortheile schrieb. Der beleidigte Kaufmann gab diese Sache bei den Gerichten an. Abbé Roi benutzte die gegenwärtigen Um-

stände, um ihn unglücklich zu machen. Mit einemmale verbreitete sich das Gerücht, Herr Reveillon habe seine Arbeiter auf funfzehn Sous gesetzt; er habe gesagt, das Brodt wäre noch zu gut für sie, und er sey aus seinem Distrikte wegen seiner Unmenschlichkeit vertrieben worden. Die Bedienten der Regie hatten gemeldet, daß seit einigen Tagen ein Haufe unbekannter Leute in die Stadt käme."

„Man wollte nicht den geringsten Bedacht auf diese Nachricht nehmen. Noch weniger nahm man sich die Zeit, diese Beschuldigungen, die so leicht ins Licht zu setzen waren, aufzuklären. Man versammelte die Einwohner der beiden Vorstädte von Paris, die durch diese Verläumdung betrogen wurden. Ein Haufe Fremder, die Niemand zuvor gesehen hatte, und die selbst den Polizeiaufsehern unbekannt waren, verbrannten einen Strohmann, dem sie den Namen Reveillon gaben, und verurtheilten diesen selbst zum Tode, auf einen vorgeblichen Beschluß des dritten Standes. Herr Reveillon eilte, um den Beistand des Polizeilieutenants zu erbitten; die Wache zu Fuß

und zu Pferde war anderswo beschäftigt; man verwies den Kaufmann an den Kommandanten der französischen Garden. Nach zwanzig vergeblichen Gängen bekam er ihn erst zu sprechen; man versprach ihm nachdrückliche Hülfe, und schickte nur einige Soldaten; indessen ein Bataillon der französischen Garden, welches in Paris war, allem Unheil würde abgeholfen haben, die man doch oft zu weit unbeträchtlichern Dingen gebraucht hatte."

„Die Aufrührer brachten die Nacht in den Wirthshäusern zu, und munterten sich durch ausgelassenes Trinken zum Verbrechen des folgenden Tages auf. Und alle Wächter der Polizei schliefen! Man streute verschwenderisch Geld aus, um mehrere Theilnehmer zu finden. Man ging in Reveillons Haus, woraus er mit seiner Frau glücklich entkommen war; man plünderte, man zerstörte alles. Mehrere dieser Elenden, welche in die Keller gegangen waren, um sich mit Wein und Bränntwein zu überfüllen, fanden dort ihren wohlverdienten Tod, indem sie in vollen Zügen

Scheidewässer und andere zur Färberei bestimmte Dinge verschlangen."

„Nun erst kam eine fürchterliche bewaffnete Macht angezogen. Der Pöbel brauchte alles, was ihm in die Hände fiel, als Waffen. Die französischen und Schweizergarden ertrugen lange die Schläge dieses trunknen und unsinnigen Haufens. Endlich erhielten sie den Befehl, sich zu vertheidigen, oder daß ich es besser sage, zu morden. Die Rache war schrecklich. Alles, was sich auf den Dächern befand, ward durch Flintenschüsse getödtet. Der Pöbel wurde mit dem Bajonette verfolgt. Hierzu kam noch Kavallerie und Infanterie, und man richtete die Kanonen auf die Vorstädte. Die Menge wurde bald zerstreut, und mehrere erhielten ihre Strafe. Das Volk ist immer zugleich Werkzeug und Opfer. Paris sah mit Schaudern diese Haufen von Soldaten, welche augenscheinlich seine Freiheit bedrohten. Die Soldaten bezeugten Abscheu gegen einen Dienst, welchen man von ihnen verlangte, und der Despotismus wirkte dennoch mit, ohne den mindesten Verdacht dabei zu haben, die Militair=

macht für die gemeine Sache der Bürger zu gewinnen."

Auf diese Weise suchte der Hof Schrecken und Furcht unter die Parthei des dritten Standes zu bringen. Aber indem er dieses that, zeigte er auch im Verfolge der Parthei Orleans die Mittel und Wege, wie man den Hof in Schrecken setzen könne, denn sie bediente sich derselbigen Mittel gegen den Hof und seine Anhänger. Man sieht zugleich die Schändlichkeit der Intrigue dieser Parthei, welcher jedes Mittel und jedes Opfer gleichgültig war, nur um Schrecken zu verbreiten, und einen Vorwand zu finden, die gewaffnete Macht um die Nationalversammlung herum zu lagern.

Dies war nicht genug, um seine Sache zu verderben, indem man sie gut zu machen glaubte. Der Hof und die Aristokratie glaubte sich dadurch ein Ansehen zu geben, und den dritten Stand herabzubringen, wenn sie ihn verächtlich behandelten, eine Maaßregel, die unvernünftig war, da gerade diese Mittel die Energie des dritten Standes reizen und vermehren mußte.

So brach nun der **fünfte Mai** des Jahrs 1789. an, welcher zur ersten **Eröffnung und Zusammenkunft der Stände** angesetzt war. „Alles war vorbereitet," sagt der oben angeführte Verfasser, „um den Unterschied der Stände recht ausgezeichnet zu machen; so sehr war man entschlossen, denselben zu behaupten. Außer der Verschiedenheit des Kostüms hatte man noch die Impolitesse, **die Abgeordneten der Gemeinen** dadurch aufzubringen, daß man ihnen eine mit einem Wetterdache bedeckte Thüre anwies, wo sie mehrere Stunden zusammengedrängt wären; indessen der König, der Hof und die Abgeordneten der beiden ersten Stände durch die große Thüre gingen. Es ist leicht einzusehen, wie wenig eine so unverzeihliche Unschicklichkeit fähig war, die Gemüther zu vereinigen. Der Stolz, den man in diese Kleinigkeiten setzte, ließ ganz denjenigen voraus wahrnehmen, welchen man in weit wichtigern Debatten setzen würde."

Und nach einer so unanständigen Behandlungsart wollte der Hof Nachgiebigkeit in seine Plane, Geldsubsidien, Nachsicht für den usur=

pirten Despotismus von dem dritten Stande erwarten? Oder glaubte er, die Nation sey weniger werth in ihren Millionen, als die Hand voll Hofschranzen, die adliche und geistliche Innungen, von Männern ohne Verdienste und desto mehr Hochmuth? Aber freilich, der Hof kannte die Energie noch nicht, welche der erbitterte dritte Stand sich aus sich selbst mittheilte — Er konnte es nicht ahnden, daß dieser dritte Stand bald sich kräftig genug fühlen würde, ohne des Königs und den Beitritt der höhern Stände zu sagen: Wir konstituiren uns selbst im Namen der Nation.

Nachdem die Namen der Zeremonie gemäß abgelesen waren, führte man erst die Abgeordnete der Nation ein. Der König, der Siegelbewahrer und der Generaldirektor der Finanzen, Herr Necker, hielten ihre Reden, von welchen eine so wenig gefiel, als die andere. Herr Necker zeigte hier, wo er alle seine Kraft hätte aufbieten sollen, wo er selbst aufgefordert war, Vorschläge zur Wiederherstellung der Finanzen zu thun, die Dürftigkeit seines

Genies, denn wie wir bereits angeführt haben, er kannte kein helfendes, wohl aber das zerstörende Mittel der Anleihen allein.

In der Sitzung des 6ten Mais zeigten sich bereits die Stände als Kämpfer unter sich selbst. Das Gefühl einer erlittenen, unverdienten Verachtung bemächtigte sich der Abgeordneten des dritten Standes. Sie gingen in den Saal der Reichsstände, den sie für den Nationalversammlungsort ansahen, um daselbst die beiden andern Stände in ihren Abgeordneten zur gemeinschaftlichen Berathschlagung zu erwarten. Diese aber hatten sich jeder in einer besondern Kammer versammelt, und fingen die Untersuchung der Vollmachten an.

Gegen diese Veranstaltung machten die Abgeordnete der Nation kräftige Vorstellungen, und verlangten, daß die Untersuchung der Vollmachten gemeinschaftlich geschehen müsse. Selbst wenn die drei Stände abgesondert ihre Deliberationen anstellen wollten, was sie nicht glauben könnten; selbst alsdann wäre es keinem gleichgültig, zu wissen, ob die Abgeordneten gesetzlich ernannt wären, weil die Berathschlagung

nicht über besondere Dinge, sondern über allgemeine Gegenstände statt finde. Hier hatte nun der dritte Stand allein jene vereinigte Partheien des Adels, der Geistlichkeit, der Parliamente und des Finanzwesens zu bestreiten, welche alle zusammen der Hof unterstützte.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Ueber die französische Revolution. Streit der versammleten Reichsstände von 1789.

Fortsetzung.

Der dritte Stand, um sie des Sieges zu versichern, verhielt sich nun gleichsam in der ganzen Sache leidend. Die Abgeordneten desselben beschäftigten sich lediglich damit, sich eine ganz besondere Organisation zu verschaffen, und bekümmerte sich weiter in scheinbarer Unthätigkeit um nichts, als daß sie die beiden ersten Stände zur Vereinigung mit sich aufforderten. Da sie immer fortfuhren, das Ganze als eine

noch nicht konstituirte Versammlung, in Erwägung, daß die Vollmachten der Abgeordneten nicht verifizirt wären, anzusehen, und deshalb die Vereinigung zu verlangen, so glaubt der Adel dadurch beleidigt zu seyn, schlug die Vereinigung mit dem dritten Stande übermüthig ab, und erklärt sich für gesetzlich konstituirt. Die Geistlichkeit handelte ihrem Charakter gemäß, schlug die Vereinigung eben so wenig ab, als sie sie zusagte, und entschuldigte sich damit, daß sie sich zum Mittler zwischen den Streitigkeiten des dritten Standes und des Adels aufwarf, und aus diesem Grunde die Vorzeigung ihrer Vollmachten aussetzte. Die Abgeordneten des dritten Standes blieben ihrem Grundsatze getreu, nichts zu unternehmen, ehe die gerechten Forderungen, die sie machten, vollzogen wären, und verhielt sich ganz ruhig, ohne einen Schritt zu thun, der Berathschlagungen voraussetzen könnte, ehe die Stände vereinigt waren.

Denn der dritte Stand, wenn er sich standweise auf die Berathschlagungen eingelassen, und eine besondere Kammer formirt hätte, war gewiß,

von den beiden obern Ständen überstimmt, und unnütz gemacht zu werden. Sie bestanden deßhalb auf Virilstimmen, da die andern ständeweise zu stimmen verlangten. Dem Hofe war mit dieser gänzlichen Unthätigkeit der Stände, einer Folge, daß der dritte Stand sich nicht aus seiner angenommenen scheinbaren Trägheit bewegen ließ, sehr unzufrieden, denn dadurch wurde der Zweck ihrer Zusammenberufung immer und immer weiter hinausgeschoben, und man hatte Ursache, aus dieser Langsamkeit schlimme Folgen zu befürchten, da das Interesse des Hofes die bald möglichste Auseinandergehung der Nationalversammlung erheischte.

Aus diesem Grunde übernahm der König das Amt des Vermittlers, und ließ Vorschläge zur Vereinigung thun. Diese Vorschläge aber waren so beschaffen, daß sie den König zum Schiedsrichter aller Differenzen der drei Stände machte, wobei man vorhersehen konnte, daß der Hof sich nicht gegen seine Anhänger die beiden ersten Stände, das ist: gegen sich selbst erklä-

ren würde. Ueberdem waren die Vorschläge gar nicht im Plane der Deputirten des dritten Standes, welche eine Virilabstimmung verlangten, da jene eine ständische voraussetzten. Sie enthielten folgende Vergleichspunkte: die drei Stände verifiziren, jeder für sich ihre Vollmachten, theilen sich aber nachher dieselbigen mit. Unmöglich konnten die Gemeinen diese Separation der Stände zulassen, weil sie dem Grundsatz einer allgemeinen Nationalversammlung entgegen war, welche einzig die Stimmung nach Köpfen zuließ. Die beiden ersten Stände aber siegten dabei über die Nation, da sie derselben jenes Recht nicht einräumen, sondern die Aristokratie erhalten wollten. Der erste Vergleichsvorschlag scheiterte also an sich selbst.

Der zweite Vergleichsvorschlag des Hofes enthielt: Sollten Streitigkeiten vorfallen, so ernennen die drei Stände jeder Kommissarien, welche Nachrichten einziehen, und

Berichte an ihre Kammern abstatten, wo sie abgesondert entschieden werden sollen." Hierdurch war der dritte Stand gerade so weit wie vorher, und immer den zwei Ständen gleichsam untergeordnet, weil ihre eine ständische Stimme gegen die der beiden obern nichts vermögen konnte.

Der dritte Vorschlag war: Sollten die drei Stände über eine und dieselbige Sache getheilt seyn, so werden Se. Majestät dieselbe untersuchen und darüber den letzten Ausspruch thun. Dieses war nun gar nicht im Sinne des dritten Standes, der über die Nation weder einen höhern noch weniger einen Schiedsrichter anerkennen wollte und konnte. Der König war als oberster Staatsbeamter gleichsam Parthei. Die Nation konnte nur freiwillig wollen dürfen, und konnte als die höchste Autorität sich von der ihres ersten Beamten nicht Gesetze vorschreiben lassen. Hätte man dem Könige dieses Recht zugestanden, so hätte er nicht nöthig gehabt, die Stände zu berufen. Hätte aber die Nation in

ihren Abgeordneten dieses sich gefallen lassen, so hätte sie sich dieses Rechts entäußert, es auf den König übergetragen, oder mit andern Worten, eine Art von Despotismus proklamirt. Die Nation aber verlangte eine Konstitution gegen den Mißbrauch der Gewalt, und da konnte sie wohl denjenigen am wenigsten zum Schiedsrichter anerkennen, der sich mit seinen Ministern dieses Mißbrauchs schuldig gemacht hatte, und zum Despotismus sich berechtigt hielt.

Der dritte Stand hatte alle diese Vorschläge von der Hand gewiesen, da er nicht eine bloße Maschine seyn wollte, und trat hierauf in seine Lage von Unthätigkeit zurück. Diese aber mußte zuletzt die vollkommenste Wirkung der höchsten Thätigkeit thun, die sie wirklich hervorbrachte. Fünf Wochen waren verflossen, in welchen von allen vorgefallenen Streitigkeiten nicht eine einzige beigelegt war. Der mißhandelte dritte Stand, den der Uebermuth des Hofes und der höhern Stände gerne bis ans Ende mißhandelt hätte, fühlte sich durch die öffentliche Meinung des Publikums unter-

unterstützt, stark genug zum Widerstande und zu einer kräftigen Maaßregel, welche den Hof und die beiden andern Stände in Furcht und Schrecken setzte.

Den 17ten Junius, sagt Pages, ernannte sich der dritte Stand zur Nationalversammlung, unter einem unermeßlichen Zulaufe des Volks, von deren Geschrei: Es lebe die Nationalversammlung!, es lebe der König! der Saal wiederhallte. Ein jeder fühlte, daß sich die Nation zu ihrer wahren Größe emporhob. Der Hof und die privilegirten Stände erblaßten bei dem festen, eindrucksvollen und abgemessenen Betragen der Gemeinen. Dieser merkwürdige Tag ließ die Nation um zwei Jahrhunderte vorrücken, und die Freiheit that einen großen Vorschritt. Alles kündigte schon eine erzwungene Vereinigung der Stände an. Noch vertheidigte nur eine, in Wahrheit, schwache Minderheit in der Kammer des Adels die Sache der Nation oder des Vaterlandes. Noch stärker war die Geistlichkeit unter sich getheilt, und eine große Zahl von Predigern hatte sich bereits mit dem dritten Stande

vereinigt, als endlich die Geistlichkeit mit einer Mehrheit von 149 Stimmen gegen 126 die gemeinschaftliche Untersuchung der Vollmachten entschied. Der Hof und der größere Theil der Nichteinstimmenden suchten alle Mittel auf, die völlige und nahe Vereinigung aller Stände zu hintertreiben. Herr von Epremenil schlug nichts Geringeres vor, gleichsam als wäre es möglich gewesen, als die Aufhebung der Reichsstände.

„Der Hof war zu Marly, und Herr Necker, der zu Paris bei seiner dem Tode nahen Stiefschwester sich befand, ließ den König vertheidigungslos mitten unter allen Schlingen, womit man ihn umgab." — Dieser Vorwurf gegen Herrn Necker scheint übereilt zu seyn. Ich glaube gewiß, daß Necker nichts weniger als das Zutrauen des Königs besaß, weil er der Mann des Volks war; und in diesem Falle mußte er wohl vermuthen können, daß sein Rath, eher das Uebel ärger machen würde, als daß er den Hof dahin gebracht hätte, seinem Rathe zu folgen. Ja, meint Herr Pages: er mußte es doch wenigstens versuchen. Das konnte er nicht, ohne sich

in den Verdacht des Antiroyalismus zu setzen, der nicht in seinem Systeme lag. Er war einmal ein Leisetreter, und wollte es mit keiner Parthei verderben, weil in seinem Rechenbuch kein Exempel der Art stand; wie die Sache ausgehen werde? Dieses bewies er am 23sten Junius, wo er die Sache des Hofs bloß in Beziehung auf den Ton mißbilligte.

„Einen noch wichtigern Vorwurf hat man Herrn Necker zu machen, daß er hernach an der unklugen, ich will nicht sagen, infamen Erklärung der königlichen Sitzung am 23sten Junius Theil nahm. Er begnügte sich bloß damit, daß er den Ton mißbilligte. Er wollte die ganze Welt zufrieden stellen; er wußte nicht, daß dieses das wahre Mittel ist, alle mißvergnügt zu machen. Es wurden viele geheime Zusammenkünfte unter dem Adel und der Geistlichkeit, und besonders bei der Königin gehalten. Alles verkündigte ein heftiges Zusammentreffen zwischen der Nationalmacht und der Macht des Königs."

„Den 20sten Junius, an welchem Tage sich die Geistlichkeit mit der National=

versammlung vereinigen sollte, verkündigte ein Ausruf durch die Waffenherolde die Unterbrechung der Sitzungen der Versammlung, und daß der König den 22sten eine königliche Sitzung halten würde. Diese Neuigkeit verbreitete eine allgemeine Bestürzung in Versailles, und besonders in Paris. Man ermordete im Palais-Royal einige Spione der Polizei; man prügelte und begoß einige Abbees mit Wasser. Die Gährung stieg von Minute zu Minute. Mit einemmale wurde der Saal der Stände zu Versailles mit Soldaten besetzt; die Abgeordneten kamen nach und nach an, und bezeigten den größten Unwillen, da sie die Thüre verschlossen fanden. Herr Bailly, Präsident der Nationalversammlung, ladete sie ein, sich in das Ballhaus in der Straße Vieux-Versailles zu begeben, wohin er sich bereits verfügt hatte. Die Abgeordneten gingen sogleich dahin. — Hier thaten sie den theuren Eidschwur: „sich niemals zu trennen, und der Tyrannei und den Tyrannen selbst mit Gefahr ihres Lebens sich zu widersetzen.“

Es war unmöglich, daß der Hof bei seinem feindlichen Betragen, das er gegen den dritten Stand beobachtete, nicht alles, was ihn ausmachte, das ist, fast die ganze Nation gegen sich aufbringen mußte. Es war eine deutliche Erklärung, daß man ihn nur insofern zu dulden bereit sey, als er sich es gefallen ließe, die Maschine in der Hand des Hofes zu seyn. Denn war der König wirklich Willens, die Nationalversammlung frei handeln und beschließen zu lassen, so mußte er sich nicht in den Streit der drei Stände mischen, noch weniger aber so sehr ihn zum Nachtheil des dritten Standes entscheiden, und dazu Gewalt gebrauchen wollen.

Hätte nur eine mittelmäßige Politik das Kabinett des Königs geleitet, so hätte es von der großen entschiedenen Stimmung der Nation für ihre Abgeordnete den guten Gebrauch gemacht, sich an denselben anzuschließen, und gewiß würde dieses die ganze Nationalversammlung, die nichts weniger als die Abschaffung der Königswürde zur Absicht hatte, und dem monarchischen System gänzlich erge-

den war, selbst Robespierre und Danton nicht ausgenommen, auf der Seite Ludwigs des Sechzehnten erhalten haben, wie sie nachher, aller Verfolgungen, Intriguen, Mißhandlungen und Nichtachtung von seiner Seite müde, sich für den Prinzen von Orleans heimlich erklärten, dessen verächtlicher Charakter aber dieser Stelle nicht mehr werth war, als Ludwig XVI.

Wer den Charakter des französischen Volks zur Zeit der Monarchie kennt, dem wird es einleuchtend, daß der König alles würde gewonnen haben, wenn er dem dritten Stande sein Vertrauen und die Achtung geschenkt hätte, die doch wohl immer eine ganze Nation eher verdient, als zwei Kasten von privilegirten Menschen, die im Erbe eines Namens alle Vorzüge, und im Vorurtheil alle Achtung suchten, welche jeder vernünftige Mann bloß dem wahren Verdienste schenkt und schenken kann.

So aber scheint es, es ging dem Könige Ludwig dem Sechzehnten wie den Königen Azor und Ispandiar von Scheschian, die entweder nie, oder immer zuletzt

und zu spät erfuhren, was im Königreiche vorging. Es ist sonst unbegreiflich, wie der König durch seine Gemahlin, die Prinzen und die Minister sich zu Maaßregeln hätte können verleiten lassen, von denen es in die Augen sprang, daß sie Schavotte im Hintergrunde entweder für den König und seine Verhetzer, oder für die Abgeordnete der Nation errichteten, welchen nur derjenige entgehen könnte, der die stärkste Masse von Kraft auf seiner Seite hatte. Eben so leicht war es zu berechnen, daß die in der höchsten Gährung befindliche Nation ihre Stellvertreter nicht verlassen würde. Statt also, daß der König die königliche Sitzung vom 22sten auf den 23sten Junius verlegte, und hernach wirklich hielt, hätte er sie abbestellen, und den Ständen den Saal der Nationalversammlung öffnen, und sich selbst mit dem dritten Stande vereinigen sollen. Die ersten wären ihm gewiß gefolgt.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Ueber die französische Revolution.

Die königliche Sitzung vom 23sten Junius. Mirabeau's Antwort. Vereinigung der drei Stände. Neue Konspirationen des Hofes gegen die Nation, und des Herzogs von Orleans gegen den König. Mouniers Urtheil hierüber.

Fortsetzung.

Nie hat eine königliche Sitzung die königliche Autorität mehr kompromittirt, als die, welche den 23sten Junius wirklich statt fand. Die unbefangensten Schriftsteller dieser, so wie alle, welche sie ansahen, und die sie anging, beschreiben sie, wie einen Divan, von einem türkischen Despoten gehalten. Sie war der letzte Versuch des bereits in Agonie liegenden Despotismus, in welchem sich der König gegen die Stände des Reichs keiner andern Ausdrücke bediente als: Ich will; ich befehle; ich verbiete. Alle Rechte der Nation, die sie von Urvätern Ludwigs des Sechzehnten erhalten hatten, erklärte der König als eine Gnade und Wohlthat von seiner Seite. Er vergaß, daß bei dem Rechte der

willkührlichen Gewalt, das er sich anmaßte, die Stände eine überflüssige, ja thörigte Veranstaltung waren, die er ja allenfalls auch ohne sie hätte wollen, verbieten und befehlen können. Ludwig endigte seine ihm höchst verderbliche Rede mit dem Befehle: die Abgeordneten sollten sich trennen; jeder Stand sich in seine angewiesenen Kammern begeben.

Dies war einer der letzten Versuche des sterbenden Despotismus — ein Versuch, der die Pfeiler der königlichen Macht umstürzte, und sie selbst verächtlich machte. Schlag auf Schlag folgte die Zusammenstürzung der Ruinen der willkührlichen Gewalt. Der sklavische Adel und ein Theil der Geistlichkeit folgten diesem Befehle, um bald das nagende Mißvergnügen haben zu müssen, diesen Schritt zurückzuthun. Fest und standhaft blieben die Gemeinen, ihrer Macht bewußt, mit einem Theile der Geistlichen auf dem Platze. Mirabeau deploirte die ganze Stärke eines männlichen Charakters, und stürzte den Despotismus mit dem Nachdruck der Volksmajestät und Gewalt im Hintergrunde. Ohne ihn und seine

Entschlossenheit lag die Nation in neuen Ketten.

Der Groß-Ceremonien-Meister, Herr von Brezé, dessen Verstand es nicht zu fassen vermochte, wie man einem so stark lautenden Befehle ungehorsam seyn könnte, ging zu den Abgeordneten des dritten Standes, und erinnerte sie an den Willen des Königs. Mirabeau antwortete im Namen Aller:

„Ja, mein Herr! wir haben die Gesinnungen vernommen, welche man dem „Könige eingab. Sie aber, die Sie „sein Sprachorgan bei den Ständen nicht „seyn können; Sie, dem hier weder eine „Stelle, noch Stimme, noch Recht zu spre-„chen zukommt; Sie sind nicht in der Ei-„genschaft, uns seine Rede zu wieder-„holen. Um aber aller Zweideutigkeit „und jeder Verzögerung aus dem Wege zu „gehen, so erkläre Ich ihnen, daß, wenn „man ihnen aufgetragen hat, uns von hier „zu entfernen, sie Befehle einholen „müssen, Gewalt zu brauchen, denn „wir verlassen unsere Plätze nicht

„anders, als durch die Bajonette da-
„zu gezwungen."

Dieser Erklärung des Grafen von Mi-
rabeau stimmten alle gegenwärtige Abgeordnete
einmüthig bei. Mirabeau, der weiter sah,
und dem Hofe eben so sehr alles zutraute, was
verkehrt war, als er auf die Unterstützung des
Volks rechnen konnte, schlug sogleich vor, durch
einen Beschluß, die Abgeordnete der
Reichsstände für unverletzbar zu er-
klären. Dieser wichtige Vorschlag, groß in
seinen Folgen, und welcher die Hand des Des-
potismus völlig lähmte, wurde angenommen.
Entsetzen, Furcht und Besorgnisse ergriffen den
Hof, den Adel und den Ueberrest der
Geistlichkeit. Den andern Tag war bereits
die Mehrheit der Geistlichkeit zum
dritten Stande übergetreten. Den 25sten
vereinigten sich neun und vierzig Mit-
glieder des Adels, welche den Herzog
von Orleans an ihrer Spitze hatten, mit
demselben. Der König — bange wegen der
Folgen, welche seine unüberlegte Sitzung und
Rede bereits gehabt hatte, und wegen denen, die

sie noch haben könnte, schrieb jetzt an den Präsidenten des Adels und der Geistlichkeit, ermahnte sie, und überzeugt, daß diese Menschenklassen folgsamer und unterthäniger sind, befahl ihnen, „sich mit dem dritten Stande zu vereinigen.“

Die Geistlichkeit, ohnehin schon von der Mehrheit ihrer Glieder verlassen, befolgte den königlichen Rath und Befehl, der Stand des Adels indessen, welcher die Schwäche des Königs aus dem vor sich habenden Beispiele bemerkt hatte, schien sich widersetzen zu wollen. Wenigstens verlangte seine Arroganz und sein lächerlicher Hochmuth einen Titel, unter welchem es weniger auffallend war, daß er sich so weit wegwerfen konnte, sich mit einer ganzen Nation zum Besten des Staats zu vereinigen. Der Herzog von Luxemburg hatte indessen einen Brief des Grafen Artois bei der Hand, aus welchem er ihnen eine Stelle vorlas, worinnen der Prinz in der Angst seines Herzens glaubte, das Leben des Königs sey in Gefahr. Der Präsident hatte sie kaum verlesen, als der

Adel, „um das in keiner Gefahr schwebende Leben des Königs zu retten," sich unter den Befehl Sr. Majestät fügte. Man sieht, wie ein verzagtes Ding das Herz der Despoten ist, aus diesem Briefe des Exgrafen von Artois; oder wenn man lieber will, des Grafen von Artois in partibus infidelium. Trotzig so lange sie Nachgeben finden, verzagt und voll der übertriebensten Besorgnisse, glaubten diese Rathgeber des Königs, ihm und ihnen sitze das Messer bereits an der Kehle, und die Feigheit nöthigte sie nun zu einem Schritte, der Weisheit gewesen wäre und dem Könige die Herzen der ganzen Nation gewonnen haben würde, hätte er ihn freiwillig und aus gutem Willen gethan, ehe er seine königliche Sitzung hielt.

Kaum war die erste Furcht, der erste Schrecken der Feigheit vorüber, als die Rathgeber des Königs aufs neue gegen die Nation konspirirten, die sie so großmüthig geschont hatte. Die Freude in Paris über den gewonnenen Sieg ging in große Bewegungen über. Die Stadt wurde erleuchtet, dem Könige und der

Königin, die es in diesem Augenblicke gerade am wenigsten verdienten, und den patriotischen Männern ein Vivat gebracht — dafür beorderte der König den Marschall von Broglio aus Lothringen zu sich, und dreyßig tausend Mann, größtentheils ausländische Truppen, Schweizer, Irländer und Deutsche, welche sich zwischen Paris und Versailles lagern mußten. Noch wurden fünf tausend Mann erwartet, Lagerplätze und Batterieen waren abgesteckt und bezeichnet. Alle Straßen und alle Zugänge wurden mit Soldatenposten besetzt.

War es da ein Wunder, daß der König, welcher die Nationalversammlung und die Stadt Paris, jede von ihrer Seite, im Zaume halten und gleichsam belagern wollte, daß ein König, der lauter feindliche Anstalten gegen die Nation machte, ihr Zutrauen und das Vertrauen der Deputirten derselben völlig verlor? Die despotischen Rathgeber des Königs hatten dadurch nichts weiter als die gänzliche Niederlage der königlichen Gewalt vorbereitet, und die Abgeordneten größtentheils ge-

nöthigt, da sie die Königswürde nicht abschaffen wollten, Theil an Orleans Planen zu nehmen, welche Mirabeau ganz vorzüglich betrieb. Dies war ein Schritt des Hofes, wodurch er die Unzufriedenheit allgemein und dem Herzoge von Orleans es leicht machte, seine ehrgeizigen Absichten in Erfüllung zu bringen. Er würde glücklich alles erreicht haben, hätte er eben so viele Entschlossenheit des Geistes und Fähigkeit, Augenblicke zu benutzen, gehabt, als er sich durch Unwürdigkeit zu dieser Stelle zu gelangen, und durch Feigheit, auszeichnete.

Der Herzog von Orleans mißfiel dem Hofe, vielleicht verdiente er es — und wurde zur Zeit der Parliamente, wie wir bereits gesehen haben, verwiesen. Sein Charakter war verdorben und schlecht, und er schloß sich nicht aus Liebe zur guten Sache an, sondern um sich an dem Hofe zu rächen und ihn zu kränken. Man kann sich denken, bis zu welchem Grade die Erbitterung zwischen ihm und dem Hofe steigen mußte, gerade weil er ein Prinz war, von dem man so etwas am wenigsten vermuthen konnte. Er fing nun an,

weiter zu denken. Zur Sättigung der Rache kam noch das Gefühl des Ehrgeizes; beide bewogen ihn nach der höchsten Ehrenstelle der Lieutenance generale des Reichs oder der Statthalterwürde desselben, auch wohl gar nach der Krone zu streben. Er wußte Mirabeau in sein Interesse zu ziehen, indem er ihm die Premierministerstelle versprach. Dieses macht es erklärbar, warum ein Mann, wie Mirabeau, mit einem Elenden, wie Orleans war, gemeinschaftliche Sache machte. Er arbeitete im Grunde nur für sich, indem er einen Schattenkönig auf den Thron setzen wollte.

Mounier, ein Antiorleaniste, ob er gleich mit großer Heftigkeit oft erzählt, oft Fakta vorstellt, verdient doch im Allgemeinen Glauben, wo er seine Behauptungen auf Zeugen und Akten gründet; und ich führe ihn hier nur an, um den Zeitpunkt und die Gründe ins Licht zu setzen, welche die Revolution zum Ausbruch brachten.

Er sagt: „Ich will hier das Detail zweier Unterredungen im Monat Julius 1789. bekannt

bekannt machen, die ich den Herren Bergasse, Regnier, mir selbst und der Wahrheit verdanke. Während daß Paris mit Truppen umgeben war, gieng der Graf Mirabeau, von Herrn Dûroveray begleitet, auf die Herren Bergasse, La Fayette, Dûport und mich zu. Er bat uns, mit ihm in eins der Bûreaux zu gehen, wo er uns Nachricht gab, daß er Willens sey, die Nationalversammlung dahin zu bewegen, die Entfernung der Truppen zu verlangen. Noch war die Rede nicht davon, wie die Addresse an den König hierüber eingeleitet werden sollte. Wir alle waren seiner Meinung. Hierauf entfernte sich Herr von La Fayette, die andern aber setzten ihre Unterhaltung fort. Nachdem der Graf Mirabeau über die Nothwendigkeit, den möglichen Projekten des Hofes Hindernisse in den Weg zu legen, geredet hatte, sagte er uns noch Folgendes: Meine Herren! Gestern begegnete ich dem Herzog von Orleans, und sagte zu ihm: Monseigneur, Sie können nicht läugnen, daß es möglich ist, daß wir bald,

statt Ludwig des Sechzehnten einen Ludwig den Siebenzehnten haben können, und sollte dieses der Fall nicht seyn, so würden Sie wenigstens Lieutenant-General des Reichs seyn. Der Herzog von Orleans, meine Herren, antwortete mir sehr angenehme Sachen."

„Ich dachte über diese Ausdrücke des Grafen Mirabeau nach, und nachdem der König antwortete: Er habe nie die Absicht gehabt, die Freiheit der Nationalversammlung einzuschränken, und er sey erbötig, wenn ihr die geringste Unruhe über die Gegenwart der Truppen übrig sey, dieselbe nach Soissons zu verlegen; so entschloß ich mich jedem neuen Vorschlage deshalb zu widersetzen." Herr Mounier zeigt hier viel Leichtgläubigkeit und eine nicht große Urtheilsgabe; sonsten würde er so gut wie alle andere das Verfängliche, das diese Antwort enthielt, gemerkt und gefühlt haben. Pages zergliederte diese Antwort des Königs nach ihrem wahren

Sinne, wenn er folgendes davon sagt: „Die Unordnungen in Paris hatten aufgehört, alles war ruhig, wozu also diese vielfachen Läger, diese Legionen, diese fremde Soldaten? Wozu diese drohende Zurüstung einer bewaffneten Macht?“ Hier könnte man dem Herrn Pages allenfalls antworten: Um künftig möglichen Unordnungen vorzubeugen. Aber so hatte der Hof in der königlichen Sitzung von 23sten Junius seine Absichten gegen die Nationalversammlung des dritten Standes nur zu deutlich merken lassen; Herrn von Epremesnil's Vorschlag, die Stände aus einander gehen zu lassen, war kein Geheimniß mehr, und Pages fährt mit Recht zu fragen fort: wozu dieses Alles? Man schloß die Reichsstände ein, wie eine belagerte Stadt. Die Versammlung erkannte endlich den Umfang der Gefahr. Sie häufte endlich ihre Vorstellungen und Addressen wegen Entfernung der Truppen, deren Gegenwart nur die Hauptstadt und die Provinzen in Unruhe setzen, und der Freiheit der Berathschlagungen Zwang anlegen konnte. Der König that statt aller Antwort das An-

erbieten: „die Stände nach Nojon oder nach Soissons zu verlegen, und sich für seine Person nach Compiegne zu begeben;" eine zweideutige Antwort, die zugleich einen bittern Spott enthält, und in den Augen auch der Eingenommensten, die Falschheit des Charakters des Königs beweiset. Herr Sabattier, Glied des pariser Parlaments, durchsah die Treulosigkeit und falsche Güte Ludwigs XVI. sehr wohl, als er zu seinen Mitkollegen sagte: Ich habe den Charakter des Königs genau beobachtet, Sie können ihn für einen zweiten Ludwig den Eilften ansehen."

Aber nicht nur das, was Herr Sabattier hier äußerte, sondern mehr noch die Rede, welche Mirabeau hierüber in der Nationalversammlung hielt, beweist, wie blind Herrn Mouniers Vertrauen in den Hof war. „Uns, sagte er, nach Nojon oder nach Soissons versetzen, würde eben so viel seyn, als uns zwischen zwei oder drei Korps von Truppen stellen; zwischen die, welche Paris umgeben, und die, wel-

che man aus Flandern oder Elsas auf uns würde anrücken lassen ꝛc." Es wäre noch ein dritteres gedenkbar gewesen, was aber nicht mehr Aufrichtigkeit in die königliche Anerbietung bringen konnte. Dies konnte die Absicht seyn: die Stände aus der Nähe von Paris zu entfernen, um sie des Beistandes der Bürger und Einwohner der Hauptstadt zu berauben, der allein der königlichen Gewalt über die Nationalversammlung Schranken setzte.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Ueber die französische Revolutionen. Fortsetzung. Betragen des Königs. Konspiration des Hofes gegen die Nation.

Herr Mounier erzählt uns ferner, daß er aus Besorgniß einen zu ernsthaften Krieg zwischen der Autorität des Königs und jener der Nationalversammlung anfachen zu helfen sich Mirabeau's Vorschlägen widersetzt habe. Er

habe diesen Streit für einen Theil so gefährlich gehalten, wie für den andern. Er habe deshalb mit mehrern Deputirten gesprochen, und es dahin gebracht, daß man mit der Antwort des Königs zufrieden war. Mirabeau habe aber deshalb nicht weniger seine Bemühungen, eine zweite Addresse zu Stande zu bringen, fortgesetzt, und deshalb ihn in ein Büreau rufen lassen, wo sie bereits Büzot und Robespierre vorfanden. Hier habe er sich bemüht, ihn zu bewegen, die Opposition gegen seinen Vorschlag fahren zu lassen. Er habe aber fest dabei beharret, und ihm bezeugt, wie sehr ihn die Schritte beunruhigten, welche man in Paris machte, um die Soldaten zum Abfalle zu bewegen; daß ihm die erste Addresse schon hinlänglich scheine, um die Regierung zu überzeugen, daß man sie und ihre Plane mit scharfem Auge beobachte; daß verschiedene Ausdrücke der ersten Addresse gar sehr geeignet wären, das Militair zu verleiten; daß eine zweite die Gefahr nur vergrößern müsse, daß ein ehrgeiziger Prinz nach reichlichen Geldspendungen in der Armee erscheinen, und vermittelst derselben sich des Thrones bemäch-

tigen könnte. Mirabeau habe ihm darauf geantwortet: Aber guter Mann, der sie sind, ich bin gewiß eben so stark wie sie für das Königthum, aber was ist daran gelegen, ob wir einen Ludwig den Siebenzehnten anstatt des Sechzehnten haben, und was sollen wir mit einem Bambino machen, der uns beherrscht?

So viel ist unläugbar, daß das Betragen des Königs die Projekte von Orleans, „ihn des Throns zu entsetzen," mächtig beförderte; daß die Belagerung der Nationalversammlung und der Hauptstadt den größten Theil der Deputirten vom Könige abwendig machte, und zur Parthei des Herzogs übergehen ließ; daß der König ferner übel bedient war, weil er es nicht hindern konnte, daß die Armee, die er gegen die Nation beordert hatte, durch Geschenke, Ausbreitung von Grundsätzen der Freiheit u. s. w. von ihm abwendig, und für die Nation günstig gemacht wurde. Es ergab sich, daß der Hof zwar die Mittel des Despotismus kannte, aber

sie nicht anzuwenden verstand; daß er endlich alles gethan hatte, sich selbst ins Verderben zu stürzen, da doch seine Absichten dahin gingen, dieses gegen die Nation zu thun.

Es ist dem unbefangensten Beobachter deutlich, daß alles, was der Hof that, zugleich den Stempel der schlimmsten Absichten „zu Erhaltung des Despotismus“ und folglich zu Unterdrückung der Nation und ihrer unverjährbaren Rechte geschah. Deutlich — daß der Hof mitten in der Nothwendigkeit, die Mittel zu benutzen, feig und ohne Entschließung war; und daß er selbst in dem letzten Versuche vom 14ten July 1789. mit einer Unachtsamkeit zu Werke ging, und mit einer Uebereilung, woran seine Plane scheiterten.

Der König hatte nicht nur keine Rücksicht auf die Addresse der Reichsstände, die Truppen zurückzuziehen, genommen; nicht nur durch eine falsche Antwort sie gehöhnt, sondern überdem nach dem Rathe der Königin, der Prinzen und der ganzen Hofparthei die Nacht vom 14ten zum 15ten Julius zum Angriffe der Stadt Paris festgesetzt. Diese

Hauptstadt fing an Mangel an Brodt zu leiden. Eine künstliche Hungersnoth sollte sie aufs Aeusserste bringen. Die Verschwornen konnten ihre Freude nicht mehr verbergen, und sprachen laut und frohlockend vom guten Erfolge ihres schändlichen Unternehmens. „Die Aristokratie,“ sagt Pages, „war übermüthig und vorlaut; sie zweifelte nicht, daß ein Pöbel, den sie verachtete, nicht durch einen der berühmtesten Generale, und durch ein Heer, damals funfzig tausend Mann stark, mit leichter Mühe sollte zerschmettert werden können.“

Diese Unbesonnenheit, so wie die Wachsamkeit der Nation, vereitelten alle Mordplane der Feinde des Volks. Eben die Tage, die dazu bestimmt waren, die Nation zu unterjochen, wurden die Tage der Revolution und der Befreiung von Millionen. Der Graf von Artois, den man als den wüthendsten Volksfeind und als die Seele aller Komplotte gegen die Nation gemeinschaftlich mit der Königin anzusehen hat, übereilte und verdarb seine und des Königs Sache unwiederbringlich. Herr Nekker hatte bei allen Fehlern, die er besaß, auch

Tugenden, die ihn wichtig und einigermaßen zum Abgott der Nation machten. Er glaubte vorerst, daß die Nation nicht jene ungeheure Abgaben, die fast unerschwinglich waren, darum zusammenbringe, daß sie die Königin, der Graf Artois, die andern Prinzen, und die Polignacs und Konsorten in ausschweifenden Bachanalien und Orgien zu Klein Trianon und anderwärts auf die schändlichste Weise verschwelgen könnten. Aber Ungeheuer, welche so weit alle Schaam verloren haben, sich vom Schweiße der Arbeiter und Bürger allen Ausschweifungen zu überlassen, vor deren Erzählung der Schriftsteller erröthen würde, konnten einen Mann nur hassen, der ihren schändlichen Ausschweifungen durch eine weise Oekonomie Grenzen setzte. Ferner hatte Herr Necker mit dem Zutrauen der Nation auch einen sehr großen Kredit, durch welchen allein es möglich wurde, jene Anleihen zu Stande zu bringen, wodurch er der Nation außerordentlich half. Dieses alles machte ihn bei diesem sardanapalischen Hofe zum Gegenstande des außerordentlichsten Hasses, und einer Rache, die aber glücklicher

Weise auf die Köpfe ihrer Urheber zurück wirkte.

Der Graf von Artois, dem es zu lange dauerte, seine und der Königin Rache bis zum Tage des Ausbruchs des Komplotts gegen die Nation aufzuschieben, bewog in seiner ungestümen Ungeduld den König, diesen Minister bereits den 11ten Julius zu entlassen, und ihm den Befehl zuzuschicken, binnen vier und zwanzig Stunden heimlich und auf das geschwindeste Frankreich zu verlassen. „Dies war das zweitemal, daß der König Herrn Necker verabschiedete, und er wußte, wie lieb er der Nation war."

Dieses beweist nur allzusehr den bösen Willen des Königs gegen die Nation und Herrn Necker. Es beweist, wie wenig Fähigkeit Ludwig der Sechzehnte zum Regieren hatte. Necker war der einzige Finanzminister, durch dessen Kredit noch Anleihen bewirkt werden konnten. Der König konnte vorher sehen, daß durch die Beleidigung des Volks, das alleine Herrn Necker

sein Vertrauen schenkte, indem er ihn destituirte, auf einmal alle Quellen aus der Nation stille stehen mußten. Unmöglich konnte der mittelmäßigste Mensch von Verstand dieses nicht einsehen, da es so deutlich da lag. — Und was für ein Mittel blieb nun dem Könige übrig, nachdem er das Einzige, das immer und allein geholfen hatte, von sich warf? — was anders als die bewaffnete Macht, durch welche er die Nation zwingen konnte, ihre Seckel zu öffnen? Dieses giebt den deutlichsten Beweis von den gewaltthätigen Absichten des Hofes auf die Rechte und Freiheit der Nation, denn ohne diese bot das ganze Königreich kein Mittel mehr dar, weil die Nation sich deutlich genug erklärt hatte, daß sie nur Herrn Necker ihr Vertrauen schenken wolle.

Diese despotische Absicht des Königs beweist noch deutlicher die Formirung eines Konseils des Königs aus den Herrn von Breteuil, Foulon, Lagalesiere, Laporte und dem Marschall von Broglio, nach der Entlassung Neckers. Fast alle diese waren höchst ausschweifende Menschen, und be=

sonders war Foulon der nichtswürdigste Räuber. Noch mehr wie Rapinat in der Schweiz drückte er Deutschland in dem Kriege mit Preußen, und wenn es auch übertrieben seyn sollte, daß sie gesagt hätten: „Man müsse Paris wie eine Wiese abmähen, und es ausplündern lassen,“ so sieht man doch, welcher Meinung man diese Despotenknechte fähig hielt.

In seiner Lage konnte der König nur dann der Nation Herrn Necker vergessen machen, und Beweise geben, daß er seine Minister nicht gegen die Nation zu gebrauchen gedenke, wenn er populäre Männer zu diesen Posten wählte. Ohne gewaltthätige Plane auf das Volk, auf deren glücklichen Ausgang man mit überzeugter Gewißheit rechnete, wäre es unmöglich gewesen, daß der König eben so viele Feinde der Nation um sich her versammelte, als er Minister hatte: unmöglich konnte er zugleich von der Nation Abhelfung des Deficits erwarten, und sie dadurch höhnen, daß er solchen schlechten Menschen das Geschäfte hiezu auftrug. Dieses geht über alle Grenzen der Dummheit,

und kann unmöglich vom Hofe Frankreichs, der immer der feinste in Politik rc. war, gedacht werden. — Aber dann ist auch der böse Wille des Königs erwiesen; dann fängt er wirklich in unsern Augen an, ein Ludwig der Eilfte zu werden; dann waren die Besorgnisse der Nationalversammlung gerecht, und die Furcht des Volks gegründet.

Man möchte sagen, die Rüstungen des Königs gingen gegen die Konspiration des Herzogs von Orleans. Hierzu brauchte es damals noch keiner Armee, denn sie fing zu dieser Zeit erst an, Konsistenz zu erhalten; und wenn der Hof keine Gefahr dabei sah, Herrn Nekker, dem die Nation mit unglaublicher Liebe anhieng, zu entfernen; was konnte ihn hindern, dasselbe mit Orleans zu thun, der sich erst die Anhänglichkeit der Vorstädte mit baarem Gelde erkaufen mußte? Man urtheile noch so uneingenommen, so kann man nicht läugnen, daß Ludwig der Sechzehnte dieselbige Plane gegen die Nation hatte, welche Karl der Neunte gegen die Reformirten ausführte; und daß die Massacre und Plünderung

von Paris, die Vernichtung der National-versammlung und ein Bürgerkrieg bei Hofe beschlossen waren. Daß übrigens diese Plane keine Hirngespinnste der antiroyalistischen Parthei waren, erklärt die vorhergegangene Erklärung des Ministers von Brienne, und die grausamen und kalten Worte, die er Jemandem sagte, der ihm die Bedenklichkeit vorlegte: Es könnte aber leicht ein Bürgerkrieg entstehen — Sie waren diese: „Wir haben darauf gerechnet."

Bei so vielen Zeugnissen, wer kann da noch an der Wahrheit der blutdürstigen Plane zweifeln, die von einer stolzen, grausamen, wollüstigen, gehaßten Königin, und von einem, wo möglich, noch schlechtern Prinzen von Artois, und von solchen Scheusalen, wie die Polignacs waren, geleitet wurde, und einem Könige wenig Nachdenken kosteten, dessen Herz verdorben und zugleich boshaft war. Von dieser letzten Eigenschaft erzählt Herr Pages einen Zug, der sehr beweisend ist. *)

*) Pages geheime Geschichte der Revolution 1. Band. S. 81. Note.

War es vielleicht die Absicht des Hofes, das Volk zum Aufstande zu reizen, um einen scheinbar gerechten Titel zum beschloßnen Blutbade des 14ten Julius zu erhalten; oder war es Unbesonnenheit? Gleichviel, die Wirkungen der Entfernung des Herrn Neckers machten die höchste Sensation, so wie sie bekannt wurde. Alle vernünftige Beurtheiler sahen darinnen einen redenden Beweis, wie wenig der König nach der Zufriedenheit der Nation fragte; wie gleichgültig es ihm sey, dieses Volk zu beruhigen; wie stark sein Entschluß durch den strengsten Despotismus zu herrschen gereist habe. Es war die formellste Kriegserklärung gegen ein Volk, das, eifersüchtig auf seine Rechte, es nicht mit gleichgültiger Ruhe ansehen konnte, daß man sie so offenbar zu zernichten strebte. Man entreißt niemand seinen Liebling, so lange man nicht eifersüchtig gegen ihn ist. Man zerschlägt seine eigene Stütze nicht, wenn man nicht auf Willkühr einen Thron bauen will, und diese für jeden Preis zu erkaufen bereit ist. Man versammelt nicht die verhaßtesten Blutigel um sich her, wenn man sein Volk schonen will; nicht die

Geyer

Geyer und Habichte, oder die Räuber und Diebe, wenn man ihnen nicht das Vermögen des Staats zur Beute überlassen will. Man zieht nicht die Feinde der Nation auf die höchsten Stufen des Reichs und der Macht, wenn man die Nation liebt, achtet, ehrt, oder ihren Beifall wünscht. Man insultirt sie nicht durch die stärksten Drohungen sie umlagernder Heere; nicht durch Kriegsgeschrei und Ankündigungen von Greueln der Plünderung, wenn man den Frieden wünscht. Dies alles ist Herausforderung der Nation gegen den Despotism, und das Sinken einer Parthei ihre nothwendige Folge.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Ueber die französische Revolutionen. Fortsetzung. Der vierzehnte und funfzehnte Julius.

Auch ließ die Nation diese Herausforderung nicht ungeahndet — ich will hier den angeführten Schriftsteller reden lassen. Er sagt: „Sobald man zu Versailles und Paris erfuhr,

daß der König den 11ten verweigert habe, die Truppen zurückzuschicken, und daß den 12ten Herr Necker den Befehl erhalten hatte, abzureisen, so gingen allen die Augen auf. Man zweifelte nicht länger an dem, was man muthmaßte, und sahe alles voraus, was man zu erwarten hatte. Die Bewegung, besonders in Paris, war unermeßlich. Der Franzose, dessen entzündbare, lebhafte und flüchtige Leidenschaften sich mehr nach außen in Handlungen und Worten äußern, als sich in ihm verschließen, um eine dumpfe Gährung zu erzeugen, war in diesem Augenblicke sich nicht ähnlich, so sehr hatten ihn diese Nachrichten niedergeschlagen und gleichsam versteinert. Demjenigen, welcher sie zuerst überbrachte, wurde nicht geglaubt, und er mußte seinen Eifer theuer bezahlen. Eines riß sich von dem andern los; man trennte sich; man zerstreute sich unvermerkt, ohne ein Wort zu sagen. Endlich verbreitete sich diese unglückliche Neuigkeit in dieser volkreichen Stadt, und flog von Mund zu Munde. Man vernahm zu gleicher Zeit die Ernennung eines Prinzipal-Ministers, der durch seine despotischen Grund-

säße und seinen heftigen Charakter verhaßt war. Man versammlete sich; es strömte im Palais-Royal durch alle Thüren herein. Die Kaffeehäuser füllten sich. Die Redner stellten sich auf Stühle, stiegen auf die Bäume in diesem Garten, und erhoben ihre Stimmen. Nun fing ohne Anführer, ohne Absicht, ohne Entwürfe, bloß durch die Macht der Umstände, die unglaublichste und erstaunlichste der Revolutionen, die fruchtbarste an politischen Wundern, so wohl im Guten als im Bösen, zu wirken an. — —

An zweimal hundert tausend Bürgerliche, welche außerhalb Paris sich an diesem Tage ergötzten, kamen gegen Abend zurück, und fanden die Stadt in Aufruhr. In den Straßen fuhren Kanonen; sie waren angefüllt von Soldaten und Volk; die Barrieren waren bereits weggebrannt. Schon würgten die fremden Soldaten unter der Anführung des verächtlichen Prinzen Lambesc, weil einige vom Volk mit Steinen nach ihnen geworfen hatten. Dieser Held selbst wagte die große That, einen alten unbewaffneten Greis, der ruhig spatzieren ging, mit einem Säbelhiebe

zu verwunden. Die Büsten des Herrn Nekkers und des Herzogs von Orleans, welche das Volk herumtrug, werden von dem Regiment Royal-Allemand ohne Pardon niedergesäbelt; und mehrere Personen verwundet. Auf einmal hörte man einen Kanonenschuß; die Sturmglocke wurde gezogen, und ganz Paris griff zu den Waffen gegen die Meuchelmörder.

Die französischen Garden waren die ersten, die sich zeigten, und einen regelmäßigern Gang entwickelten; sie gaben auf eine gewisse Art der Revolution die erste Bewegung. Die Schweizergarden, Detaschements fremder Reuterei, und besonders Deutsche, besetzten verschiedene Posten. Gegen neun Uhr Abends gingen die französischen Garden ohne Erlaubniß ihrer Officiere aus ihren Kasernen, und versammleten sich in Menge auf den Boulevards. Hier rückten sie in geschloßnen Gliedern vor, griffen einen Theil des Regiments Royal-Allemand an, tödteten drei Reuter auf die erste Salve. Es schien, daß in den Angriffsplanen von Versailles eben so

wenig Verabredung und Uebereinstimmung war, als in den Vertheidigungsplanen von Paris. Alles schien auf gut Glück, und so, wie es der Zufall mit sich brachte, zu marschiren. Vielleicht hatten auch die Truppen des Hofes, besonders die Vorposten, keinen Befehl, zu feuern, als auf ein verabredetes Zeichen, und wenn alle zugleich den Angriff thun könnten. Also sahen sich diese braven Reuter von Royal-Allemand, die überdem nicht stark waren, von den französischen Garden angegriffen, hielten ihr Feuer mit Unerschrockenheit aus, und feuerten nicht wieder. Sie zogen sich nach dem Platz Ludwigs des Funfzehnten zurück, wo der größte Theil ihres Regiments, nebst einigen Dragonern und Husaren, und einem Korps Schweizer, sich befanden.

„Gegen eilf Uhr Abends begaben sich die französischen Garden nach dem Palais-Royal an der Zahl zwölf hundert, beredeten sich unter sich, und beschlossen, ohne Offiziere und Geschütz sich nach dem Platze Ludwigs des Funfzehnten zu begeben, um die regulairen Truppen, welche denselben besetzt hat-

ten, von da zu vertreiben. Der Sieg war nicht blutig. Die Truppen auf dem Platze hielten nicht für gut, daselbst mehr Widerstand zu thun, als auf den Boulevards. Sie zogen sich nach Versailles zurück, und ihrem Beispiele folgten alle regulaire Truppen, die in der Stadt waren. — Indessen vermehrte sich der Hunger zu Paris, welches von einer Armee von dreißig bis vierzig tausend Mann blokirt war. — — Vielleicht war dieses die Absicht des Hofes. Vielleicht wollte er Paris durch Hunger bezwingen, ohne den Zufall und ohne den Vorwurf, es mit gewaffneter Hand angegriffen zu haben? Vielleicht, denn alles ist glaublich, wollte er auch nicht eher Truppen nach Paris, unter dem Vorwande, die Ordnung daselbst wieder herzustellen, marschieren lassen, als bis Raub und Todtschlag, welche innerhalb dieser großen Stadt unvermeidlich schienen, ihm dieselbe ohne Widerstand und ohne einigem Verdacht von Theilnahme würden überliefert haben."

Indessen hatten die Wahlherren, welche die Abgeordnete von Paris zu den Ständen

erwähltten, die glückliche Idee, alle Bürger der Stadt zu versammlen, und sie zur Vertheidigung ihres Eigenthums in den sechzig Distrikten zu vereinigen, wo vier Monate vorher die Wahlen geschehen waren. Herr von Mirabeau hatte seit einiger Zeit den Ständen vorgeschlagen, Bürgermilizen zu errichten, um jede Ausschweifung zu unterdrücken und für die Sicherheit von Paris zu wachen. Sein Vorschlag war nicht durchgegangen. Bei dieser Gelegenheit wurde diese Idee ein Lichtstrahl, und rettete Paris. Diese Stadt hatte zweimal hundert tausend Arme, die im Stande waren, sich zu vertheidigen, aber es fehlte an Chefs, sie anzuführen. Auf das Wort eines braven Bürgers übernahmen die Wahlherren mit Gefahr ihres Lebens die Stellen der Befehlshaber, und die Bürger gehorchten ihnen. Es war die höchste Zeit. Schon ließen sich Räuber vom drückenden Bedürfniß des Hungers, von Mangel und Theurung des Brodts gereizt, seit langer Zeit spüren, verfolgten die wahren oder nur vorgeblichen Aufkäufer, und verwüsteten das Kloster Saint-Lazare. Man jagte sie her-

aus. Die Sturmglocke ertönte. Jeder begab sich in seinen Distrikt, um sich aufzeichnen zu lassen. Man setzte den Gemeinderath ab, um daraus einen neuen zu bilden. Allein die große Schwierigkeit war, „zweimal hundert tausend Bürger zu bewaffnen?“ Man nahm den Waffenschmieden alle Flinten weg. Man schmiedete Degen, Piken und Werkzeuge aller Art. Die Rüstkammer wurde erbrochen. Ein jeder nahm von den alten Gewehren, welche da aufbehalten wurden, mit weg, was er brauchen konnte. Die französischen Garden, an der Zahl etwa drei tausend, führten die Bürger an, und theilten sich in verschiedene Korps. — Es dauerte nicht vier und zwanzig Stunden, und sechzig tausend Mann waren bewaffnet.

„Die Wahlherrnversammlungen und die Ausschüsse waren permanent, das ist: sie arbeiteten Tag und Nacht mit nicht zu ermüdendem Eifer, Unterhaltungsmittel zu versichern, und Ordnung ins Innere so vieler Unordnung zu bringen. Herr de la Salle wurde zum Kommandanten ernannt. Man hatte anfangs

grüne Kokarden aufgesteckt; man verbrannte sie aber wieder aus Haß gegen den Grafen von Artois, weil man sich erinnerte, daß dieses die Farbe seines Hauses wäre. Bänder von Rosa und Blau, den Farben der Stadt, wurden zu auszeichnenden Merkmalen der Soldatenbürger und Bürgersoldaten angenommen."

„Noch fehlte es vorzüglich an Flinten und Munition. Wiederholte Gesandtschaften verlangten von dem Prevot der Kaufleute, er sollte die Waffen vertheilen, welche sich in den öffentlichen Niederlagen befänden. Der Prevot, Herr von Flesselles, war verschwenderisch mit Versprechungen, erfüllte aber nicht eine. Er brachte im Gegentheil die Gemüther auf, indem er unrichtige Anzeigen von Waffen und von geringen Vorräthen verfälschten Pulvers gab. Indeß war der Augenblick dringend, und nun ergriff die Parthei sich Waffen um jeden möglichen Preis zu verschaffen. Mehr als dreißig tausend Menschen nahmen ihren Zug nach den Invalidenhause. Der Gouverneur hatte Soldaten und Geschütz; hätte

vor seiner Ergebung Tausende von Bürgern niederstrecken können; allein er würde zuletzt seyn übermannt worden. Das Volk hatte für ihn und die alten Krieger Achtung. Der bewaffnete Hause drang hierauf durch alle Ausgänge ein, bemächtigte sich der Kanonen, durchsuchte die Gewölber, und entdeckte ungefähr fünfzig tausend Kugelbüchsen, Säbel, Flinten und Piken. Dieser Haufe wurde sogleich durch die französischen Gardesoldaten zu einem Kriegsheere umgeschaffen, und sie wurden ihre Officiere."

„Man beschäftigte sich bald mit einem wichtigen Entwurfe. Man sprach von nichts Geringerem als: „die Bastille wegzunehmen" — — dem Herrn de Launay, einem würdigen Minister des Despotismus, war die Bewachung der schauderhaften Thürme der Bastille übertragen. Außer sich bei dem bloßen Namen „der Freiheit," zitternd, mit den Thränen seiner Opfer, jenes Gold, den Gegenstand seiner Begierden, und den Lohn ihrer Qualen vertrocknen zu sehen, versahe der geizige und niederträchtige Satellit der Tyrannei

sich seit lange schon mit Waffen und Kanonen. Er beschäftigte sich unaufhörlich mit Mitteln zur Vertheidigung. Funfzehn Kanonen waren auf den hohen Thürmen der Bastille; und drei Feldstücke, die im großen Hofe vor dem großen Eingange aufgepflanzt waren, machten den auffallendsten und fürchterlichsten Anblick. Vier hundert lange Feuergewehre; vierzehn Kisten mit Kugeln von verschiedener Größe; Funfzehn hundert Kartätschen, und zwei hundert und funfzig Fässer Pulver, jedes von hundert fünf und zwanzig Pfunden, machten seine Munition aus. Dieses war der Zustand seiner Stärke am Dienstage den 14ten Julius."

„Allein die zu große Sorge für Kriegsvorräthe hatten verursacht, daß er den Mundvorrath vergessen hatte. Dieser bestand bloß in zwei Säcken Mehl und etwas wenigem Reis. Er hatte kein anderes Wasser, als dasjenige, welches ihm einige Röhren eines auswendigen Wasserbehälters zuführten; eine sehr schwache Quelle, der man ihn leicht berauben konnte. Die Anzahl seiner Truppen bestand in

achtzig Invaliden-Soldaten und zwei und dreißig Schweizern. Das Schloß der Bastille war mit acht großen runden Thürmen flankirt, deren Mauren gegen sechs Fuß dick waren. In Frühstunden des 14ten Julius kamen verschiedene Deputirte, den Gouverneur um Waffen und Frieden zu bitten. Er versicherte sie von seinen guten Gesinnungen, und nahm sie im Gouvernementshause auf, nachdem er dem Volke Geisel für ihre Sicherheit gegeben hatte. Ein großer Theil vom Generalstabe war der Meinung, keine feindseligen Maaßregeln zu nehmen. Er aber war dafür, Gewalt zu gebrauchen."

„Indessen flogen vom Morgen des Tages, da die Bastille weggenommen wurde, die Worte: nach der Bastille; wir marschieren nach der Bastille, von Mund zu Munde, und hallten von einem Ende der Hauptstadt zum andern wieder. Herr Thüriot de la Rosiere, der vom Distrikte zum Gouverneur abgeschickt wurde, begab sich sogleich, von zwei Bürgern begleitet, dahin. Diese mußten an der ersten Brücke stehen bleiben. Er ging allein hin-

ein und sagte: „Ich komme im Namen der Nation, Ihnen vorzustellen, daß die Kanonen, die man auf den Thürmen der Bastille aufgepflanzt sieht, viele Unruhe erregen, und in Paris Lärm verbreiten; man bittet Sie, sie herunter bringen zu lassen." „Dieses ist nicht in meiner Gewalt, erwiederte der Gouverneur. Diese Stücke sind zu allen Zeiten auf den Thürmen gewesen, und ich kann sie nicht herunterbringen lassen, als vermöge eines Befehls vom Könige. Bereits von den Beunruhigungen unterrichtet, die sie in Paris verursachen, habe ich sie zurückziehen und aus den Schießscharten bringen lassen." Eine abgeschmacktere Antwort konnte Herr de Launay wohl nicht leicht geben. Wollte er damit sagen, er habe keine Absicht, sie gegen Paris zu gebrauchen, so konnte er sie auch herabbringen lassen, und bedurfte er für das Letztere einen Befehl, so mußte er ihn auch für das Erstere abwarten. Denn die Kanonen standen gewiß nicht darum oben, daß sie nicht sollten gebraucht werden, wenn es Noth

thäte, oder es war gleichgültig, sie herabzubringen. Herr de Launay wußte vermuthlich nicht, was er sagte.

„Der Abgeordnete, welcher mit Mühe die Freiheit erhielt, in den innern Hof zu gehen, forderte die Officiere und Soldaten auf, im Namen der Ehre und des Vaterlandes, die Richtung der Kanonen verändern zu lassen, und sich zu ergeben. Alle, auf die Aufforderung des Gouverneurs selbst, schwuren, keinen Gebrauch von ihren Waffen zu machen, wofern man sie nicht angriffe. Herr de la Rosiere stieg hierauf mit Herrn von Launay auf die Thürme. Da sie auf die höchste Stelle desjenigen gekommen waren, welcher das Zeughaus beherrscht, entdeckten sie eine unermeßliche Volksmenge, welche von allen Seiten herbeieilte, und die Vorstadt Saint-Antoine, welche in Masse anrückte. Der Gouverneur erblaßte, und faßte den Herrn de la Rosiere an dem Arme. „Was machen Sie, mein Herr? sie miß„brauchen einen geheiligten Namen, um mich zu „hintergehen.“ Und Sie, mein Herr! versetzte Herr de la Rosiere, wenn Sie in

diesem Tone fortreden, so erkläre ich Ihnen, daß einer von uns beiden bald in diesen Graben hinabstürzen wird. Der Gouverneur schwieg.“

„Hierauf kam die Schildwache, welche auf eben diesem Thurme war, und sagte ihnen, daß man Anstalten mache, die Wohnung des Gouverneurs anzugreifen, und beschwor Herrn de la Rosiere, sich zu zeigen. Dieser trat an den Rand. Zahlreiche Beifallszurufungen kamen aus dem Garten des Arsenals. Er warf hierauf einen Blick auf die Kanonen. Man hatte sie ungefähr vier Fuß von den Schießscharten zurückgezogen, er bemerkte aber, daß ihre Richtung noch eben dieselbe sey, und daß man sie verdeckt hätte. Da er fürchtete, die kostbarsten Augenblicke zu verlieren, so nahm er den Entschluß, sich zurück zu begeben, zuerst nach seinem Distrikte, hierauf nach dem Stadthause. Eine sehr ansehnliche Menge von Bürgern kam dann, und stellte sich vor die Bastille; und verlangte Waffen und Kriegsmunition. Herr de Launay nahm sie an, und befahl, die erste Zugbrücke niederzulassen, um sie zu emp-

pfangen. Die Entschlossensten traten hervor, um ihm die Ursache ihrer Sendung bekannt zu machen; aber kaum waren sie in den ersten Hof eingetreten, als die Brücke aufgezogen wurde, und ein Lauffeuer aus Flinten einen Theil dieser Unglücklichen niederstreckte, die sich weder vertheidigen noch retten konnten. Die, welche sie aussen erwarteten, und von einer so niederträchtigen Treulosigkeit aufgebracht waren, liefen sogleich nach dem Stadthause, um Nachricht zu bringen, und wegen dieser Unmenschlichkeit Rache zu fordern."

„Sogleich stürzte sich eine ungeheure Menge, mit Flinten, Säbeln, Degen und Hacken bewaffnet, in die auswendigen Höfe. Zu gleicher Zeit stiegen zwei Männer, deren einer Louis Tournay hieß, ein alter Soldat vom Regimente Dauphin, auf das Dach des Wachhauses, welches zur Seite der Zugbrücke war. Der brave Tournay stieg allein in den Hof der Gouverneurswohnung, und ging in die Wachstube, um die Schlüssel zur Zugbrücke zu holen. Da er solche nicht fand, forderte er eine Hacke, zerbrach die Riegel und Schlösser, indeß man

von

von der andern Seite arbeitete, die Thüren einzuschlagen. Der Haufe der Belagerer vermehrte sich von Minute zu Minute um die Zugbrücke. Das Volk warf sich haufenweise in den Hof des Gouvernementshauses, und begab sich nach der zweiten Brücke, um sich ihrer zu bemächtigen, indem es ein Flintenfeuer auf den Trupp machte. Dieser antwortete durch ein lebhaftes und unterhaltenes Feuer, welches die Belagerer zwang, sich in Unordnung zurückzuziehen. Dieser Angriff dauerte eine Stunde lang, als man von der Seite des Zeughauses das Schlagen einer Trommel und großes Schreien vernahm."

„Man sahe in eben dem Augenblicke eine Fahne, die von einer großen Anzahl bewaffneter Bürger begleitet wurde. Ein großer Trupp rückte nun gegen den Hof des Gouvernementhauses an, und rief den Feinden zu, mit dem Feuern einzuhalten, weil es Abgeordnete wären vom Stadthause, die mit dem Gouverneur sprechen wollten. Sogleich errichtete man eine weiße Fahne, auf der Platte-Forme der Thürme. Auf diese freundschaftliche Einladung gingen die Abgeordneten vorwärts. Ein Mann aus dem

Volke machte sie auf eine Kanone aufmerksam, welche in einer Maueröffnung hervorgerückt und auf sie gerichtet wurde.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Fortsetzung.

„Einer der Abgeordneten, Herr Francontai, ging allein vorwärts mit dem Tambour und der Fahne, ohngeachtet der wiederholten Bitten der Menge, welche ihn beschwor, nicht weiter zu gehen. Der unerschrockne Patriot aber nöthigte sie gleichfalls lebhaft, daß sie selbst sich entfernen möchten. Sie weigerten sich, ihn zu verlassen, und folgten ihm auf dem Fuße. Die Belagerten machten ein Flintenfeuer auf ihn, welches zwei Menschen an seiner Seite zu Boden streckte. Nun führten die Belagerer wüthend drei Fuder Stroh an das Gouvernementshaus und an die Küchen. Die Belagerten thaten in diesem Augenblicke einen Kartätschenschuß, den einzigen, wenn man

ihnen glauben will, welcher, während fünf Stunden des Gefechts, von der Bastille abgefeuert wurde. Die Schweizer, welche in dem Hofe geblieben waren, hatten eine Oeffnung in die Verkleidung der großen Zugbrücke gemacht, wodurch sie ein ununterbrochenes Flintenfeuer machten, das für sich alleine mehr Streitende erlegte, als das Feuer aller Kanonen und Flinten zusammengenommen."

„Der Brand dauerte noch, als man ein Detaschement Grenadiers, und Füseliers, und einen zahlreichen Trupp Bürger, die von Herrn Hülin angeführt wurden, in dem Hofe ankommen sah. Letzterer war es, welcher die französischen Garden zu diesem Marsche überredet hatte. Sie rückten mit fünf Kanonen an. Man führte sie an die Pforte, welche in den Garten des Zeughauses geht und drang, ohngeachtet des Feuers der Belagerten, in den letztern Hof ein. Zwei Kanonen wurden vor der großen Brücke aufgefahren, und der Angriff begann mit neuer Wuth. — — Niemals sah man mehrere Wunder des Muths bei einem ganz an den Krieg gewöhnten Heere, als an diesem

Tage von dieser Menge ohne Anführer geschahen. Die Belagerer hatten die erste Brücke niedergeschossen; ihre Kanonen der zweiten gegen über aufgeführt, und sie konnten nun unfehlbar sich der Festung bemeistern. Herr de Launay hätte ohne Zweifel der Wegnahme der ersten Brücke einen lebhaftern Widerstand entgegensetzen können; er verlor aber alle Besinnung, sobald er sich eingeschlossen sah. Er eilte, sich hinter die ungeheure Masse seiner Basteien zu flüchten, wo er hoffte, in Sicherheit die Hülfe erwarten zu können, welche ihm noch für diesen Abend durch die Herren von Bezenval und von Flesselles war versprochen worden. Er wollte sein Leben und seine Ehre retten, und eilte mit großen Schritten dem Verluste beider entgegen. Ungewiß und schwankend zwischen Furcht und Hoffnung, ergriff er die gefährlichste Parthei, das heißt: er ergriff keine."

„Endlich überließ er sich der Verzweiflung, nahm die Lunte von einer der Kanonen im innern Hof, und ging gerades Weges nach dem Pulvermagazin Saint-Barbe, um Feuer anzulegen. Ein Unterofficier, Herr Fer-

rand, hielt ihm sein Bajonett entgegen, und stieß ihn zurück. Er ging hierauf in einen Thurm, wo man einen Theil Pulver aufbewahrt hatte; allein Herr Brequart, ein anderer Unterofficier, nöthigte ihn, sich zurück zu begeben, und wendete dieses wuthvolle Unternehmen ab, welches Tausenden von Bürgern das Leben gekostet hätte, wenn die Bastille, die benachbarten Häuser, und ein Theil der Vorstadt Saint-Antoine aufgeflogen wären. Der Gouverneur, außer sich selbst, verlangte nur als Gnade ein einziges Pulverfaß; die Soldaten aber antworteten ihm: sie wollten lieber umkommen, als daß es einer so großen Anzahl ihrer Mitbürger das Leben kosten sollte; da überdem der Widerstand vor jetzt unmöglich wäre, so müsse man einen Tambour auf die Platte-Forme steigen lassen, um zu trommeln, eine weiße Fahne aufstecken, und kapituliren. Man schlug demnach Chamade, und steckte auf einem Thurme eine weiße Fahne aus. Dieses war aber zu spät. Das Volk, aufgebracht über die niedrige Treulosigkeit des Gouverneurs, der auf dessen Abgeordnete,

(nach gegebenem gleichem Zeichen,) hatte feuern lassen, sah' nur eine neue Falle in diesem Friedenszeichen, und rückte unter beständigem Feuern bis an die Brücke des innern Hofes vor. Er ließ drei Kanonen bringen. Man wollte feuern, und schon öffneten sich die Reihen, um die Kugeln durchzulassen, als der Feind, welcher bemerkte, daß man die große Brücke herunterschießen wollte, die kleine Durchgangsfallbrücke niederließ, welche zur Linken des Eingangs der Festung war. Ohngeachtet der neuen Gefahr, die aus diesem Vornehmen entstand, wurde sie augenblicklich von den Herren Elie, Hülin, Maillard, Reole, Humbert, Tournay, François, Louis Morin und mehrern andern angefüllt, nachdem sie sich derselben bemächtigt und die Riegel vorgeschoben hatten. Die französischen Garden, welche ihr kaltes Blut beibehielten, machten auf der andern Seite der Brücke einen Kreis, um die Menge der Belagerer abzuhalten, sich dahin zu begeben. Diese Handlung der Klugheit rettete Tausenden von Personen das Leben, welche sich in die Gräben würden

geschlossen haben. Ohngefähr zwei Minuten hernach kam ein Invalid, öffnete das Thor hinter der Zugbrücke und fragte: was man wollte? Die Uebergabe der Bastille, antwortete man ihm. Hierauf erlaubte er den Eintritt. Die Sieger ließen augenblicklich die große Brücke herunter. Die Invaliden waren zur Rechten, die Schweizer zur Linken in Reihen gestellt. Ihre Gewehre standen an der Mauer hin angelehnt. Sie nahmen die Hüte ab, klatschten in die Hände, und riefen den Belagerern Bravo zu, die nun haufenweise in die Festung eindrangen."

„Die zuerst Eingetretenen behandelten die Ueberwundenen mit Menschlichkeit; diejenigen aber, welche diesen folgten, athmeten nichts als Mord und Rache, und behandelten den Platz wie einen durch Sturm eroberten Ort. Einige Soldaten, die auf den Platte-Formen postirt waren, und ihre Niederlage nicht wußten, hatten in eben diesem Augenblicke einigemal gefeuert. Das Volk, von Wuth außer sich, warf sich auf die Invaliden, und behandelte sie sehr grausam. Einer von ihnen wurde niedergemacht.

Den unglücklichen Brequart, dieser brave Offizier, welcher sich um die Stadt Paris so sehr verdient gemacht hatte, indem er den Arm des Gouverneurs zurückhielt, als er die Bastille in die Luft sprengen wollte, wurde mit zwei Degenstichen durchbohrt, und ihm, durch einen Säbelhieb, die Hand weggehauen. Man trug in allen Straßen der Stadt eben diese Hand, welcher so viele Bürger ihr Leben verdankten, im Triumph herum; er selbst wurde aus der Festung fortgerissen, und nach dem Greveplatz geschleppt. Die Menge, welche ihn für einen Kanonier hielt, hing ihn an einen Galgen, woran er verschied, mit noch einem, Namens Asselim, der eben so, wie er, das Opfer eines unglücklichen Mißverständnisses wurde."

Dies waren die leicht vorher zu berechnenden Folgen der Verletzung des Völkerrechts, das der Despotenknecht de Launay sich zu Schulden kommen ließ; und des Mangels an einem Oberhaupte, das diese Bestürmung leitete. Gewiß wäre in diesem letztern Falle mehr Menschlichkeit ausgeübt worden, aber so, wer lehrte das Volk seine Freunde von seinen Feinden in

dem Augenblicke einer gerechten Hitze unterscheiden. Die Menge treulos ermordeter und im Kampfe gefallner Mitbürger schrie um Rache, und an Mäßigung war nicht zu gedenken.

„Die Herren Maillard, Cholet, der Grenadier Arné, und einige andere streiten sich um die Ehre, den Herrn de Launay gefangen genommen zu haben. Er war nicht in Uniform; er war in einem grauen Frack mit einem ponceau Bande bekleidet. In der Hand hatte er einen Stock mit einem Degen, womit er sich die Brust durchstoßen wollte, und den ihm der unerschrockne Arné entriß. Beinahe alle diejenigen, welche den Herrn von Launay von der Bastille nach dem Stadthause leiteten, mußten die Opfer der Erbitterung der Menge wieder den Gefangenen und ihres Eifers, ihn vor der allgemeinen Wuth zu schützen, werden. Denn die Volkswuth wuchs stets im Fortschreiten. Hülin selbst, ungeachtet seines Muthes und seiner ansehnlichen Größe, konnte der großen Anzahl nicht widerstehen. Erschöpft durch die heftigen Anstrengungen, die er, um den Herrn von Launay zu vertheidigen,

angewendet hatte, war er dennoch genöthigt, ihn am Greveplatz zu verlassen, um ein wenig Athem zu schöpfen. Kaum hatte er sich gesetzt, und indem er sich umwendete, erblickte er den Kopf des Gouverneurs auf einer langen Pike. Das Volk, welches befürchtete, man möchte ihm sein Opfer entziehen, wollte, ihn auf den Stufen des Stadthauses zu erwürgen. Wer diesen Barbaren aus Linguets Denkwürdigkeiten der Bastille kennt, wird das Ende, das er nahm, gegen die Menge seiner Tyranneien zu leicht finden.

„Die Invaliden wurden einem Offizier der Stadt vorgestellt. Dieser sagte ihnen: Ihr habt Feuer auf eure Mitbürger gegeben; ihr verdient gehangen zu werden, und sollt es auf der Stelle seyn. Jedoch die französischen Garden, eben so menschlich nach dem Siege, als furchtbar im Treffen, baten das Volk, sie zu begnadigen. Alles trat diesem großmüthigen Vorschlage bei, und sie wurden gerettet. Auch that ja der Invalide nur nach dem Befehle seiner Obern. Er war noch nicht im Dienste der

Nation, sondern des Königs, dem er zu gehorchen geschworen hatte. Wer das lange unterdrückte Volk und sein Elend kennt, unter dem es schmachtete; wer einen Begriff von der Abscheulichkeit des Charakters eines de Launay und dem Intriguanten-Talent eines de Flesselles hat, der wird erstaunen, daß die Rache des Volks mit so wenigen Schlachtopfern seiner Rache zufrieden war. Dieser Letztere war mit Herrn de Launay im Einverständniß. Er hatte als Prevot der Kaufleute die Bürger mit Hoffnungen und Versprechungen, ihnen aus den Niederlagen Gewehre zu verschaffen, einigemal getäuscht, aber noch konnte man voraussetzen, unüberwindliche Schwierigkeiten, die er zu überwinden hoffte, haben ihm diese Versprechungen abgenöthigt. Unglücklicherweise für ihn löste der Tod des Herrn de Launay das Räthsel zu seinem Nachtheile. Man fand sogar den Brief von ihm in einer Tasche des Kleides vom Gouverneur: „Ich halte die Pariser mit Kokarden und Versprechungen hin; halten Sie sich nur bis gegen den Abend, und Sie werden

Verstärkung erhalten." Diesen Brief zeigte man ihm auf dem Stadthause vor. Er entfärbte sich vor Schrecken, und wollte mit dem versammelten Volke auf dem Greveplatze, an welchem das Stadthaus liegt, sprechen, um sich zu entschuldigen. Gewiß der unglücklichste Einfall, den er haben konnte, und welcher die ganze Begrenztheit seines Geistes verrieth. Denn wer sich dem Volke in seiner Wuth übergiebt, entzieht sich selbst dem Schutze der Gesetze. Auch war sein Ende schon vorüber, ehe er zum Volk reden konnte, und er hatte das Schicksal seines Mitverschwornen, de Launay.

„Die Einnahme der Bastille war ein Donnerschlag für den Hof." Die erste Nachricht davon hielt man zu Versailles für einen Betrug. Als die Verschwornen von dieser Begebenheit sich völlig überzeugt hatten, ergriffen sie die verzweifelte Parthei, sich zu den äußersten Extremen hinreißen zu lassen. Man ließ Kouriere über Kouriere nach den verschiedenen Orten abgehen, wo die Truppen kantonirten, allein diese weigerten sich, zu gehorchen. Der rechte Augenblick war verfehlt.

Der Marschall von Broglio kam, und machte bekannt: daß die Kanoniere erklärt hätten, sie würden nicht schießen. Nun gut, antwortete man ihm, so beschleunigen Sie die Blokade von Paris. Der General antwortete: daß man nicht auf die Armee rechnen könne."

„Seit zwei Tagen hatte man angefangen, die Zufuhre der Lebensmittel anzuhalten, die man nach Paris brachte, und dieses beweist immer mehr, daß man den abscheulichen Entwurf gemacht hatte: die Stadt durch Hunger zu bezwingen, wenn man sie nicht durch die Gewalt der Waffen erhalten könne. — Man hielt das, was zu Paris geschah, vor dem Könige geheim, und zeigte ihm sogar jeden Tag erdichtete Schauspielzettel." Wahrlich! einen größern Beweis, daß Ludwig der Sechzehnte ein gar erbärmlicher König war, giebt es wohl schwerlich. Welcher Minister, ich will nicht sagen, des Königs von Preußen; nur des Landgrafen von Hessen-Kassel, oder welcher ihrer Prinzen dürfte sich so etwas

unterstehen? Ein Regent, gegen den man sich so etwas erlauben darf, ist doch im Ernste nichts weiter, als eine Marionette oder Drathpuppe, welche man alle Sprünge kann machen lassen, die man Lust hat, wenn man nur den Drath anziehen kann. Gott bewahre alle Welt vor solchen Regenten, ohne Kraft und ohne Geist!

Die Ursache, die man angab, ihm solche wichtige Thatsachen zu verbergen, war: weil man befürchten müßte, es möchte bei Erblickung der Gefahr, welcher der Hof sich ausstellte, die Schwäche seines Charakters ihn bewegen, seine Gesinnungen zu ändern. Es war nicht seine Zärtlichkeit für sein Volk, welche man fürchtete; denn, wären die Pariser überwunden worden, man würde eifrigst sich bestrebt haben, eine so angenehme Neuigkeit ihm vor die Augen zu bringen."

„Indeß man an Hofe noch die Unterjochung Frankreichs zu hoffen wagte, und sie in unsittlichen Liedern zum voraus feierte, hatten die Abgeordneten, welche Tag und Nacht

für die gemeine Wohlfahrt versammelt waren, den Saal der Stände von Sonntags Morgens bis zum Mittwoche nicht verlassen. Die Bänke dieses Saales waren während dieser drei Tage sowohl ihre Tische, als ihre Betten gewesen. — Sie hatten von neuem eine zweite Gesandtschaft an den König geschickt, um ihn aufzuklären, aber immer ohne Erfolg. Man muß gestehen, daß ein Monarch sehr schwer aufzuklären ist; und hernach wird man ihn überreden wollen, daß er hintergangen worden, und zwar, bei so vielen Mitteln dem Irrthume zu entgehen, wenn er nur anders dieses gewollt hätte."

Es ist nicht dem mindesten Zweifel unterworfen, daß die Prinzen und ihre mit ihnen in der Konspiration begriffene Parthei den König durch immerwährende Verheimlichung der drohenden Auftritte in Paris nicht in den Abgrund des Verderbens würden gezogen haben, wenn nicht der Herzog von Liancourt, Mitglied der Minderheit der Nationalversammlung, ihre Wachsamkeit hintergangen, und sich in der Mitternacht zum Könige begeben

hätte. Hier erzählte er ihm alle Vorfälle in Paris; ließ ihn deutlich in jede Gefahr blikken, der er ausgesetzt sey, und mit ihm seine ganze Familie. Man kann sich den Schrecken eines schwachen Königs denken, der ihn bei Anhörung so vieler Dinge überfiel, die ihm allein noch eine Neuigkeit waren. Er fühlte, wohin ihn seine Herren Vettern und Frau Gemahlin, nebst dero Oberhofmeisterinnen und andere dergleichen, gebracht haben, und aus Eigennutz, Verschwendungssucht und Goldgierde noch bringen würden, und da in der weiten Welt für ihn kein Rettungsmittel sich zeigte, als dasjenige, welches er am ungernsten ergriff, so bediente er sich doch desselben gleich einer bittern Arznei, die allein noch helfen kann, und warf sich den darauf folgenden Morgen in die Arme der Nationalversammlung, der man eben den Vorwurf nicht machen konnte, als wäre sie nicht ganz auf der Seite des Königthums gewesen, oder als habe sie nur den entferntesten Gedanken damals gehabt, das Königthum abzuschaffen.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Folgen der Tage vom 14ten Julius ꝛc. Die Armee wird entfernt, und Herr Necker zurückgerufen. Betragen der Nationalversammlung gegen den König. Bemerkungen über die Faktion Orleans; über diese Tage ꝛc. Aussichten für die Republik, und Bemerkungen über sie und Monarchieen.

Man kann sich denken, wie bitter dieser Schritt für einen Despoten seyn mußte, der gewohnt war, in seinem Willen, die Mittel zu allem aufzusuchen, was ihm nöthig war — da seine Brüder, Provence und Artois, diese Blutmenschen, welche lieber mit ihren Blicken die ganze Nationalversammlung ermordet hätten, einen gleichen Schritt thun mußten, um unter der großmüthigen Beschirmung dieser Versammlung in der Angst ihres Herzens eine Rettung zu suchen, die sie nachher lieber in Ergreifung des Hasenpaniers suchten; da ihnen ihr Gewissen sagte, was sie verdienten; — da dieser Schritt die ersten Aufopferungen der despotischen Gewalt im Gefolge hatte, und er den Beschluß nehmen mußte, die Armee wieder nach den

Grenzen zu schicken, und den schon zweimal verjagten Herrn Necker aufs schleunigste wieder zurückzurufen.

Die Nationalversammlung versüßte, so viel möglich war, dem Könige den bittern Schritt, den eine unwandelbare Nothwendigkeit ihm abgezwungen hatte. Sie nahmen das, was der König so ungern that, für eine Handlung der Ueberlegsamkeit, und großmüthiger Schätzung der Rechte seiner Nation, und als einen Beweis der zurückkehrenden Liebe zu seinem Volke, die nur irre geleitet war. Sie begleitete ihn in Korpore, ein Abgeordneter hielt den andern bei der Hand, und so geleiteten ihn alle Mitglieder bis ans Schloß, unter dem allgemeinen Zurufe der ungeheuren herzuströmenden Menge des Volks: „Es lebe der König." Wir können uns hierbei einer Anmerkung nicht enthalten, welche ganz hier an ihrer Stelle ist.

Was verrieth diese harmonische Stimmung der ganzen Nationalversammlung? dieser Zuruf des Volks?

Man spricht so viel von einem Komplot gegen den König, von einer Verschwörung zum Vortheile des Herzogs von Orleans. Was Mounier von Mirabeau sagt, habe ich angeführt. Mit diesen Beschuldigungen stimmt durchaus das Benehmen der Nationalversammlung gar nicht überein. Orleans konnte damals unmöglich Vorschritte gemacht haben, da die ganze Stimmung noch gänzliche Anhänglichkeit an den regierenden König bewies. Daß die Königin und Artois mit ihrer Parthei das Allerschlimmste, das möglich war, von Orleans und seinen Freunden ausstreuten, um den König dazu zu vermögen, diesen Prinzen aus dem Königreiche zu verweisen, dies kann man, als evident bewiesen, voraussetzen. Alle Verschwörungen fangen zuerst mit Unzufriedenheit über Ungerechtigkeit rc. an. So lange noch Hoffnungen vorhanden sind, daß ein König vom Despotismus zurück- und zu vernünftigern Grundsätzen übergehen kann; sobald er sogar einen Schritt thut, der zu diesen Hoffnungen berechtiget, so ist die Unzufriedenheit, und mit ihr jeder Grund, zu einer Verschwörung gehoben.

Sie hört in dem Augenblicke auf, wo die Nation frei von Beschwerden wird, und an Konspiration ist nicht mehr zu denken, weil ihre Veranlassung hinwegfällt. Hätte der König im Verfolge bewiesen, daß seine Gesinnungen aufrichtig und dauerhaft seyn, Er würde seinen Thron aufs festeste gegründet haben, und ungleich weniger beschränkt worden seyn, als durch die Konstitution von 1791. geschah. Die Nationalversammlung verrieth ihre Anhänglichkeit an die monarchische Verfassung aufs lebhafteste. Noch waren der Data zu wenig, welche die größten Männer der Nation zu einer gänzlichen Verabscheuung einer Form bringen konnte, an die die Nation gewöhnt war.

Dieses ging so weit, daß man aus einer Monarchie durch vernünftige Gesetze, Restriktionen die beste und zweckmäßigste aller Verfassungen machen zu können glaubte, und daß in den ersten Jahren diejenigen Männer, welche gegenwärtig die größten Anhänger der Republik sind, damals so sehr für die beschränkte konstitutionelle Monarchie eingenommen

waren, daß sie sie öffentlich für die einzig gute Verfassung für Frankreich hielten, und den Vorschlag einer Republik für ein Attentat gegen das Glück der Nation ansahen.

Von der Richtigkeit ihres Urtheils in Beziehung auf Frankreich konnte sie bloß die Beobachtung und viele Erfahrungen überzeugen; indem sie bei dem besten Willen von der Welt es nicht dahin bringen konnten, daß ein zu despotisiren gewohnter König seine Grundsätze jenen einer beschränkten Monarchie anpaßte. Der tägliche Blick auf das Bestreben des Hofes und des Königs eine Form abzuwerfen, die ihm alle Freiheit, Gutes zu thun, einräumte, aber jene, Böses zu bewirken, einschränkte, konnten wohl allmälig nichts anders als die Ueberzeugung bewirken, daß ein wirklicher Despot nicht zu bessern sey, besonders wenn er dabei schwach, und die Drathpuppe seiner Minister und der Weiber ist, welche ihn regieren.

Dieser Neigung zur Willkühr und Uneingeschränktheit, diesem unbestimmten schwachen

Charakter eines Königs, der jenen der Treulosigkeit und des Meineides annahm, indem er heute versprach, was er morgen, als unerträglich von sich zu werfen, sich bemühte, und heute eine Konstitution beschwur, der er morgen zu entfliehen suchte, um durch Bürgerkrieg den Despotismus wieder einzuführen; diesen allen müssen wir es zuschreiben, wenn wir große Männer sich an einen Orleans anschließen sehen, der, neu im Regieren, schon viel gewonnen haben würde, wenn er eine beschränkte Monarchie erhalten hätte. Man wagte dabei weniger, als bei der Beibehaltung eines Königs, der die Nation in einer unaufhörlichen Unruhe erhielt, und sich von bösen Rathschlägen so gern leiten ließ, alles gegen sie und ihre Gesetze zu thun. Man wagte weniger, sage ich — denn die Entthronung eines Königs ohne Successionsrechte, und der die eingegangenen Verbindlichkeiten nicht hielt, war alsdann eben so leicht, als jetzo die Absetzung eines Direktors. Hierzu kommt, daß eigentlich nur von einer Regentschaft oder der Verwaltungsstelle für den Herzog

von Orleans die Rede war, die ihn dann freilich nach dem Tode des Dauphins zur Königswürde selbst hätte bringen müssen, da Provence und Artois durch ihre Emigration ihre Successionsrechte verloren hatten. Der Hof hatte sich, man nehme es, wie man wolle, weniger über die Denkungsart der Nationalversammlung, als über sich selbst zu beklagen. Hätte er so viel Staatsklugheit besessen, den dringenden Bedürfnissen des Augenblicks und der Nation nachzugeben, wäre sein Benehmen ehrlich und bieder gewesen; hätte er Empfänglichkeit für das Edle, Große, und das wahre Glück der Nation gehabt, so würde er sich allmälig und mit Vergnügen in eine kleine Veränderung gefunden haben, die für ihn eben so ehrenvoll, als wohlthätig für den Staat war. Man gewinnt ja auch durch Gewohnheit, Liebe und Neigung zum Guten.

Man konnte an der Königin und ihrem Benehmen gar deutlich die Folgen mißlungener Anschläge auf das Verderben einer ganzen Nation erblicken. Ihre Angst glich nur ihren Be-

mühungen, das Volk gegen sich zu erbittern. Sie fühlte, daß sie gar nichts in die Waagschale zu legen hatte, das jener, worinnen alles Böse lag, das sie bewirken half, nur ein kleines Gegengewicht geben konnte. Sie erfuhr dieselbige Demüthigung, wie die Brüder des Königs, welche den Schutz einer Versammlung anflehen mußten; die, sie aufs feindlichste zu behandeln, das Komplott gemacht hatten. Da sie nichts hatte, ihre Verbrechen zu entsündigen; nichts in sich selbst fand, das ihrem Herzen den Trost hätte geben können, die Nation würde darauf Rücksicht nehmen, und ihr mit Achtung begegnen, so versteckte sie sich bei allen Gelegenheiten hinter die Unschuld des Kindesalters des Dauphins, der Hoffnung der Nation, nahm ihn auf ihren Schaoß, drückte ihn an ihre Brust, um die Aufmerksamkeit der Rächer von ihrer strafbaren Person auf die Schuldlosigkeit eines Kindes zu ziehen, das die Nation lieben mußte, und dadurch zugleich Schonung der Mutter zu bewirken, deren einziges Verdienst dabei war, ihn empfangen und gebohren zu haben. Malerisch mag der Anblick für den Kenner des menschlichen

lichen Herzens gewesen seyn, wie sie da auf dem Balkon des Schlosses saß, und in Mischung von Angst, und der Demüthigung mißlungener Plane, und den Besorgnissen von Verderben und Verachtung den Kronerben einem Volk zeigte und darhielt, das sie von ganzer Seele und aus allen ihren Kräften haßte, weil es edel genug war, die Ketten der Knechtschaft nicht mehr tragen zu wollen.

Es ist unrecht, wenn man diese Tage die Tage der französischen Revolution nennt. Alles, was daraus entstand, war die Zurücksendung der Armee und die Zurückberufung Herrn Neckers. Beides war keine Veränderung der Regierungsform, und hatte die Nation noch nicht zur Konstitution geführt. Sie leiteten sie aber mächtig ein, indem sie die Kabalen des Hofes erdrückten, Veranlassung zu den neuen Einrichtungen gaben, die in ruhigern Tagen befestigt wurden; indem sie innerhalb sechs Tagen den Hof von den Intriguanten reinigte, welche die Flucht ergriffen; und was das Wich-

tigste ist, den König überzeugten, daß seine Macht nicht in seiner Person, sondern in einem Volke ruhte, welches sie eben sowohl zur Bestreitung der Tyrannei, als zum Schutze der Gesetze anzuwenden bereit war. Hätte er oder die Tage vom 5ten und 6ten Oktober die Folge gehabt, daß die Königin gleichfalls das Reich verlassen hätte, so säße vielleicht Ludwig der Sechzehnte glücklich und geliebt auf seinem Throne, und Frankreich hätte alle die Uebel nicht erfahren, welche Marat, Robespierre, Collot Herbois, St. Just rc. Reubel, La Revelliere, Lepeau und ihre Rapinat's und Konsorten über dasselbe brachten — Erfahrungen, welche Hoffnung geben, daß die Republik in dieser erfahrungsvollen Schule erzogen, sich allmälig einer Vervollkommnung nähern werde, welche ihre Ehre, ihren wohlthätigen Wachsthum, und ihr Glück auf den höchsten erreichbaren Gipfel hinaufheben werde.

Die Feinde der Republik bezweifeln dieses, aber nicht zur Ehre ihrer Urtheilsgabe.

Alles strebt vorwärts im Wachsthum der Erfahrungen zu der höchst erreichbaren Vollkommenheit. Alle Staatsverfassungen, bis auf den Despotismus, der überall keinen vernünftigern, keinen vollkommnern Wachsthum zuläßt, weil er nur als Unkraut zum Verderben dessen, was um ihn her ist, gedeihen kann, durchliefen ihre Gradationen, und gingen nur dann nicht rückwärts, sondern in der Direktionslinie einer veränderten Verfassung vorwärts. Nachdem Sparta, Athen, Rom ꝛc. sich durch Jahrhunderte vervollkommnet, das ist, die Verfassung gegründet und befestigt hatten, schlich sich allmälig der Saame der Tyrannei ein, wuchs allgemach neben dem Saamen der Freiheit, und erstickte Letztern. Das Verderben der Republiken ging nicht aus den Grundsätzen hervor, auf welche sie errichtet sind; und diese sind keiner Verschlimmerung fähig; sondern aus den neben ihnen eingeschlichenen Grundsätzen des Sittenverderbens, das man nicht aus den Grundsätzen freier Verfassungen oder der Tugend, sondern aus jenen des nichts sich versagenden Despotismus schöpft,

welcher mit Aristokratism anfängt, und mit der gesetzlosen Freiheit Einzelner, welche mit der gesetzlichen Freiheit einer Republik im Gegensatze ist, endigt.

Man kann es nicht oft genug wiederholen: daß man die republikanische Verfassung nie mit ihrer Administration oder der Verwaltung verwechseln muß. Es ist daher lächerlich, wenn Menschen sagen, Frankreich habe bis jetzo noch keine freie Verfassung gehabt. Frankreich ist durch seine Konstitution allerdings eine freie Verfassung, und diese ist das Regulatif, an welchem der gute Gebrauch oder Mißbrauch der ausübenden Gewalt geprüft wird. Gehen die Administratoren davon ab, wie die Reubels, la Reveillieres, Merlins rc. oder versehen es die Gesetzgeber, indem sie Gesetze vom 19ten Fruktidor machen, wodurch die Konstitution in ihrer Kraft gelähmt oder gleichsam suspendirt wird, so können diese Fehler doch nie Permanenz erhalten, weil die Folgen der Irrthümer, die Fehlerhaftigkeit anti-konstitu-

tionellet Verwaltungen bald ins Licht setzen. Indessen nun einzelne Bürger unter den Fehlern der Administration leiden, bleibt dem ohngeachtet die Verfassung frei und gut, weil sie immer der Probierstein für die Verwaltung ist, woran man erkennt, ob fehlerhaft oder richtig verwaltet wird. Seitdem die Republik steht, hat sie durch die Bemühungen der Legislatoren, die zu Abhelfung der Mängel neue Gesetze gaben, immer gewonnen, und selbst während der Tyrannei des Triumvirats Fortschritte gemacht, und da sie im Grunde mächtiger ist, als Grundgesetz des Wohls der ganzen Nation, welcher daran gelegen ist, daß es erhalten werde, als die Willkühr einzelner Administratoren, so ist auch nicht ehe für die Verfassung selbst etwas zu fürchten, bis der Aristokratism und Despotismus im Innern feste Konsistenz gewonnen hat; oder von außen durch Uebermacht der Waffen — eines infamen Kontrebandeartikels — eindringt, und die Grundsätze der Tugend und Freiheit ausrottet, um jene der Niederträchtigkeit und Willkühr, die völlig synonym sind, an ihre Stelle zu setzen.

Eben so vervollkommneten sich die Monarchieen. Ihre höchste Stufe erreichen sie dann, wenn sie auf einem weisen Gesetzbuche beruhen, für welches der Monarch Achtung hat. Neben ihnen schleicht der Despotismus oft ein, der mit Machtsprüchen gegen Einzelne anfängt, und mit allgemeiner Unterdrückung Aller endigt, und die Monarchie vernichtet.